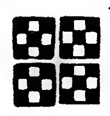


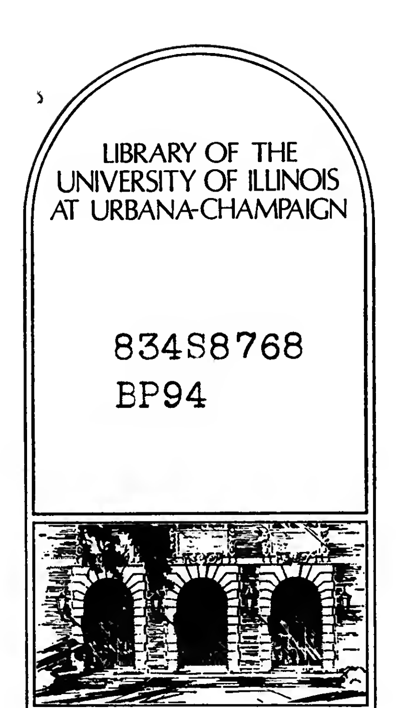


Friedrich Stoltze

und

Frankfurt am Main




LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN
834S8768
BP94



und

Frankfurt am Main

Ein Zeit- und Lebensbild

von

Johannes Proelß



Frankfurt am Main
Neuer Frankfurter Verlag.
G. m. b. H.
1905.



Friedrich Stoltze.

Gewidmet

der Stadt Frankfurt am Main.



Bei der Enthüllung eines Denkmals ist es Brauch, daß eine feierliche Übergabe an die Stadt erfolgt, in der es zur Aufstellung gelangt. In gleichem Sinne widme ich diese Stoltze-Biographie der Stadt Frankfurt a. M.

Friedrich Stoltze war der Sänger und Lustige Rat der Freien Stadt Frankfurt, als sie die Hauptstadt der deutschen Freiheits- und Einheitsbewegung war, bis zum Verlust ihrer Selbständigkeit, der Verherrlicher ihres unvergänglichen Ruhms und ihrer stets sich neuverjüngenden Schönheit in der Epoche, die ihren Aufschwung zur modernen Großstadt erlebte. Innigst verwachsen mit ihren Schicksalen und Katastrophen, wie es sein Leben in ganz einziger Weise war, hatte ich es auch darzustellen, und so mußte das Lebensbild ein Zeitbild werden und diese Dichterbiographie zur Biographie der „deutschen Stadt" seit dem Jahre 1816. Schon als ich bald nach Stoltzes Tod auf Einladung des Ausschusses für sein Denkmal in Frankfurt den Vortrag hielt, der sein Leben skizzierte, empfand ich den Antrieb zu einer größeren Darstellung; doch würde ich mich an die Ausführung der schwierigen Aufgabe schwerlich gewagt haben, wenn nicht der Vorsitzende jenes Ausschusses, Dr. Heinrich Rößler,

mich namens desselben zu dem Entschluß gebracht hätte. Dem Wunsche, die Biographie mit recht viel Proben aus Stoltzes heiterer und ernster Dichtung auszustatten, konnte ich um so leichter nachkommen, als viele der bedeutendsten Gedichte und Erzählungen Dokumente seines Lebens sind. Was Goethes Vaterstadt Freudiges und Trauriges erlebt hat in der „Demagogenzeit", im Parlamentsjahr 1848, im Schillerjahr 1859 und in der kritischen Zeit des Kampfes um die Mainlinie fand hellsten Widerhall in Stoltzes Poesie. Und so ist denn das Buch geschmückt mit den schönsten Strophen des Dichters, und ich will zufrieden sein, wenn die Fassung, die ich ihnen gab, ihre ursprüngliche Leuchtkraft zur Geltung bringt.

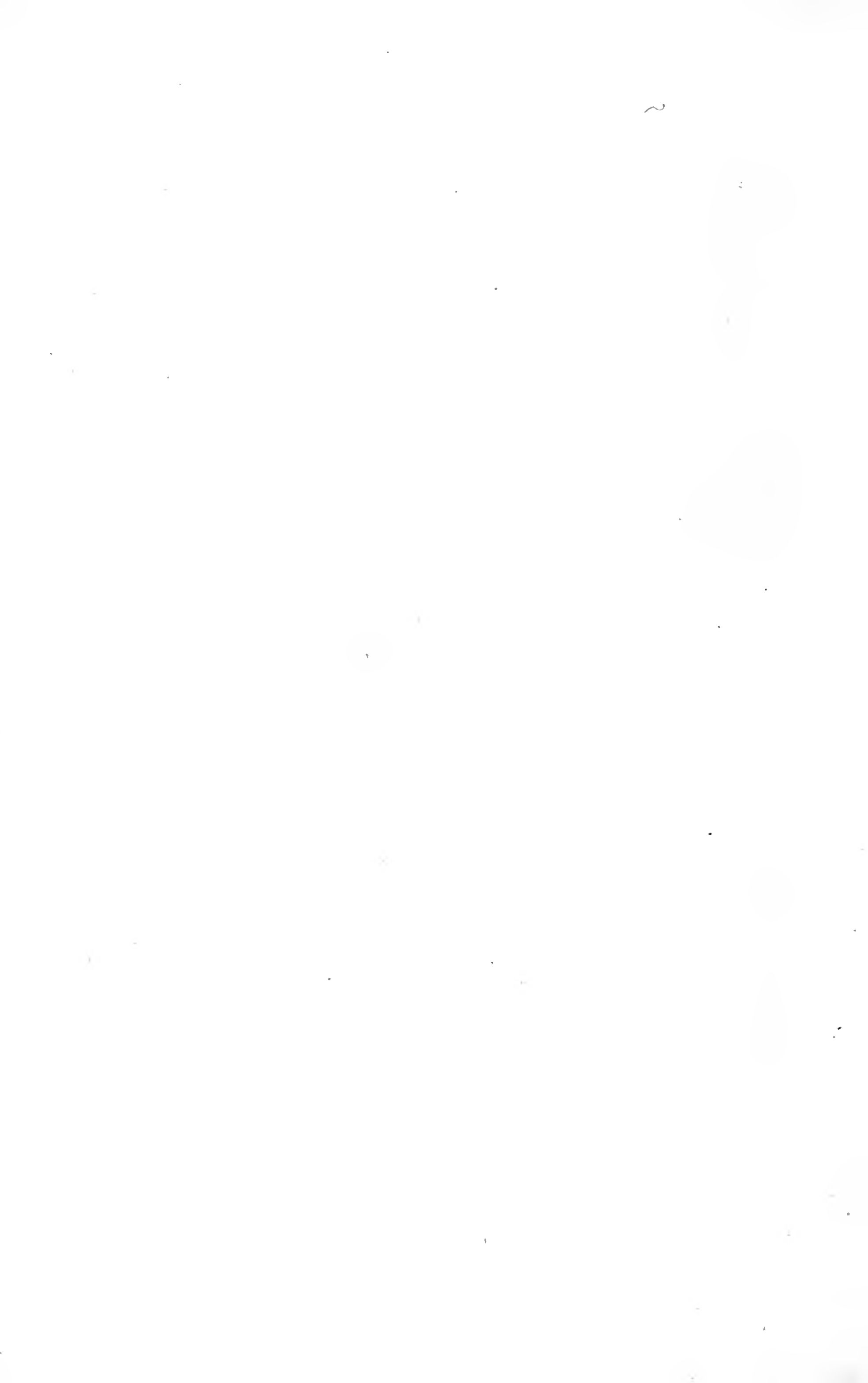
Aber auch sonst verleugnet mein Buch seine Frankfurter Herkunft nicht. Meine eigene Liebe für die Stadt, in der ich ein volles Jahrzehnt gelebt und gewirkt habe, ist an ihm aufs innigste beteiligt, und wenn ich auch fern der Mainstadt das Werk niederschrieb, so konnte ich mich dabei doch auf die Vorarbeit und die Hilfe Vieler stützen, die mit Stoltzes Lebensverhältnissen und der gleichzeitigen Geschichte Frankfurts vertrauter waren als ich. Ihnen allen sage ich Dank! In besonderem Maße bin ich verpflichtet den Töchtern Stoltzes, die mir das Wichtigste der literarischen Hinterlassenschaft des Vaters, auch sein Handexemplar der „Frankfurter Latern", anvertrauten, Herrn Otto Hörth, der die von ihm veranstaltete Ausgabe der „Gesammelten Werke von Friedrich Stoltze" mit einem Abriß seines Lebens versah und mir gar manche Auskunft erteilte, dem Magistrat der Stadt Frankfurt a. M., der mir die im Stadtarchiv befindlichen, noch nie historisch bearbeiteten Gerichtsakten, die das „Frankfurter Attentat" betreffen, zum Studium

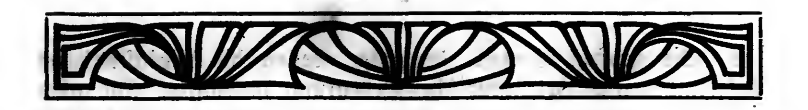
ausliefern ließ, Herrn Professor Dr. Ebrard, Direktor der Stadtbibliothek, dem ich die Einsicht in so manches selten gewordene Werk der Frankfurter Dialektdichtung verdanke. In andauernder Mühwaltung haben mich aber Herr Stadtarchivar Dr. Rud. Jung und mein alter Freund und Kollege Franz Rittweger in meinem Streben nach historischer Genauigkeit auf das bereitwilligste unterstützt. Sie brachten diese Opfer an Zeit dem Dichter zu Lieb, und so half die Liebe, die dieser in der Vaterstadt säte, auch an dem Werke, das nunmehr in Frankfurt ans Licht tritt, um alle Freunde der Poesie Stoltzes näher mit ihrem Ursprung bekannt zu machen, und hoffentlich recht Vielen, die den edlen Freiheitssänger und kerndeutschen Humoristen noch nicht kennen, die Bekanntschaft mit ihm zu vermitteln.

Zum Schluß auch ein Wort des Dankes an die Verlagshandlung für die Geduld, mit der sie sich in die lange Unterbrechung zu finden wußte, die meine Arbeit erlitt, als ein langwieriges schweres Augenleiden mich an ihrer Vollendung hinderte! Um dem Werke eine volkstümliche Verbreitung zu sichern, hat der Verlag auch an einem verhältnismäßig niedrigen Preise festgehalten, trotz der Stärke des Bands und der Ausstattung desselben mit zwei Porträts und der graphischen Wiedergabe des schönen Gedichts an die Schwester Annett in der Handschrift Stoltzes. Das Original des noch nie veröffentlichten zweiten Porträts stammt aus dem Jahre 1854 und stellt den Dichter in seiner frischesten Manneskraft dar.

Stuttgart, am 10. November 1904.

Johannes Proelß.





I.

Wer in den Jahren vor 1866 eine deutsche Schule besucht hat, der hat aus ihr, sie mochte im Norden oder im Süden des Vaterlands stehen, sicher ein ideales Verhältnis zu Frankfurt am Main mit ins Leben genommen.

Frankfurt, die Pfalz Karls des Großen, die Residenz, dann die Wahl-, die Krönungsstadt der deutschen Kaiser — Frankfurt, der Sitz eines tatkräftigen, weitblickenden, freigesinnten Bürgertums, das seine Selbstständigkeit früh errungen und zäh gewahrt hatte — Frankfurt, die Stadt der Messen, der größte Binnenmarkt des deutschen Handels im Westen, der Mittelpunkt der Reichsposten und der Thurn- und Taxisschen Postverwaltung — Frankfurt die freie Reichsstadt, die größte zwischen Süden und Norden, die einzige, die von allen Binnenstädten Deutschlands die Verfassung eines Freistaats auch dann behielt, als sie zur Hauptstadt des Deutschen Bundes, zum Sitz des Deutschen Bundestags erwählt war — Frankfurt die Stadt der „Paulskirche", der Deutschen Nationalversammlung von 1848, die nach dem „deutschen März" unter Zustimmung der deutschen Fürsten die Verfassung für das ersehnte neue Reich beriet: welche andre deutsche Stadt hatte eine ähnliche Reihe nationaler Ruhmestitel aufzuweisen? Als „Deutsche Haupt- und Ehrenstadt" prangt sie in den Annalen unsrer Geschichte bis zu dem großen Umschwung, der das neue Reich unter dem Erbkaisertum der Hohenzollern ins Leben rief und den Schwerpunkt des nationalen Lebens vom Main nach Berlin verlegte. Die Herkunft Goethes aus Frankfurt gab diesem Ruhm den strahlendsten Nimbus.

Die großen Vorteile der Lage, denen die Mainstadt im Mittelalter ihre welthistorische Bedeutung verdankte, sind aber die gleichen noch heute, und trotz aller Verluste an Macht und Selbstständigkeit ist sie zu neuer Bedeutung frisch erblüht im Kranze der deutschen Städte. Als nördliche Zugangspforte der oberrheinischen Tiefebene, als Zentrum des ganzen Rheingebiets, in dem sich die Main-, Elbe-, Weser-, Ober- und Unterrheinstraßen, die Straßen Berlin-Mailand, Köln-Wien, Leipzig-Paris kreuzen, als Vermittlerin des Verkehrs zwischen Süden und Norden, hat sie auch heute noch eine dominierende Stellung in Deutschlands Handel und Wandel. Ansehnlicher und großartiger als je hebt sich das Bild der Stadt mit ihren Türmen und Kuppeln vom Main und gegen den Taunus ab, und von seinem stets wachsenden Reichtum zeugen die riesenhaften Verhältnisse seiner Verkehrsanstalten, seiner, Tempeln gleich, aufragenden Theater, Museen und Bildungsstätten. All die neue Pracht scheint, von außen betrachtet, den alten Kern schier ersticken zu wollen; aber es ist doch ein zeitgemäßer Verjüngungsprozeß, der sich vollzieht, so groß auch die Opfer sind, die er dem historischen Sinn und der Vorliebe für das Altheimische zumutet. Ja, besser als in anderen alten Städten sucht man hier zur Zeit bei der Erneuerung des Alten den historischen Charakter zu wahren, nachdem früher bei dem Abbruch der Stadtbefestigung so manches Prachtstück zwecklos hingeopfert wurde, das an Kraft und Schönheit wetteiferte mit dem verschont gebliebenen säulenschlanken Eschenheimer Turm und dem trutzigen Rententurm, der am Main den Bernus'schen Neubau des einstigen Saalhofs beschirmt. Hoch ragt aus der Mitte der Altstadt der alte Kaiserdom mit dem „Pfarrturm", wie er nach dem Brande vom 15. August 1867 größer und schöner neuerstand, ein ehrwürdig Wahrzeichen der alten Traditionen und der alten Geschichte von Frankfurt. Und noch immer lebt in der Stadt ein kraftvolles Bürgertum, das sich dieser stolzen Traditionen bewußt ist und gerade deshalb sich neuen Ruhm als Vorbild sozialpolitischer Selbstverwaltung erworben hat.

Als ein Denkmal dieses Bürgersinns ist in jüngster Zeit das neue Rathaus zwischen der Frankfurter Altstadt und der in stetem Wachstum begriffenen Neustadt erstanden, ganz modern in seiner großzügigen praktischen Anlage, schier ein historisches Museum in seiner Ausstattung. Jahrhunderte hindurch war das

Regiment der Stadt vom **Römer** aus geführt worden, dem alten Rathaus, das einst zugleich der Stadtverwaltung, den Kaiserwahlen und den Messen diente. Das neue Rathaus mußte sich dem alten, der neue „Bürgersaal" sich dem alten „Kaisersaal" angliedern! Als dann im Sommer 1903 Kaiser Wilhelm II. als Gast Frankfurts das vollendete Bauwerk betrat, da konnte der Oberbürgermeister Adickes mit berechtigtem Stolz darauf hinweisen, wie man mit Hilfe der richtigen Künstler den Weg gesucht und gefunden habe, um unter Beseitigung entbehrlich gewordener Bauteile und durch Anfügung neuer Bauten einen geräumigen, straßenüberspannenden und erweiterungsfähigen Neubau zu gewinnen und so der Väter Erbe aufs neue der Stadt zu eigen zu machen.

Zahlreiche stilreine Zierstücke, Portale, Fenstereinfassungen, Gitter und Wappen, aus den alten Häusern am Paulsplatz, die dem Neubau weichen mußten, sind diesem an geeigneter Stelle einverleibt worden. Nach dem Vorbild alter, einst leichtfertig abgetragener Gebäude der Altstadt hat man ganze Teile der neuen Giebelfronten entworfen und ausgeführt. Der „lange Franz", mit seinem altertümlichen Zinnenkranz grüßt nach dem Kaiserdom hinüber, ganz wie es einst der Sachsenhäuser Brückenturm tat, nach dessen Muster er gestaltet ist. Wie lebensvoll aber spricht erst der figürliche Ausschmuck von der Vergangenheit! Die Architekten v. Hoven und Neher und ihre Genossen am Bau aus der Bildhauergilde sind bei der schönen Aufgabe wahrhaft zu Dichtern geworden! Über den Portalen, unter den Giebeln, an Fenstern und Treppen, in Sälen wie in den Gewölben des Ratskellers grüßen den Betrachter ernste und heitere Gestalten, Porträts und Allegorien, die alle in Bezug zum Altfrankfurter Leben und seiner Geschichte stehen. Dort blickt ernst das würdevolle Haupt Karls des Großen auf uns nieder, hier, hellen Augs, Meister Merian, der Zeichner der alten Festungspracht Frankfurts. Die früheren Baumeister und Chronisten der Stadt leben vor uns auf. Die große Glocke des Hauptturms führt den Namen „Frau Rat", nach Goethes Mutter, der herrlichen Frankfurterin, und wie es im fertigen Bau an einer Huldigung für ihren Sohn, den größten Frankfurter, nicht fehlen wird, so hat schon jetzt auf der Giebelfront an der Buchgasse **Friedrich Stoltze** ein Denkmal erhalten, und neben den Köpfen anderer Künstler, die Frankfurt im besonderen verherrlichten und schmückten, schaut

sein edler Charakterkopf liebevoll auf die Stadt, von der er einst mit heiterer Selbstironie gesagt hat:

„Es is kää Stadt uff der weite Welt,
Die so merr wie mei Frankfort gefällt,
Un es will merr net in mein Kopp enei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!“

Ja, „der Goethe“ und „der Stoltze“, sie haben beide dafür gesorgt, daß der alte Ruhm Frankfurts auch von der schnelllebigen Nachwelt nicht vergessen wird. Als Frankfurt aufhörte, die Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser zu sein, nach dem Untergange des alten Reichs, fand es in Goethe den liebevollsten Schilderer der Zustände und Bräuche, die ihm als Enkel des Stadtschultheißen Textor in der Knabenzeit aufs innigste vertraut worden waren. In farbenfrischen Bildern ist für alle Zeit das Frankfurt der Kaiserkrönungen und des Pfeifergerichts in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ zur Freude jedes Lesers festgehalten. Und als im Jahre 1849 die stolzen Hoffnungen zusammenbrachen, die sich an das Deutsche Parlament in der Frankfurter Paulskirche geknüpft hatten, als 1866 die alte „Freie Stadt“ ganz und gar ihre nationale Bedeutung einzubüßen schien, da fanden die trauernden Alt-Frankfurter in Friedrich Stoltze einen Tröster, der alles, was ihnen lieb und teuer war an großen und trauten Erinnerungen, an Bleibendem und Vergänglichem der Vaterstadt, frisch aufleben ließ in Liedern voll ungebeugten Bürgerstolzes, in Erzählungen und Schwänken voll urwüchsigen, echt volkstümlichen Humors, eines Humors, der mit demselben Blute getränkt war, wie ihr eigner, und den dieselbe Liebe zur Vaterstadt und dieselbe patriotische Gesinnung beseelte wie jenes Lied, das er 1861 den Frankfurter Sängern zum großen Deutschen Sängerfest in Nürnberg mit auf den Weg gab:

„Und Herzen und Gedanken
Sind heute all bei Dir,
Du Edelstein in Franken,
Du deutscher Städte Zier;
O Nürnberg! nicht von gestern
Kennt Dich Dein Frankfurt blos;
Wir waren einstens Schwestern,
Da war noch Deutschland groß!

Da war noch Deutschland mächtig,
Kein Volk der Welt ihm gleich,
Da blüheten noch prächtig
Der Kaiser und das Reich;
Dein Name, Nürnberg, strahlte
Und gab gar goldnen Klang,
Dein Albrecht Dürer malte,
Und Sachs, dein Schuster, sang.

Und Frankfurt krönte Kaiser
Mit Glanz und Gloria,
Und roter Wein und weißer
Sprang vor dem Rathaus da;
Und seine Messen schmückte
Vom Deutschen Reich der Fleiß,
Doch was ihm Nürnberg schickte,
War aller Ware Preis.

Doch bis herab zur Mythe
Sank Deutschlands große Zeit,
Es lebt nur noch im Liede
Die alte Herrlichkeit,
Die Eintracht und die Treue,
Die nicht vom Bruder läßt,
Und daß es sich erneue
Begehst Du heut Dein Fest . . .“

Durch die hochdeutschen Gedichte dieser Art, in denen Friedrich Stoltze ein Halbjahrhundert hindurch sich als Sänger des deutschen Volkes voll feuriger Begeisterung für die politischen Ideale der Freiheit und Einheit bewährte, gehört der zu Ostern 1891 verstorbene Dichter in eine Reihe mit Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh und Freiligrath. Seine Bedeutung als Humorist und Dialektdichter stellt ihn, den Frankfurter von der Maingrenze, zwischen den Alemannen Johann Peter Hebel und den Plattdeutschen Fritz Reuter. Das Gesamtbild seines poetischen Wirkens und Schaffens mit dem Grundzug fester Wurzelständigkeit in einem uralten deutschen Gemeinwesen von Frankfurts Vergangenheit macht aber seine Bedeutung als Volksdichter, als Dichter aus dem Volk und für das Volk, als Dichter von Volksanschauungen, Volkssitten, Volksschicksalen in echt volkstümlicher Sprache, zu einer ganz einzigen. Nur in Hans Sachs, dem Nürnberger Meistersinger der Reformationszeit, hat die deutsche Nationalliteratur seines Gleichen. Was der junge Goethe unter der Nachwirkung seiner ersten Frankfurter Dichterzeit in „Hans Sachsens poetischer Sendung“ diesem zum

Ruhme sang, das gilt in vieler Beziehung auch von Stoltze. Der „Naturgenius“, der den Nürnberger Meister das Dichten lehrte, führte auch ihn durchs Leben. Auch ihn hatte die Muse berufen, „sein Sach schwankhaft dem Volk vorzutragen“. Doch gleichzeitig leitete ihn ein Kunstgefühl, das er selbst auf die frühe Einwirkung von Goethes Dichtung zurückführte. Wie bescheiden er von seinem Talent beim Aufblick zu dem großen Meister dachte, dessen Geburtshaus „Zu den drei Leyern“ am Großen Hirschgraben so nahe dem seinen lag, welche liebevolle Bewunderung er für Goethe hegte, dies hat er wiederholt ganz direkt sowohl in hochdeutschen Versen als in Frankfurter Mundart ausgesprochen, pathetisch und humoristisch, jedesmal aber in einem Gedankengang, der ganz ihm angehörte.

„E hiesig Vorjerschkind, deß uff drei Dichter-Leyern
So Großes hat geleist, wie Kääner mehr hernach,
Den Sohn von der „Frau Rath“ kann merr net scheener feiern,
Net sinniger, als wie in seiner Muttersprach .....
Was mit der Muttermilch Er bei uns eingesoge,
Gefühls- und Denkungsweis und Reddensarte-Flor,
In seine Werke find't merr deß uff jedem Boge,
Wann, so zu sage, ääch mit annern Worte nor ...
Vom Oste bis in West, vom Norde bis in Side
Hatt err mit seim Gesang des ganze Land erfräät,
Hat iwwersch ganze Volk die scheenste Geistesblithe,
En hunnertfache Lenz, mit voller Hand gesträät ...
Doch stann bei uns sei Wieg; sei frohe Kinnerzeite,
Sei ehrschte Jinglingsjahrn hat err bei uns verbracht!
Bei uns griff err zuehrscht als Sänger in die Saite,
Dem Gretche hat err hie zuehrscht die Kur gemacht.
Von Frankfort zog err aus, aus unsre Dhorn und Porte,
Als wie e Sonnegott, der aus dem Oste bricht;
Erfillt hat err die Welt mit himmlische Akkorde,
Und Deutschland hat gestrahlt in seiner Dichtung Licht ...“

Stoltzes auf die Lyrik und die humoristische Erzählung beschränktes Talent mit dem weltumfassenden Genie Goethes zu vergleichen, wäre ganz gegen den Sinn des schlichten Mannes, und es hieße sein Charakterbild in sehr schiefe Beleuchtung rücken. Und doch hatte der greise Wilhelm Jordan, der Meister der großzügigen Epik, völlig Recht, als er am Grabe des ihm befreundeten Genossen zu seiner Charakteristik die schönen Worte fand:

„Verwandte Wurzelsäfte, verwandter Schmelz der Farben,
Verwandt gewürzte Düfte sind Deinen Blumengarben
Im selben Gartenboden voll Segens zugeflossen,
Dem — Riesenkelche tragend — der Goethebaum entsprossen.“

So verschieden sich die Laufbahn der zwei Frankfurter Kinder gestaltet hat — jene des den höchsten Höhen des Lebens zustrebenden Faustdichters und die des ins Leben der Vaterstadt sich mehr und mehr vertiefenden Volksdichters — die Kindheit beider, im selben Boden haftend, weist große Ähnlichkeiten auf.

Für den Knaben Wolfgang Goethe war es die höchste Lust, in dem alten Frankfurt heimisch zu werden, sich im Römer, auf der alten Mainbrücke, an den belebten Landungsplätzen und Märkten, zumal zur Meßzeit, herum zu treiben. Eine gewisse Neigung zum Altertümlichen, heißt es in „Dichtung und Wahrheit", setzte sich in dem Knaben fest, wobei noch eine andere Lust, blos menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weiteren Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen, sich hervortat. — Das gilt auch alles von dem Sohn des Gasthalters Stoltze im „Rebstock". Das Unterscheidende ergab sich vornehmlich aus der Verschiedenheit der Herkunft und der sozialen Umwelt, aus der Verschiedenheit der Epochen der Geschichte Frankfurts, in die des einen und des andern Kindheit fiel. Das feingekleidete Söhnchen des kaiserlichen Rats Goethe machte seine frühen Exkursionen auf eigene Faust hinter dem Rücken der Eltern; der Gastwirtssohn Fritz Stoltze war in der Frankfurter Altstadt daheim. Als Wolfgang Goethe heranwuchs, „war kein Frankfurter von einem gewissen Alter, der nicht die letzten Kaiserkrönungen und was sie begleitete, für den Gipfel seines Lebens gehalten hätte". Sein Großvater Textor hatte als Schöffe über Franz I. den Krönungshimmel getragen und spielte als Stadtschultheiß auch bei der Krönung Kaiser Josephs II. eine gewichtige Rolle. Daß Wolfgang von der Krönung Kaiser Josephs am 3. April 1764 Zeuge wurde, war für seine farbenfreudige Phantasie das größte Erlebnis der späteren Knabenzeit. Damals war die Stadt noch völlig von dem doppelten Ring der gewaltigen mittelalterlichen Befestigungswerke mit ihren hohen Bastionen und Stadtmauern, Wehrgängen und Ausfallstoren umschlossen und das Bewußtsein hiervon erhöhte den „Druck von Giebeln und Dächern", „der Straßen quetschende Enge" für das Gemüt des Kindes, das sich schon früh ins Land Italia sehnte. In Stoltzes Knabenzeit war das alte römische Kaiserreich deutscher Nation bereits zerfallen; die Herrschaft Napoleons hatte ihre Wirkung getan. Die Festungswerke, ihre Wälle und Gräben waren unter des Fürst-

Primas Dalberg Regierung geschleift worden und die Gartenanlagen des Maire Guiollett legten statt ihrer um die Stadt ihren grünen Kranz. Noch bestanden zwar die Haupt- und Nebentore, ja sie wurden über Nacht geschlossen, aber Tagsüber flutete das Leben ungehemmt hindurch. In „Dichtung und Wahrheit“ lesen wir, wie Goethe als Knabe in den Grundsätzen der Toleranz auch den Bewohnern der abgeschlossenen „Judenstadt“ gegenüber erzogen wurde, denen von Seiten des Stadtregiments noch alle bürgerlichen Rechte versagt waren. Als er, schon älter, bei einem Brand am Eingang der „Judenstadt“ löschen half, wurde ihm dies von seinen Freunden verdacht. Seit 1811 war der Bann von der Judengasse genommen. Die Israeliten wurden damals als Bürger anerkannt, und wenn auch die Verfassung von 1816 ihre Rechte wieder beschränkte, so war der alte Zustand der Absonderung doch für alle Zeiten vorüber. Sobald es im Hause eines Juden brannte, trat die Löschmannschaft der Stadtwehr in Aktion, und Stoltze konnte als Knabe in jedem solchen Fall seinen Vater als Spritzenkommandanten beim Rettungswerke walten sehen.

Freilich hatte 1806 Frankfurt aufgehört, die Wahl- und Krönungsstadt eines deutschen Kaiserreiches zu sein und das Ab und Auf des offiziellen und gesellschaftlichen Lebens der Bundestagsgesandten war nur ein schwacher Ersatz für den Wegfall der glänzenden Aufzüge und Feste, die noch die letzten Kaiserkrönungen begleitet hatten. Auch der Anfang der Messen brachte nicht mehr das Schaugepränge zur Entfaltung wie zur Zeit des „Meßgeleits“ und des „Pfeifergerichts“. Aber der Charakter der Messen selbst bewahrte noch viel der bedeutsamen historischen Züge. An das „Meßgeleit“, zu welchem bis 1802 die städtischen „Geleitsreiter“ den Wagenzügen der fremden Kaufleute aus Nürnberg, Ulm, Köln, Leipzig u. s. w. entgegenzogen, erinnerten nicht nur die „Geleitsbretzeln“, die man den Kindern kaufte. Das Einläuten der Messe mit der großen Meßglocke des Pfarrturms elektrisierte die Jugend von ganz Frankfurt wie früher, und wenn vormittags halb Zwölf der erste Schlag erfolgte, sprangen die Kinder jubelnd auf die Gasse und schrieen aus vollem Hals „Mei Meß! Mei Meß!“ Auch die Erwachsenen riefen es einander zu. Wer es dem andern zuvortat, der hatte ihm die Messe abgewonnen und bekam von diesem ein „Meßstück“ gekauft. Noch dauerte sowohl die Oster-

wie die Herbstmesse vier Wochen lang, und der Zuzug von Meßfremden und Gästen anderer Art, war immer noch so groß, daß 1819 der Geograph Karl Ritter, nachdem er die Professur der Geschichte am Frankfurter Gymnasium übernommen hatte, sich zu der Klage berechtigt fühlte: „Frankfurt ist wirklich, wie ein alter Antiquarius schreibt, die Kreuz-, Post- und Querstraße von Mitteleuropa und Mercurii beliebter Transito-Mittelpunkt. Zur Meßzeit kann sich ein hier Wohnender daher kaum vor all dem Andrang retten.“ Noch galt in Wahrheit, was der ritterliche Dichter Ulrich von Hutten ums Jahr 1510 von der Mainstadt gesungen hat:

„Weither suchen die Völker sie auf und wandern die Menschen,
Denn für die Waren der Welt ist sie der wimmelnde Markt.“

Dabei bestand die Langsamkeit des Überlandverkehrs in alter Gemächlichkeit fort. Noch wurde ein großer Teil des Personenverkehrs mit den Nachbarstädten am Main durch die Marktschiffe bewirkt; in der Nähe des Fahrtors war die Landestelle des Mainzer Marktschiffs, das jeden Morgen um 10 Uhr abfuhr und gegen 5 Uhr nachmittags in Mainz ankam. Das reich-entwickelte Zunftleben hielt fest an seinen alten Gesetzen und Ordnungen; über die ganze Stadt lagen die Zunftstuben in den bürgerlichen Gasthöfen verteilt; noch war gar mancher Zunftbrauch in Schwang, der den Bürgern ein Fest oder ein Schauspiel bot.

In der Knabenzeit Stoltzes standen dem älteren Geschlecht wohl auch noch lebhaft all die Einzelheiten in Erinnerung, aus denen sich die großen Staatsaktionen der letzten Kaiserwahlen und Krönungen im St. Bartholomäusdom zusammensetzten, von der Einholung des Erkorenen vor der Stadt bis zu dem feierlichen Zug des gekrönten Kaisers unter dem von zehn Ratsherren getragenen Baldachin vom Dom nach dem Römer, wo dann im Kaisersaal den Herrscher beim Mahle Fürsten und Grafen bedienten, während nebenan die Vertreter des Frankfurter Rats mit den Gesandten der Kaiserstädte Nürnberg, Aachen und Köln festlich tafelten und auf dem Römerberg draußen der gebratene Festochs der Menge preisgegeben wurde und diese sich an dem Weine labte, der aus den Röhren des Römerbrunnens lustig sprang. Die Hauptereignisse, welche die älteren Frankfurter in Stoltzes Knabenzeit mit besonderer Begeisterung besprachen,

gruppierten sich aber um den feierlichen Einzug der Alliierten in Frankfurt nach dem glorreichen Siege bei Leipzig, betrafen die Zeit, da Frankfurt das Hauptquartier der drei Monarchen war. Alle Fürsten des bisherigen Rheinbunds, auch die Könige von Bayern und Württemberg, stellten sich im November 1813 hier ein; die namhaften Staatsmänner und Feldherren, die den Sturz Napoleons herbeigeführt hatten, der Freiherr vom Stein, Hardenberg, Wilhelm v. Humboldt, Metternich, Fürst Karl v. Schwarzenberg, Blücher, Gneisenau, Bülow, York, Tschernitschew u. s. w. hatten mit den Monarchen wichtige Konferenzen. Auch der Rufer im Streit, Ernst Moritz Arndt, fehlte nicht auf diesem Fürstenkongreß. Als Kaiser Franz II. von Österreich am 6. November einzog, war vor ihm bereits der Kaiser Alexander von Rußland eingetroffen und im v. Schweitzerschen Haus auf der Zeil, dem späteren Russischen Hof, abgestiegen. Als er dann dem Kaiser Franz an der Spitze eines glänzenden Gefolges durch das Allerheiligentor entgegenritt, bildeten die preußischen und russischen Garden und die österreichischen Grenadierbataillone Spalier auf dem Weg bis zum Dom, wo die Abhaltung eines feierlichen Tedeums vorbereitet wurde. Die außer Dienst geratenen Geleitsreiter rückten wieder einmal in Gala aus. In den Anlagen von der Brücke bis zum Rechneigraben waren 64 österreichische, 32 russische und 8 Frankfurter Kanonen aufgefahren, unter deren donnernden Salutschüssen die Begrüßung der beiden Kaiser bei den Riederhöfen und die feierliche Einholung stattfand. Der prunkende Zug, so erzählt W. Stricker in seiner „Neueren Geschichte von Frankfurt a. M. 1806—1866“, wurde am Allerheiligentore von einer Deputation des Rates empfangen. Es waren Männer dabei, welche 1792 über denselben Mann als deutschen Kaiser den Baldachin getragen hatten, dem sie jetzt als österreichischen Kaiser die Schlüssel der Stadt überreichten. Welcher Wechsel der Dinge lag zwischen den beiden Jahren! Noch stand an den Toren „Großherzogtum Frankfurt“ angeschrieben, eine eindringliche Mahnung, wie ungewiß die Zukunft der Stadt sei! Der Empfang des Kaisers Franz war enthusiastisch; die Kanonen donnerten, die Trommeln und die Feldmusik erklangen, überbraust von Vivatrufen und dem Geläute sämtlicher Glocken.

Die Alliierten kamen als Befreier vom französischen Joch. Auch Frankfurt, das während der Revolutionszeit Millionen auf

Millionen geopfert hatte, die es den über Österreich und Preußen siegreichen französischen Generalen zahlte, um frei und deutsch zu bleiben, war von Napoleon erobert und dem Rheinbund eingefügt worden. Als Residenzstadt Karl von Dalbergs, des letzten Erzkanzlers und Kurfürsten von Mainz, der von Napoleons Gnaden Fürst-Primas des Rheinbundes und dann Regent des nach Frankfurt benannten Großherzogtums wurde, hatte es zwar nicht seinen deutschen Charakter, wohl aber seine alte Verfassung eingebüßt. Kaum hatte nun Kaiser Franz das Thurn und Taxissche Palais in der Großen Eschenheimer Gasse bezogen, da gewährte er auch schon den Vorständen der 14 Stadtquartiere, den Bürgerkapitänen, Audienz, und ihr Führer, der Advokat Dr. Feyerlein, sprach in wohlgestellten Worten die Sehnsucht der Frankfurter Bürgerschaft nach der Wiederherstellung des römisch-deutschen Kaisertums aus. Die Bitte konnte dem Kaiser, der bereits am 8. Oktober im Vertrag von Ried dem König von Bayern für dessen Übertritt zu den Verbündeten das Großherzogtum Frankfurt zugesichert hatte, nur Verlegenheiten bereiten. Aber der sehnliche Wunsch Frankfurts, in dem neuzugründenden neuen Reich die alte Selbständigkeit zu erhalten, fand einen mächtigen Anwalt in dem Freiherrn Karl vom Stein, dem Reorganisator des preußischen Staats, dem feurigen Erwecker des deutschen Nationalgefühls vor den Freiheitskriegen. Er fand sich gleichzeitig mit dem König und dem Kronprinzen von Preußen in der Mainstadt ein als Chef der Zentralverwaltung des bisher rheinbündischen Gebietes, dessen Reorganisation er von hier aus leitete; seine Wohnung fand er im Mülhensschen Haus in der Großen Eschenheimergasse, das seit 1848 der „Bürgerverein" inne hat. Friedrich Wilhelm III. hatte sein Quartier im Darmstädter Hof. Wenn er und sein Sohn, die schlichten Feldmützen mit dem Landwehrkreuz auf dem Kopf, durch die Straßen gingen, hatten sie sich allgemeiner sympathischer Beachtung zu erfreuen. Stein war es, der dafür sorgte, daß Frankfurt schon am 1. Januar 1814 provisorisch in seine frühere Verfassung zurücktreten konnte, daß Bayern dann anders abgefunden wurde und daß auf dem Wiener Kongreß die Mächte am 15. Juni 1815 zu dem Beschluß kamen: „Die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiet, wie sie es im Jahre 1803 besaß, wird für frei erklärt und bildet einen Teil des Deutschen Bundes; ihre Verfassung ist auf das Prinzip der völligen Gleichberechtigung

der christlichen Konfessionen zu gründen." Die Bundesakte vom 8. Juni 1815 setzte ferner im Artikel 9 fest, daß Frankfurt der Sitz der Bundesversammlung werde. Die ersten Bürgermeister nach der Dalbergschen Zeit waren Karl Ad. v. Humbracht und Dr. Joh. Wilh. Metzler, während der bisherige Präfekt der Stadt, Friedr. Max. v. Günderrode, die alte Würde des Stadtschultheißen übernahm, bis sie durch die neue Verfassung der „Freien Stadt Frankfurt a. M." für immer beseitigt wurde. Nach langen Verhandlungen und Kämpfen in allen Kreisen der Bürgerschaft wurde am 19. Juli 1816 die von einer Kommission entworfene „Konstitutions-Ergänzungs-Akte" von der Bürgerschaft als Staatsgrundgesetz angenommen und am 18. Oktober 1816, drei Jahre nach dem glorreichen Sieg bei Leipzig, wurde die Verfassung des neuen Freistaats feierlich beschworen. Seitdem wurde der 18. Oktober in Frankfurt zugleich zum Gedächtnis an die Befreiung des Vaterlandes vom französischen Joch und an die Wiederherstellung der eigenen Selbständigkeit und Freiheit begangen. An dem glänzenden Aufzug der neuorganisierten Stadtwehr zur großen Revue auf dem Roßmarkt und dem Vorbeimarsch am Römer, wo Bürgermeister und Senat auf der rotbekleideten Tribüne standen, nahmen auch die Freiwilligen und sonstigen Veteranen teil, die sich am Befreiungskampf gegen Frankreich beteiligt hatten.

Wenig Wochen nach jenem denkwürdigen 18. Oktober, an welchem die Frankfurter die neue Verfassung beschworen, am 21. November 1816 kam auf dem ältesten Grund und Boden der Stadt, dicht beim „Pfarrturm", im Gasthof zum Rebstock unser Dichter zur Welt. Im lutherischen Bekenntnis der Eltern vom Pfarrer Anton Kirchner in der Katharinenkirche getauft, erhielt er den Namen Friedrich Philipp Stoltze.

Ja, aus dem ältesten Frankfurt, wie es sich bis ins 19. Jahrhundert erhalten hatte, stammt der Sänger Alt-Frankfurts. In „Dichtung und Wahrheit" hat Goethe betont, wie ihn als Kind bei seinen Streifereien in der Altstadt die „Festungen in der Festung" angezogen hätten, „die aus frühern Jahrhunderten noch übrigen mehr oder minder burgartigen Räume: so der Nürnberger Hof, das Kompostell, das Braunfels, das Stammhaus derer von Stallburg, und mehrere in den späteren Zeiten zu Wohnungen und Gewerbsbenutzungen eingerichtete Festen." Der „Hof zum Rebstock", in dessen Mitte

das alte Giebelhaus sich erhob, das schon im Jahre 1632 ein Gasthaus war, war einer dieser festen Höfe, die für die Anlage des ältesten Frankfurt so charakteristisch sind. Die alten Geschlechter, die vor den Toren ihre Güter hatten, gaben ihren Stadtwohnungen diese kastellartige Gestalt, mit Zugängen, die durch zwei und oft durch drei Tore geschlossen werden konnten. Der „Rebstock“ gehörte einstmals dem Geschlechte der Weißen von Limpurg, und zwar einem Zweige dieser altangesehenen Familie, der sich „vom Rebstock“ benannte. Später kamen die einzelnen Gebäude, die den Hof umgaben, in anderen Besitz und zumeist in den Dienst der Messen; wenn auch die Tore beseitigt wurden, so waren doch die Waren, die hier ihren Speicher fanden, besonders gut geborgen. Als der Vater unsres Dichters den alten Gasthof übernahm, hatte das Anwesen dem „Deutschen Orden“, der in Sachsenhausen vor der Brücke seine Ritterkommende besaß, angehört.

Die Anlage eines Gasthofs hinter den gothischen Gewölben und Torbogen des Rebstockhofes begreift sich leicht, wenn man die Lage desselben zwischen dem alten „Markt“ und der Fahrgasse erwägt; drängte sich doch in diesem Quartier von alters her das Geschäftsleben während der Messen am dichtesten zusammen. Trotz der engen Zugänge von dem „Markt“ und der Schnurgasse her war für jene noch eisenbahnlose Zeit die Lage sehr günstig. Denn die Schnurgasse geht in die Fahrgasse, die von der alten Brücke zum alten Posthof in der Friedbergergasse jenseits der Zeil führte und hier mündeten von den Toren her die Postrouten aus Mainz, Limburg, Friedberg, Hanau, Darmstadt, kurz aus allen Weltgegenden. Noch näher als die Post lagen die Landungsplätze der Marktschiffe am Fahrtor; der Weg von dort führte über den Hauptplatz der Altstadt, am Römer vorüber. Die große Balustergallerie aus Holz, die sich vor der Front des einen der alten Häuser längs des Hofes hinzieht, gab dem ganzen Platz ein heitres malerisches Aussehen, zumal als diese Gallerien reich umgrünt und mit Blumen besetzt waren. Es herrschte in Stoltzes Knabenzeit ein gar reger Verkehr in dem Gasthaus zum Rebstock; mehr aber noch brachte die Nähe des Pfarrturms, des Bartholomäusdoms, dessen Glöckner, Herr Pfister, täglich beim Gasthalter Stoltze seinen Schoppen trank, dem heranwachsenden Knaben zum Bewußtsein, daß er im Herzen der Vaterstadt wohne.

„Der „Reweſtock“, mei Vatterhaus,
Dhat nah beim Pathorn leihe;
Hoch iwwer unſer Dach enaus,
Wie hoch ſah ich en ſteihe!
Deß war e Rewepfahl, e Plock!
De Wolke nah, wo ’s wettert;
Doch iſ des Kind vom Reweſtock,
Wie oft, enuffgeklettert.

Im Pathorn war kää Eckelche,
Ich wußt’s, kää Luck, kää Boge;
Da hing kää Glock, kää Glöckelche,
Ich habb’ ſchonn draa gezoge.
Der Therner ſelbſt uff der Altan
Wußt’s beſſer net zu ſage,
Wo’s Sprachrohr un die Feuerfahn,
Trompeet un Fernrohr lage.

Im Pathorn war ich wie dehääm;
Ganz in der Näh war’s freilich,
Un aus meim goldne Kinnerträäm
Da ragt er hoch un heilig.
Die Name von ’re jede Glock
Un ihr Geburtsregiſter,
Ich wußt ſe, wie im Reweſtock
Von Eltern un Geſchwiſter.

Ihr Klang, un was er hat bedeut’,
Es bleibt merr unvergeſſe;
„Es hat ja ſchon zwölf Uhr geläut’, —
Kriehn merr noch nix zu eſſe?“ . . .
Un Nachts, lag ſchlaflos ich und krank,
Un hab’ die Glock vernomme:
„Es läut’ vier Uhr, — ach Gott ſei Dank
Jetzt werd der Dag bald komme!“ . . .

Und wann im diefe, diefe Baß
Die Meßglock hat geklunge, —
„Mei Meß!“ wie bin ich uff die Gaſſ’
Mit lautem Ruf geſprunge!
Un fing derr die Carolusglock
Im Pathorn aa zu brumme,
Was war des iwwerm Reweſtock
Hoch in der Luft e Summe!

Wie awwer hat der Thorn gebrauſt
Am achtzehte Octower!
Als hätt’ die deitſche Eiſefauſt
Dort dirigirt die Ower!

Von alle Glocke e Gebraus,
E Nachtchoral, e ganzer,
Wie dorch die Luft in's Land enaus
E Storm mit Schild un Panzer! . . ."

So brachte dem Knaben schon das Glockengeläut vom Pfarrturm auch zum Bewußtsein, daß vor dem Weichbild der Stadt „auch Leute wohnen" und daß das alte Deutsche Reich, dessen Kaiser einst im Frankfurter Dome gekrönt wurden, zwar durch den Kaiser Napoleon aufgelöst worden war, im großen deutschen Vaterland aber vom Volke die Hoffnung auf eine Erneuerung desselben genährt ward.

„An meiner Herkunft war ganz Deutschland beteiligt", scherzte der Dichter im Alter. „Ich bin ein deutsches Vollblut. Mein Vater war ein Norddeutscher, meine Mutter war eine Frankfurterin. Der Vater von dieser stammte vom Neckar, war also ein Süddeutscher, und dessen Frau aus Thüringen, war also aus Mitteldeutschland." Die folgenden Feststellungen des Frankfurter Stadtarchivars Dr. Rudolf Jung bestätigen das vollständig.

Der Vater des Dichters Friedrich Christian Stoltze, war geboren zu Hörla in Waldeck am 21. März 1783. Schon frühe kam er nach Kassel, wo er Kellner wurde. Um die Wende des Jahrhunderts siedelte er nach Frankfurt über. Bald wurde er hier Oberkellner im „Goldnen Löwen", dem späteren „Württemberger Hof". In jenen bewegten Zeiten, die dem ersten Verluste der reichsstädtischen Selbständigkeit vorausgingen, herrschte in Frankfurt ein überaus reger Verkehr; so drückend auch die politischen Verhältnisse auf dem Handel und Handwerk lasteten, die Gastwirte und ihre Leute konnten sich nicht beklagen. Als der „Kellner und Koch" Friedrich Stoltze sich im Jahre 1808 um das Bürgerrecht bewarb, konnte er auf 500 ersparte Gulden hinweisen, für die damaligen Verhältnisse ein kleines Vermögen. Er war jetzt mit der Tochter des Bürgers und Packers Friedrich Rottmann verlobt; die Packer (Spediteure) bildeten im alten Frankfurt ein für das Meßgeschäft und den Handel sehr wichtiges Gewerbe. Vater Rottmann hatte sich jetzt um die Konzession beworben, das Gasthaus „Zur goldnen Spitze" in der Mausgasse zu betreiben, und sie erhalten. Der Schwiegersohn wollte die „Köcherei und Aufwartung" in dem neuen Geschäft übernehmen. Am 29. März 1808 trat der junge Waldecker als „Speisewirt" in das Bürgerrecht ein; am 21. Juni führte er

die Jungfer Anna Maria Rottmann heim; kurz darauf wurde er, ein Zeichen, daß er sich der Achtung seiner benachbarten Mitbürger erfreute, zum Bürgeroffizier seines Quartiers gewählt. Nur wenige Jahre blieb das junge Paar bei den Schwiegereltern in der Fußherberge „Zur goldenen Spitze"; am 1. April 1813 übernahm Stoltze die benachbarte Schildwirtschaft „Zum Rebstock" und erwarb im nächsten Jahre auch das Haus. Bald eröffnete er auch einen Handel mit den hauptsächlichsten der damals beliebten Mineral- und Gesundheitswasser. Die Bürstenbinder richteten sich ihre Zunftstube im Rebstock ein, während die Schuhmacher die ihre in der Goldenen Spitz hatten. Das Geschäft blühte; „die fortwährenden Truppendurchmärsche in den Kriegsjahren brachten dem gewandten und aufmerksamen Gastwirt ein schönes Stück Geld ein, während in der folgenden Friedenszeit der bewährte Durst der altstädtischen Nachbarn die solide Grundlage des Geschäftes bildete; der Stoff war gut, wenn der Wirt auch nur ein „Eingeplackter" und „Hergeloffener" war."

Am meisten aber stand der „Rebstock" in Flor im Frühjahr und Herbst während der Messen. Namentlich aus Holland und Belgien, aus Rheinland, Westfalen, Braunschweig, Hannover und Hessen hatte sich der „Gasthof" eines lebhaften Zuspruchs zu erfreuen, so daß sich der Gasthalter regelmäßig gezwungen sah, ein Teil der bei ihm anlangenden Gäste in fremden Häusern einzuquartieren. Den starken Zuspruch aus Norddeutschland verdankte der Wirt nicht zuletzt dem Umstand, daß er sein Waldecker Deutsch „sich rein erhalten" hatte. Gerade dies aber war die Veranlassung, daß im Familienleben der Stoltzes sich allenthalben ein gewisser Zwiespalt geltend gemacht hat. Der Herr Gasthalter bildete mit seiner Tochter Annett die „Waldeckische Partei", denn seine Älteste hatte sich seinen Dialekt zu eigen gemacht und sprach ganz rein das sogenannte Hochdeutsch. Die „Frankfurter Partei" bestand aus der Frau Gasthalterin, dem Fritz und den Großeltern Rottmann in der Goldenen Spitz. Die beiden alten Leute, obgleich er aus Neckarsteinach und sie aus Sonneberg in Thüringen stammte, fühlten sich längst in Frankfurt, wo sich einst ihre Herzen gefunden und das Glück ihnen wohlgewollt hatte, völlig eingebürgert. Auch waren sie mit Altfrankfurter Familien, den Häffners und Holzschuhs, den Berkenbrinks, Heimpels und Schuhboths, verschwägert. Beim Gewürzkrämer Häffner und dem Conditor Holzschuh wird sich

das „Fritzi" nicht wenig „Klunscher" und „Gutscher" geholt haben. Der Großvater Rottmann hat viel dazu beigetragen, daß sich die Liebe zur Vaterstadt im Gemüte des Enkels so ganz besonders stark entwickelt hat; ihm hat denn auch dieser später ein Denkmal gesetzt in dem Erinnerungsblatt, das die Aufschrift „Von Frankfurt's Macht und Größe" erhielt. Daß dieser Großvater von Geburt gar kein Frankfurter war, wurde dem Enkel erst später bekannt.

„Wann Ääner die größte Sticker uff sei Vatterstadt gehalte hat, so is des mei Großvatter gewese. Der hat derr euch en Begriff von der Größ un Macht un Gewalt von der Freie Stadt Frankfort gehat, wie derrsch in alle Geographiebücher zesammegenomme net drin vorkimmt. . . Un daß er net behääpt hat, die Frankforter hätte Flichel, die merr nor net seh dhet, weil se den Rock driwwer aaziehe dhete, des war Alles. Die Bollezei odder un der leibhaftig Deiwel, e Rathsherr un e Halbgott, der Vorjemääster un der derkisch Suldan hawwe bei em in gleichem Aaseh gestanne, un wann err als hat uff dem Römer zu dhu gehat, hat err schon am Stäänern Haus uffem Mark die Schuh abgekratzt. Iwwer sei schee un dheier Frankforter Muttersprach is em odder gar nix gange; un von de Waldecker un Hannoveraner hat err behääpt, die dhete die Sprach verderwe un wärn kää ächte Deutsche net. Un wann err uns Kinner von de Kaiserkrönunge un Uffzick, von de groſe Scheiweschieße un Schlittefahrte, vom Ferscht Primas un dem Eizuck der Alljirte, vom Halseise un vom Raweſtää, von de Konſtawweler un de Bettelvöck, von de Gläät'sreiter un de Fähnerichsmahlzeite, vom Ketteesel un vom Muhkalb verzehlt hat, das des Nachts uff der Gaß de Leut uff de Buckel gesprunge is, da hawwe merr dagesotze un hawwe Maul un Nas uffgesperrt. . . . Awwer mei Großvatter hat's bei uns Kinner net beim blose Verzähle bewenne lasse, err hat uns ääch, sozusage, mit der Nas uff die Größ un den Glanz von unserer Vatterstadt druffgestumpt. Ich meen, es wär ehrscht gestern gewese, so gut dhun ich michs noch erinnern, wie ich emal uff en scheene Middag in der Woch un im Sommer mei blau- und weißgestreifte Hösercher aakrieht habb, wo die Hose un Kammesölercher in ääm warn, un die Hose hinne mit bäänerne Knepp bis ganz enunner zugekneppt gewese sinn, un wie ich habb den Hemderkrage erausgelegt krieht un e roth saffianern Kapp uff.

Ich war damals e Biebche von e Jahrer finf un noch net weider komme als um die Dhorn erum, odder in Rosebach sein Gaarte, odder bei'n Scheiwe uffs Klapperfeld, wo jetz de Schandarme ihr Reitbahn is, oder bei'n Roos uffen Sandweg, wo jetzt dem Schloß sein Cigarrnfawrik steht, odder uffen Schießplatz vor'm Allerhelljedhor, oder bei'n Fay im Divoli, wo ich emol von der Schockel gefalle bin. Dießmal is es odder weider gange, dann mei Großvatter hat zu merr gesagt: ‚Fritzi, heut wolle mer odder emal en weide Spaziergang mache, bis uff die Sachsehäuser Waart. Kannst de dann ääch so weit lääfe?' ‚Inja!' haw' ich da gesagt. Un da hat mich mei Großvatter an der Hand krieht, un merr sin aus dem Rewestock dorch den Boge, der Neugaß enuff un hinnersch Lämmche, wo ich odder an der Frää Geyer von Bernem ihre Butterkuche net vorbeizebringe gewese bin. Daderdrum hat merr dann ääch mei Großvatter so en runde Kreuzerschbutterkuche kääft, un die Frää Geyer hat der so viel Zucker druffgesträät, daß merr des Mehl in beide Naslöcher enei gefahrn is, wie ich in den Butterkuche gebisse habb. Un dann sein merr hinnerm Lämmche erum, iwwern Mark un uff dem Römerbeerg zwische de Fischerhäuserche dorch, die dozemal noch net uffem Garkicheplatz, sonnern uffem Römerbeerg gestanne hawwe, un dorchs Fahrdhor enaus an Määä. Dazemal hat awwer noch des alt Fahrdhor gestanne un's Holzpörtche un warn noch die alte Krahne da, un war derr euch e Lewe an dem Wasser! Un so viel Schiff warn da un hawwe euch die Ufer so voll Balle un Fässer un Kiste gelege un war euch e Fahrn von Hääänzlerwäge und Rollwäge, daß mer kaum dorchgekennt hat, dann des Ufer war dazemal noch viel schmäler. Jetz is des viel bräääter. Un mei Großvatter hat derr ääch ganz stolz mit dem Kopp geschittelt un hat zu merr gesagt: „Guck emal, Fritzi, was da e Kiste-, un Fässer- un Ballespiel an dem Määä leiht! Un was des e Hannel un e Wannel is an dem Määä. Ja, Frankfort! des hat was ze bestelle; so e groß Hannelsstadt gibt's in der ganze Welt kää zwett net, als wie Frankfort am Määä. Un guck emal aa die viele große Schiff. — ‚Großpapa, sein des lauter Seeschiff?' — ‚Deß grad net all, mei Kind, awwer se kenne all im Meer schwemme.'

Un am Fahrdhor sein merr dann an der Iwwerfahrt in en Ache gestiche, un wie merr uffem mitte Määä warn, da hat

mei Großvatter zu merr gesagt: ‚Jetz, Fritzi, mach odder emol die Ääge uff un guck dem Määä enunner, soweit als de kannst. Guckst de, Alles, was de da siehst, hiwwe un driwwe, alle Häuser un Gäärte un des Knöppche, un dem „Kleeblatt“ sei Insel un der klääne Määä, und alle Beem un Felder bis ganz, ganz dief enunner an Grinkbrunne un noch viel, viel diefer enunner, ganz weit da hinne bis an den Gutleithof un noch e ganz halb Stunn driwwer enaus: des geheert all Frankfort, des is alles mitenanner n o r Frankfortisch! Net wahr, des is odder emal viel?‘ ‚Ui!‘ haw’ ich gesacht. Un jetz dreh dich emal erum nach der Brick zu. ‚Guckst de, des is alles ääch Frankfortisch: alle Häuser, hiwwe un driwwe, un ganz Frankfort un ganz Sachsehause un der Rentethorn un der Mexterthorn un die ganze Sachsehäuser Brick mit sammt de zwää Mihle druff. Un guck odder ehrscht emal dorch die Brickeböge! Da siehst de so weit als des Ääg rääche dhut, bis ganz hinne an die Gerwermihl, nix als lauter Frankforter Terredorium; da is nix, gar nix, was net ganz Frankfordisch wär. Un was de gar net seh kannst deß is ääch alles Frankfordisch. Net wahr, des is emal groß Frankfort?“

Wir müssen uns versagen, Großvater und Enkel hier weiter bis auf die Höhe des Sachsenhäuser Wartturms zu begleiten, um mit ihnen auch die Frankfurter Dorfschaften Niederrad, Oberrad, Bornheim und Hausen, Bonames, Niederursel und Niedererlenbach zu bewundern. Leider hat „des Fritzi“ den guten Großvater Rottmann schon wenige Jahre nach diesem Spaziergang — 1825 — verloren.

Als ein ganz anderer Mann hebt sich der Gasthalter Stoltze aus den Geschichten empor, in denen der Sohn später seines Vaters in Ernst und Scherz gedacht hat. Ein stattlicher kräftiger Mann, tüchtig zu allem, wozu körperliches Geschick und geistige Findigkeit erforderlich war, tatkräftig, gesellig, heiter, voll Weltklugheit und schlagfertigem Witz, hatte er sich in wenigen Jahren eine dominierende Stellung unter seinen Nachbarn und Standesgenossen erworben. Er verstand zu repräsentieren, an den Diskursen seiner vornehmen Gäste mit kluger Zurückhaltung, an denen der Stammgäste, die seine Freunde waren, mit gutem Humor teilzunehmen. Mut und Unerschrockenheit müssen ihn ausgezeichnet haben, sonst wäre er sicher nicht verhältnismäßig schnell zum Hauptmann im Lösch-

bataillon der Stadtwehr avanciert. Er war ein guter und eifriger Schütz und unter den Frankfurter Schützen gelangte er gleichfalls zu Ehren. Wenn das Geschäft besondere Leistungen von ihm forderte, war er in seinem Element. Ein Genrebild seines Sohns hat ihn für uns bei dieser Tätigkeit festgehalten.

„An em e scheene Mittag, dem Geleitstag, also gleich am ehrschte Meßtag im Herbst, war die Table dhote in Gasthaus zum Rewestock ewe so zahlreich als glänzend. Die Gäst konnte gar net all in der Gaststub placirt wern und dessentwege war ääch noch emol e lang Dafel hinnerm Haus im Gärtche unner dem Zelt gedeckt. Hier saße ääch die Herrn aus Holland und Belgie sowie ääch sechs bis acht Herrn aus Aache, un zwää Servenat- un Schinkehänneler aus Braunschweig. Der Gasthalter Stoltze, mit ere blendendweiße Salfeet unnerm Aarm, hat gestrahlt for Vergniege un is bald vom Gärtche in die Gaststubb, bald von der Gaststubb in's Gärtche geeilt, um die Table dhote zu iwerwache, die Kellner un Aushelfer aazutreiwe; bald is er in die Kich geeilt un hat da e „Donner un Doria" erschalle lasse, bald hat er den Oberkellner Lacroix beim Tranchirn unterstitzt. Des ganz Personal vom Rewestock war in Dhätigkeit. Sogar der hoffnungsvolle Soh vom Haus hat seiner Mutter un seiner Schwester Annett in der Kichestubb beim Belege der Dessert-Teller mit Obst, Frihtrauwele, Anisschnitte, Dafelrosine, Krachmannele un so weiter geholfe, nadirlich in der uneigenitzigste Weis."

Aber so viel Vorzüge der Herr Gasthalter vom Rebstock für seinen Beruf in sich vereinigte: ein guter Haushalter war er nicht. Ein unruhiger Trieb in seiner genußfrohen Natur ließ ihn kein Genüge finden an dem Gastwirtsgeschäft, und die kavaliermäßigen Seiten desselben, das Anschaffen und Halten von Pferden und Wagen, das Probieren von Wein am Ort der Herkunft in der Pfalz und im Rheingau, alles, was als Anlaß begrüßt werden konnte zu einer „Schwitt" und einem vergnügten Tage „außerhalb", reizte ihn weit mächtiger als die Beschäftigung mit dem Hauptbuch. In der Kriegszeit hatte er sich gewöhnt, eine offene Hand zu haben, Offizieren und anderen Passanten von Distinktion Kredit zu gewähren; er hatte dabei Glück gehabt und war in seiner Vertrauensseligkeit bestärkt worden. Wenn das Fritzi vom Vater im leichten Wagen auf einen seiner Ausflüge mitgenommen wurde, so war

das für diesen natürlich ein Hauptpläsier, und den Unterricht, den er dabei in der Frankfurter Geographie erhielt, eröffnete ihm etwas weitere Perspektiven über Frankfurts Macht und Größe hinaus als die Spaziergänge mit dem Großvater. Auch auf größere Reisen wurde Fritz vom Vater mitgenommen, so auf eine zu den Verwandten in Waldeck, wo sie in Pyrmont den Kaiser Franz als Kurgast zu sehen bekamen. Nur zu früh hat aber auch dem herangewachsenen Sohn das Schicksal die Augen geöffnet über das Verhängnisvolle gerade derjenigen Neigungen des Vaters, die ihm als Knaben am meisten imponierten. Und so hat der Dichter dann in der Erzählung „Der rote Schornsteinfeger" ziemlich streng über des Vaters „noble Passionen" geurteilt: „Besonnersch war err e großer Freind von scheene Perd un hat in dem Ardickel gern gehannelt, ohne awwer den rechte Verstehmerrich derrvo zu hawwe. Was merr awwer daderrbei uffsteckt, vorab wann's Perd sin, die dick in die Carlin enei geh, deß wääß merr. Dann hat err ääch e groß Vergniege an der Jagd gezeigt, un am Scheiweschieße noch e viel größer'sch. Dazumal war des Pläsier awwer noch bedeitend kostspieliger als alleweil, zumal wann mersch so gewissehaft bedreibt wie mei Vatter, un kää Preisschieße uff zwanzig Stunn im Umkreis versäumt hat. Das Kostspieligst awwer warn meim Vatter sei gute Freind. Flott un gutmüthig wie er war, war err e lewendig zinsfrei Vorschußkaß gege Ehrenwort. . . ."

Das eigentliche Familienleben, das den Fritzi Stoltze in den ersten Jahren mit großer Zärtlichkeit umhegte, ist uns vom Dichter mit liebevoller Treue geschildert worden in den ersten Kapiteln der größeren Erzählung „Polen und Studenten", die 1876 bis 1878 in der Frankfurter „Latern" als Fragment erschien und leider nie vollendet wurde. Der Herr Gasthalter Stoltze, so viel Pläsier und Freiheit er auch seiner eigenen stattlichen Person gönnte, hielt auf Zucht und Ordnung in seinem Gasthof. Das Dienstpersonal, zu dem immer ein paar Kellner und Hausknechte, die Köchin und mehrere Küchen- und Hausmädchen gehörten, wohnten im Hinterhaus, in das eine Treppe aus dem Rebstock führte. Bei Zeiten war früh alles auf den Beinen und Vater Stoltze ging hierin mit gutem Beispiel voran. Der Mutter stand die „alt Grittche" als Wirtschafterin zur Seite, die aus dem Rottmann'schen Haushalt mit in den Rebstock gekommen war. Der Grittche oder der Annett fiel es zu,

frühmorgens vor dem Kaffee nach alter Sitte aus einem von den Großeltern Rottmann in den Haushalt gestifteten Andachtsbuch ein Stück vorzulesen. Es war „Johann Friedrich Starck's, gewesenen evangelischen Predigers und Konsistorial-Rats zu Frankfurt am Mayn Tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen", ein Buch, das oft auch in den Händen der Frau Rat Goethe geruht hat; der Verfasser war ein Verwandter von ihr.

„E halb Jahrhunnert lang hat aus dem „Parre Starcks Handbuch" die Fräa Rottmann ihrm Mann den dägliche Morjend- und Abendsege vorgelese und es hat sich der alte fromme Brauch uff die Stoltzesche Familie iwertrage. Am liebste awer ließ sich der Herr Gasthalter zum Rewestock von seim Liebling, von seiner Tochter Annett vorlese, was awer sei Sohn Fritz durchaus nicht als e Zurücksetzung uffgenommen hat." Gefrühstückt wurde von der Familie am liebste „hinnerm Haus im Gärtche", das dann noch von Gästen ganz frei war. Vater Stoltze erschien dazu in seinem kirschroten türkischen Schlafrock und mit dem buntgestickten Hauskäppchen auf dem Kopf, die Frau Gasthalter, „e kläa, sehr lebhaft Fräa, im Morjendaazug un em Negligéhäubche mit fliehende rote Bänder". Aufgewartet hat beim Frühstück die alt Grittche. Denn das war „e enger Familieaagelegenheit". „Da wär der Owerkellner Lacroix schee bei der Grittche aakomme, wenn er sich des aagemaßt hätt!"

„Des Gärtche hinnerm Rewestock war mit zwäa Reihe Akaziebääm beblanzt. In der Mitt stand e groß Zelt von hellgraue Drill, die Zacke und Näth rot eingefaßt; die sechskantige Zeltposte warn in de Frankfurter Landesfarwe geringelt, un owe uff dem Zeltknauf war e blechern Wetterfähnelche: e bartiger Kossak mit eingelegter Lanz, im volle Galopp, das klääne Kossakegäulche von ächter donischer Rasse, struppische Haar, lange Mähne un em bedeutend lange Schwanz; e Kunstwerk vom Spengler Heydenreich nach ere Zeichnung vom Maler Käsian, der im Gasthaus zum Rewestock uff Nr. 14 gewohnt hat. Unner dem Zelt befand sich e Reihe Disch mit zwäa Reihe Stihl for die Gäst. Linker Hand im Gärtche, gleich newer dem Ausgang aus der Gaststub war e kläa Mauer, flankiert von zwäa blihende Oleanderbääm in grine Kiwel, und derzwische stand en runder Disch mit vier Stihl. Uff der Mauer selbst awer war von der kunstfertige Hand des Malers Stöcklein die Aasicht von der „Määkur" abgemalt, samt Umgebung. Rechts

sah mer im Hinnergrund Ofebach liege. Damit mer ääch die Ofebächer Schiffbrick seh konnt, hat der Maler Stöcklein eigens des derrfor liegende Dorf Fechenheim ebbes aus dem Weg gelegt. Auf der rechte Seit von der Määkur sah mer den Määstrom un südöstlich im Hinnergrund sah merr des Schloß von Rumpelheim un derhinner die Höhezüg vom Odewald. Daß der Määstrom von Bamberjer Schelch und sonstige stattliche Dreimaster gewimmelt hat, all die volle Segel nach Ofebach gebleht, unn daß unner dere Hannelsflott ääch net die grieaagestrichene Hanauer Yacht gefehlt hat, versteht sich von selbst. . . Am End vom Gärtche war e zwett un größer Mauer, von Dannegebüsch flankiert, aus dene sich, uff hoche hölzerne marmorirte Sockel, zwää Statue, aus Blech getriwe, erhowe. Die Figur linker Hand hat en sehr schwarze Mohr vorgestellt, der uff em ganz merkwirdige Wollekopp e aiserst buntig Fedderkron getrage hat. . . Die anner Figur, rechter Hand, war die Ceres. Dorch en mythologische Errdhum bei ere Versteigerung, kam se in die Gesellschaft von dem Mohr un ward so grausam von em Bachus getrennt, den der Werthsgartebesitzer Scheiwe mit ere Indianerin ersteigert hatt. . . Uff der Mauer selbst awer, zwischen dene zwää Figurn, war des Frankforter Owerforschthaus mit Umgewung abgebild. Sehr viele Equipage sah merr da hi fahrn, jed von ihrer respektive Stääbwolk begläädt. Am Waldrand awer hat merr sehr viele Fußgänger bemerkt, nadirlich all sehr gebutzt. Sämtliche zahlreiche Frankforterinne in rote Mandelschale. Seitwärts vom Forschthaus sah merr Nidderad liche un im Hinnergrund den Taunus, mit der Hofheimer Kapell, der Königstääner und Falkestääner Ruin, un dann Croneberg, Owerorschel, Homborg, Hofheim, Hatterschheim, Wickert un sogar Hochheim, alles nah beisamme, damit die Gäst vom „Rewestock" unner dem Zelt evor ääch e recht bequem Fernsicht hätte."

Die Familie des Gasthalters Stoltze hatte also bei günstiger Witterung täglich die Wahl, ob sie „auf der Mainkur" oder „auf dem Forsthaus" frühstücken wollte.

Das Stoltze'sche Ehepaar hatte sich keines geringen Kindersegens zu erfreuen; unser Fritz war der jüngste von sieben Geschwistern. Aber vier davon — lauter Knaben — starben bald nach der Geburt, und als Fritz zur Welt kam, lebten ihm nur zwei Schwestern: die ältere, Sabine verlor er als er drei Jahre alt war; die jüngere Anna Margaretha, von den Eltern Annett

genannt, war am 11. September 1813 geboren, also fast drei Jahre älter als er. So hatte die heitere Lebenslust des Vaters einen dunklen Hintergrund. An die ältere Schwester Sabine, erinnerte sich das gute Gedächtnis unseres Dichters später nur noch unbestimmt, doch äußerte er im Bezug auf sie: Meine Eltern haben sie wohl sehr geliebt, denn noch in späten Jahren, so oft die Rede auf sie kam, traten ihnen die Tränen in die Augen.

Daß Fritz der einzige von fünf Knaben war, der den Eltern am Leben blieb, erklärt hinlänglich, daß diese sowie die Großeltern den Bub in seiner ersten Zeit arg verwöhnten. Dies trat auch äußerlich zu Tage; man putzte ihn heraus wie einen kleinen Bajazz; auf dem vom Dichter so köstlich geschilderten Ausflug zur „Kerb" nach Königstein („Der Schiffbruch des Raddampfers Freie Stadt Frankfurt". G. W. Bd. 3.) sehen wir den bereits Elfjährigen bekleidet mit gelben Höserchen, einem grünen Kamisölchen und einer roten saffianeren Kapp. Wer den Vater Stoltze in der Glorie seines anschlägigen Humors sehen will, muß diese Geschichte lesen: die tolle Faschingsidee, „zu Schiff" in den Taunus zu fahren, entspringt dem unternehmungslustigen Geiste des Gasthalters vom Rebstock. Da sehen wir ihn unter seinen Stammgästen und Berufsgenossen dominieren. Und zum Gedächtnis an die unerhörte Schiffahrt, in einem Mainnachen auf Rädern mit vier Pferd Vorspann, und zur Karakteristik des ganzen Lebenskreises, will auch ich hier das Verzeichnis der daran Beteiligten einfügen: Franz Fleischmann, Gastwirt, Flister, Gastwirt „zur goldenen Sonne", Hergen, Gastwirt „zur Goldgrube", Stiritz, Gastwirt „zum grünen Baum", Scheibe, Gastwirt, Claus, Gastwirt zu Oberrad, Schneider, Gastwirt zu Niederrad, Rühl, Gastwirt zum Schützenhof, Bornheim, Moritz Schecker, Fischermeister, Hecht, Kaffetier, Langenbach, Möbelhändler, Diehl, Schulmeister, Pfister, Glöckner, Speener, Goldarbeiter, Fester, Silberarbeiter, Kränzlein, Lohnkutscher, Bauch, Metzger, Listmann, Spezereihändler, Erras, Quartier-Major, Hammeran, Schlossermeister, Schneider, Pastetenbäcker, Fuchs, Bestätter, Heydenreich, Spengler, Kleeblatt, Schwimmlehrer, Wentz, Schneidermeister, Müller, Zimmermeister, Bolte, Bürstenbinder, Stamminger, Bürstenbinder, Rohrbach, Taubenhändler, Schneider, Mechanikus, Römer, Dachdecker, Becker, Tapezierer, Lauck, Schneider, Schuppert, Gastwirt zum „goldnen Löwen".

In dieser Geschichte aus dem Jahre 1827 sehen wir auch die Frau Gasthalterin und ihre Tochter im Sonntagsstaat nach der neuesten „Modi" ausfahren; in der Hotelequipage schließen sie sich mit dem Fritz dem Riesenrollwagen an, der das in den Frankfurter Farben prangende Schiff seinen Seeabenteuern auf der Landstraße entgegenträgt.

Unter den oben aufgezählten Wirten ist „Claus, Gastwirth zu Oberrad" eine Frankfurter Stadtberühmtheit geworden, die auch Stoltzes Muse mehrfach gefeiert hat. Der Kuchengarten des Claus im „Frankfurter Hof" zu Oberrad war bei den damaligen Frankfurtern, für die es noch keine Ausflüge mit der Eisenbahn gab, ganz besonders beliebt. Als es einmal im Sommer drei Sonntag hintereinander geregnet hatte und es am „Kerwesonntag" auch wieder in Strömen goß, riß der Claus in seiner Wut über des Himmels Tücke die Doppelbüchse von der Wand und feuerte sie gegen den Himmel ab, aus dem es aber ruhig weiter herabgoß.

„Un wie der Claus geschosse hat,
Da war die Sach erleddigt.
Un Sonntags druff hat in der Stadt
E Candidat gepreddigt,
Un iwwern Text, wie war er doch?
‚Der alte Gott, er lebet noch!'
Un deshalb is ze hoffe:
Claus hat en net getroffe!"

Der in den Himmel schießende Claus ist jetzt auch an der Front des neuen Rathauses nach dem Paulsplatz zu verewigt.

Unter den obengenannten Handwerksmeistern befanden sich verschiedene, die wie der „Quartier-Major" Erras zur „Frankfurter Stadtwehr" gehörten, in der Vater Stoltze zu seinem nicht geringen Stolz im Löschbataillon den Rang eines Hauptmanns bekleidete. Die Stadtwehr umfaßte freiwillige Kavallerie, Artillerie, Scharfschützen, Jäger (2 Bataillone), Infanterie (2 Bataillone), das Löschbataillon und 3 Bataillone Infanterie. In ihr dienten nur Frankfurter Bürger, die bloß zu regelmäßigen Übungen und rein militärischem Wachtdienst verpflichtet waren; drei- bis viertausend Mann stark stellte sie sich alljährlich zur großen Revue am Grindbrunnen ein, die der Höchstkommandierende, der Obrist v. Ellrodt, vor dem versammelten Senat abhielt. Unter den Lindenbäumen bei jenem Gesundbrunnen war dann ein rot und weißgestreiftes Zelt für die Herrschaften aufgeschlagen. Die „Landwehr" wurde aus zwei

Bataillonen Infanterie, dem Aufgebot der zu Frankfurt gehörigen Dörfer gebildet. Die Stärke des unter dem Stadtkommandanten Obrist v. Schiller stehenden „Linienbataillons“, das aus angeworbenen Soldaten bestand, während das Offizierkorps sich meist aus Frankfurter Bürgersöhnen rekrutierte, entsprach dem Bundesbeschlusse, nach welchem das deutsche Bundeskontingent aus einem Prozent der Bevölkerung und die Reserve aus einem halben Prozent bestehen sollte. Es gehörte zum 8. Armeekorps des Deutschen Bundes. In der Stadtwehr aber lebte in neuen Formen die stolze Bürgerwehr fort, die zur Verteidigung der alten Reichsstadt schon im Mittelalter bestanden hatte. Den „Fähnlein“ von früher entsprachen die Kompagnien der reichsstädtischen Bürgerwehr, von denen jedes der 14 Stadtquartiere (A—O) eine stellte; in der von Karl Malß im „alten Bürgercapitain“ geschilderten Zeit (1815) stand an der Spitze jedes Quartiers ein „Capitain“, der auch Quartiervorstand war. Nach der Neuordnung der Stadtwehr hatten die Quartiervorstände jetzt den Rang von „Majoren“. Über die alten Bürgercapitaine, die Leutnants und Fähnriche der reichsstädtischen Zeit schrieb 1824 Karl Malß im Anhang seines von Goethe wie Börne mit gleicher Wärme begrüßten Frankfurter Dialektstücks: „Diese Offiziere, und hauptsächlich der Capitain, hatten nicht allein das militärische Kommando ihrer resp. Kompagnie, sondern außerdem zugleich verschiedene Obliegenheiten in Polizeisachen, z. B. bei gewöhnlichen Hausvisitationen, Aufsicht auf die Spritzen und übrigen Anstalten bei Feuersbrünsten, und standen gleichsam als die vorzüglichsten Repräsentanten des alten ehrenfesten Bürgertums in sehr hohem Ansehen . . .“ Nach Malß entsprachen die neuen Quartier-Vorstände nur einigermaßen noch der alten Institution der „Borjer-Kabbedehne“. Aber noch kam der Stadtwehr der Nachglanz des Ruhms zu Gute, den die Frankfurter Freiwilligen als besonderes Korps in den Jahren 1814 und 1815 sich im Felde errungen hatten, zuletzt, wie im Treffen bei Selz, geführt vom Obristen Schiller. Von „Drill“ und „Schneid“ war in dieser Frankfurter Stadtwehr keine Rede und das gute Leben, das die Bürger führten, schadete bisweilen recht sehr der „Strammheit“ des einzelnen Mannes. Aber wenn am 18. Oktober und zu Neujahr zur allgemeinen „Berjerfrääb“ der Aufzug stattfand, der über die Zeil nach dem Roßmarkt und dann nach dem

Römer ging, da glänzten Litzen und Knöpfe, Bandeliere und Säbel, Gewehre und Kanonen, daß es ein Staat war; die Uniformen saßen tadellos und der Aufzug hatte echt militärischen Schwung nach dem Takte der klingenden Marschmusik.

„Un Schnettdreng deng, deng, deng, deng, deng!
Kam's plötzlich aagezoge.
Da gab derrsch odder e Gedräng,
Vermischt mit Ehleboge!!
Un Zimtratata! kam's hinne nach,
Un Huppel-die-buppel-die-buppe!
Ganz in der Fern noch Trommelschlag
Von immer neue Truppe!"

Das gesamte Frankfurter Militärwesen, dem für den Ernstfall freilich schon jetzt die rechte Disziplin fehlte, stand unter der Leitung des „Städtischen Kriegszeugamts", das zur besonderen Verwaltung des „jüngeren Herrn Bürgermeisters" gehörte. Dem „Rebstock" gegenüber wohnte übrigens der Major Graumann, nach dem das Bataillon der besonders beliebten grünuniformierten „Graumänner" genannt war. In ihm diente der von Stoltze so oft genannte Maler Kaisian, der Held der köstlichen Episode: „Wie Ääner absolut wollt erschosse sei" (G. W. Bd. 5). „Der Maler Käsian war bei de „Graumänner", un wann er sei gri Uniform aagehat hat, den Säwel um, un den Schako mit dem hoche Fedderbusch uff, un den Schnorrbart recht schwarz gewichst und ungrisch mit lange Spitze hiwe un driwe enausgedreht, un hat sich sei Krawatt recht fest geschnallt, so daß er en recht rote Kopp krag, da hat er sehr martialisch ausgeseh". Der allzeit fidele Junggeselle, der in der Altstädter Bürgerschaft als Porträtmaler recht beliebt war, wohnte, wie schon erwähnt, in einem Zimmer des Rebstocks und stand zur Familie des Wirts in freundschaftlichem Verkehr.

Derjenige Altfrankfurter Brauch aber, der für das Knabengemüt die höchste Bedeutung gewann, war die Feier des Pfingstdienstags im Stadtwald, der „Wäldchesdag". Wie weit der Brauch der Frankfurter Bürgerschaft, am dritten Pfingstfeiertag des nachmittags mit Kind und Kegel in den an die Sachsenhäuser Gemarkung und an Niederrad grenzenden Teil ihres schönen Waldes zu ziehen und dort ein Frühlingsfest zu begehen, zurückreicht, läßt sich nicht feststellen; in Stoltzes Knabenzeit wurde er längst unter Teilnahme von allen Ständen begangen. Alle Läden, alle Bureaus und Geschäfte wurden dieses

Bürgerfests wegen geschlossen. Kein Senator versäumte, mit den Seinen sich in das frohe Treiben zu mischen. Auch wer im Wagen hinausfuhr, lagerte sich zum Picknick im Grünen. Ausmarsch und Ausfahrt der Tausende gestalteten sich zu einer großen Revue der neuen Frühlingstoiletten.

„Dann Staat muß sei! un waß e Staat!
's kimmt aa uff's kleenste Fältche,
Dann alles, Berjer un Senat,
Geht alles heut ins Wäldche. . . .
Wie deß der streemt nach dere Brick!
Waß Kutsche! un wie prächtig!
Waß Mensche! — Unser Rebublick
Die is doch gar ze mächtig!
Zum Fahrdhor streemt derr ääch enaus
Hurrjöh! kää klääner Fetze!
Der ganze Klumpe läßt sich draus
Am Wasser iwwersetze.
Un driwwe ehrscht, wie streemts de Weg
Zum Sandhof dick enunner!
Merr heert derr schon die Baukeschleg,
Als wie en ferne Dunner . . .
E Ohmche Eppelwei, deß leiht
Hie ääch uff Laab un Rase,
Dann bis an's Forschthaus, ui wie weit!
Drum muß merr hie ään blase . . . .
Jetz, Herz, geh uff wie Heweklees
Bis in des kläänste Fältche,
Jetz kimmt der Staat vom grine Kees,
Dann jetz sein merr im Wäldche!
Hier leiht derr die ganz Rebublick
Mit iwwersel'ge Miene,
Die ganz Bescheerung, Dinn un Dick,
Wie Haase in dem Griene.
Im griene Lääb leiht Aarm un Reich,
Die Beese un die Fromme;
Sag Ääner, uff kään griene Zweig
Kennt mehr der Berjer komme!
Un Alles juxt un lacht un singt,
Daß alle Lifte bewe,
Un Alles ißt un Alles trinkt,
Dann davo muß merr lewe . . .
Des is e Borjerfraad, e Glick,
Im Griene hie zu raste!
Un statt der Vegel die Musik
Von hunnert Orjelkaste! . . .
Un dann ääch Borzenelle? Ob!
Da sein se, ohne Zweiwel,
Der Kasper mit seim Hoseknopp,

Der Hausknecht un der Deiwel . . .
Ääch Karusell mit wilde Perd,
Da werd nach Ring gestoche,
Un dort, an de zwää Feuerherd,
Da dhun se Kaffee kochen.
Sauft Kaffee, ihr, so viel ihr meegt,
Dhut hunnert Dasse trinke;
Mir Berjer sein nor uffgelegt
Zu Eppelwei un Schinke,
Un fräe uns an dem Gewihl
Un an des Staates Greeße,
Am Werrsal hie von Menschespiel,
Von Wäge, Perd un Scheese!
Un in dem Werrsal mitte drei
Da steh'n die Sachsehäuser
Mit ihre Fässer Eppelwei,
Geschmickt mit griene Reiser. . . ."

So oft der Dichter später die Freuden des „Wäldchestags" besang, es mischten sich stets in seine frischfarbige Schilderung Erinnerungen aus der Kinderzeit. Die Erwähnung der „Borzenelle", wie die Altfrankfurter Mundart lustig für „Policinelltheater" sagt, wirft ein Streiflicht auf eine andere Welt von Genüssen, in der sich Stoltzes Sinn für Volkshumor schon in aller Frühe bildete, die der Schaubuden auf dem Roßmarkt während der Messen.

Es war nur natürlich, daß Fritz als einziger Sohn eines Gasthofsbesitzers, dessen Schwiegervater ebenfalls einen Gasthof besaß, zunächst von beiden in der Überzeugung erzogen wurde, er werde dereinst ihr Nachfolger werden. Der Bub schien auch alle Anlagen dafür zu haben; er zeigte sich anstellig und gefällig, wo es dem Vater und Großvater, dem Hausburschen und dem Kutscher bei irgend einer Hantierung zu helfen galt, und wußte in Küche und Keller, in Pferdestall und Wagenremise Bescheid noch ehe er in die Schule kam. Die Schwester hatte ihn schon lesen gelernt, als er zum Lehrer Diehl in die Katharinenschule gebracht wurde. Als eine Bürgerschule zweiten Ranges trat 1824 diese „Mittelschule" ins Leben. Der Lehrer Diehl gehörte zu den Stammgästen im Rebstock, wo er sichs als Lehrer des Haussohns wohl sein ließ. Wie er nach der Sitte der Zeit zur Aufrechterhaltung der Disziplin Bakel und Farrenschwanz gehörig zu brauchen wußte, hat später sein ausgelassenster Zögling in dem Schwankgedicht „Die Blutblas" geschildert; bei dem Sinn für Humor, den der lebenslustige und immer durstige Mann in

der Erzählung „Der Schiffbruch des Raddampfers ‚Freie Stadt Frankfurt‘“ entwickelt und seinen nahen Beziehungen zu den Kellerverhältnissen des „Rebstocks“ ist aber nicht anzunehmen, daß gerade Fritz unter seiner Strenge besonders zu leiden hatte. Von dem guten Humor dieses Lehrers enthält das Gedicht „Der Profet Jonas“ eine Probe, das unser Dichter bei der ersten Herausgabe mit der Bemerkung versah: „Erinnerung aus de Schuljahre“.

„Von Acht bis Neun war Unnericht
Stets in der biblische Geschicht.
Merr warn an de Profete,
Am Jonas, wie err in die See
Geborzelt is bei Ninivee; —
Fort war err! — Unner! — Bleede!

E Wallfisch hat en kaum geguckt,
So hat errn ääch schon gleich verschluckt;
Err wollt en nicht erst kaue.
Drei Dag lang ohne Stuhl un Disch
Saß der Profet so in dem Fisch,
Un war net zu verdaue.

Der Wallfisch, der sehr Leibweh krag,
Der speuzt' en aus am verrte Dag
Grad uff die Ufertrappe.
Der Jonas rafft sich mihsam uff
Un lobt den Herrn, und kriecht enuff
Un mecht sich aus de Lappe.

So etwa brachts der Lehrer vor,
Mit annern, bessern Worte nor,
Dann davor war's der Lehrer.
Mir Buwe horchte fromm der Redd,
Nor äaner hat's bedabbelt net,
Der von Begriff war schwerer.

Der segt un mecht e dumm Gesicht:
Ei letzt in der Nadurgeschicht,
Da dhate Se doch sage,
Der Wallfisch hätt en enge Schlund
Un deshalb könnt aus diesem Grund
Nix Großes in sein Mage.

Un es beständ sei Middagsdisch
Aus lauter ganze klääne Fisch
Un Seegewerm un Schnecke. —
Bei so em enge Gorjelschlauch,
Wie kam der Jonas in den Bauch
Und blieb im Hals net stecke?

Der Lehrer, der sprach ganz verblifft:
E Wallfischschlund, was deß betrifft,
Is zwar e enger, klääner, —
Doch deshalb sei ganz außer Sorg',
E Judd drickt iwerall sich dorch,
Un Jonas war ja ääner!"

Inwieweit Stoltzes Phantasie an dieser „Erinnerung aus de Schuljahre" beteiligt war, läßt sich nicht feststellen, doch ist dies ein Mangel? Die köstliche Gestaltung und drastische Fassung des komischen Einfalls stammt von ihm; dieser selbst aber ist geschöpft aus dem sprudelnden Quell des Frankfurter Volkshumors, an dem er selber von klein auf schöpferisch beteiligt war und dessen Offenbarungen zu jeder Zeit sich tief seinem Gedächtnis einprägten.

Ein Witz eigener Prägung war es, was ihn bald wieder aus der Katharinenschule herausbrachte. Seiner Schwester Annett war von Vater und Großvater eine mehr als standesgemäße Bildung zugedacht worden. Sie war reich beanlagt und ihre Talente imponierten dem Vater gar mächtig; auch wünschte er, daß sie die Jahre des Heranreifens fern von dem Gasthoftreiben verbrächte. Annett kam in das damals vielgerühmte, von der Großherzogin Stephanie von Baden gestiftete Institut zu Mannheim, in dem fast nur Töchter von adliger Abkunft erzogen wurden. Als nun die Schwester zum erstenmal in den Ferien wieder daheim war und alle hochauf lauschten bei ihrer Schilderung dessen, was ihr in Mannheim gelehrt und geboten wurde, regte sich in dem Bruder der Neid und er sagte zur Schwester: „Annett, du wirst wie eine Prinzessin erzogen und du bist auch eine; du bist so schön wie die Prinzessinnen in den Märchen; ich aber gehe in eine Mittelschule, der Papa hat auch Mittel zu meiner Erziehung!" In der Niederschrift des Dichters, der wir dies entnehmen, heißt's weiter: „Diese naseweise, von einem kleinen Jungen gemachte Bemerkung war von großem Eindruck auf den Vater. Schon gleich am nächsten Tag kam ich in die Pension des Dr. Kemmeter in der Schlesingergasse und zwar in Halbpension. Abends kam ich nach Haus, wo mich jedoch schon der alte Professor Textor erwartete, um mir Lateinisch und Griechisch beizubringen. Der alte Professor war ein grundgelehrtes Haus und ein ganz ausgezeichneter Lehrer. Wie ich einmal nach einigen Jahren

anfing, die Alten, die er mir in der anziehendsten Weise erklärte, etwas zu verstehen und die erste Grammatik überstanden hatte, waren mir die Stunden des alten Professors bei weitem die liebsten von allen, und ich lief förmlich Galopp von der Schlesingergasse in den Rebstock. Auch in das Knabeninstitut von Dr. Kemmeter, das nach dessen Tode von Dr. Kayser im „Junghof" fortgeführt wurde, ging der Lernbegierige gern, und im Alter sang Stoltze:

„Mir Buwe in dem Institut
Vom Kemmeter un Kayser,
Merr lernte was un hatte's gut
Und worde däglich weiser."

In unserer Quelle aber heißt es weiter:

„Die seligsten Tage meiner Kindheit begannen eigentlich erst mit der Zurückkunft meiner Schwester aus dem Pensionat. Das ganze Familienleben im Rebstock wurde durch sie umgestaltet. Es bekam alles einen im besten Sinne feinen Anstrich. Ich selbst ward aus der Wirtsstube, wo ich allerlei hörte, was für ein so junges Gemüt nicht immer ganz geeignet war, aber auch vieles, was den Mutterwitz weckte und das Volksleben mich kennen lehrte, unmittelbar unter die Grazien versetzt. Für die Haushaltung war meine Schwester vollständig verloren, eine natürliche Folge ihrer Erziehung; sie beschäftigte sich nur mit Musik und Gesang oder saß an der Staffelei und malte, wobei ihr der Maler Kaisian lehrend zur Seite stand; sie war eine Schülerin von Ferdinand Ries, dem bekannten Komponisten, spielte Klavier wie eine kleine Virtuosin und sang wie eine Nachtigall. Meine Schwester hatte drei Freundinnen, die fast täglich zu ihr kamen. Die eine, Julie Severus, eine Nichte des alten Staatsrats Molitor, war eine Blondine von so blendender Schönheit, daß damals in Frankfurt ein Rätsel über sie umlief:

„Mein Erstes ist ein See,
Mein Zweites eine Fee,
Mein Drittes ist ein Ruß',
Dem Ganzen gäb ich gerne einen Kuß."

Die zweite Freundin, ein hochgewachsenes reizendes Geschöpf, Jeanette, eine geborene Hamburgerin, war die Tochter eines Frankfurter Beamten, des Bestätters Fuchs. — Die dritte, Lisette, war auch eine Beamtentochter, mit rabenschwarzen

langen Locken und tiefblauen Augen, eine Erscheinung wie ein Traumbild, wie aus den Märchen von Tausend und einer Nacht. Der wilde Junge aus der Wirtsstube und von der Gasse sah und hörte nun nichts anderes als Schönheit, Musik und Gesang. Julie war sanft und milde wie Frühlingssonnenschein, Jeanette lebhaft, fröhlich, witzig; wenn sie lachte, zeigte sie immer die blendend weißen Zähne; es sah aus wie Perlen, die in einer geöffneten Rose liegen. Lisette mit ihren schwarzen Locken war tief wie ihre blauen Augen. Und doch konnte man ihr bis auf den Grund der Seele sehen. Meine Schwester Annette behauptete, da läge ein versunkenes Schiff und auf dem Verdeck ein junger toter Seekapitän in Meerlilien eingehüllt. Es mag wohl auch bei Lisette ein bischen unglückliche Liebe unterlaufen sein; sie blickte immer wie in wehmütigen Träumen oder erfüllt von einem ungestillten Sehnen. — Ich war damals vierzehn Jahre alt, hatte ein glattes Gesichtchen, war aber ein wilder Bub, der nicht viel auf seine Kleider hielt. Ich war ein sogenannter Reißteufel. Um mich davon abzubringen, verfielen meine Schwester und ihre Freundinnen auf das Extrem und putzten mich auf. Ich habe jener Zeit in der „Flucht von Königstein“ mit ein paar Verszeilen gedacht:

„Wie der Page Cherubin
Saß er mitten unter Damen,
Kräuselten die Locken ihm,
Gaben ihm die süßten Namen;
Nannten ihn bald Du, bald Sie,
Winkten ihm mit dunklen Sternen,
Schönre Lippen haben nie
Einen Knaben küssen lernen.“

Es war eine Zeit der Verhätschelung, der ich mich aber doch bald wieder entriß. Übrigens haben die durchweg sehr gebildeten Dämchen dennoch erziehlich auf mich eingewirkt und dem sehr übermütigen Jungen feinere Manieren beigebracht.“

Das Rätsel auf den Namen Severus findet sich auch in Stoltzes kleiner Erzählung „Wie ich um meinen ersten Schatz gekommen bin“. Da ist berichtet, wie der Fritz als Konfirmand dieses Rätsel der schönen Julie zuerst hinterbrachte. „Nun“, sagte sie lächelnd, „auf einen Kuß soll mir's für Dich nicht ankommen und auch nicht auf ein paar gelbe Handschuhe; denn mit Deinen schon etwas an den Fingern verkauten, möchtest Du schwerlich in der Konfirmandenstunde eine Eroberung machen.“

Sie schickte ihm wirklich ein paar „superfeine blaßgelbe Glacé-handschuhe", in denen er dann auch die Eroberung der hübschen kleinen Blondine vollführte, die ihm im Konfirmationsunterricht beim Pfarrer Kirchner gegenüber saß. Den tragikomischen Ausgang dieser „ersten", sehr harmlosen „Liebe" findet der Leser im 5. Bande der „Gesammelten Werke"; die Blamage, nicht genug Geld bei sich gehabt zu haben, als es bei der gemeinsamen Einkehr in einem Milchhof ans Zahlen ging und er für ein zweites Pärchen mitaufkommen sollte, wurde die Ursache der Entzweiung.

Die Annett war der Liebling und Augapfel ihres Vaters; dem schön herangeblühten Mädchen konnte er keine Bitte abschlagen, und so wurde diese zum Schutzengel für den mutwilligen Bruder, der durch seine Einfälle und Possen den Eltern manchen Ärger bereitete. In der Novelle „Der rothe Schornsteinfeger" hat sie später der Dichter geschildert, wie sie durch ihre Ankunft mit einem Rosenstrauß für den Vater diesem von der Stirn die Zornfalten scheucht, die gerade ein Streich des Sohnes erregt hat. Entzückt weilt des Dichters Erinnerung bei dem Bilde, „wie se vor ihm stand, im weiße Klääd, e Ros' an die Brust gesteckt, den Strohhut un den Schal uff dem Aarm — e Mädche von wahrhaft idealer Schönheit . . . Schlank uffgeschosse wie e Dann, von undadelhaftem Wuchs un nobler Haltung, tiefdunkle Haar, blaue Ääge, lange Wimpern, dichte, scharfgezogene Braue, en blendend weißen Teint un e Mäulche wie e erschlosse Rose-knöppche". „Unvergeßlich is merr ihr Stimm: es war, als wann merr mit eme silwerne Hämmerche widder e silwern Glock schlage dhet. Daderbei e Mädche von Talent un Geist, awer mit eme große Hang zum Absonderliche, Extreme."

Diesen verhängnisvollen Hang führte Stoltze in reiferem Alter darauf zurück, daß die Erziehung, die ihr im Institut zu teil ward, sie dem Vaterhaus und der Sphäre, welcher sie durch Geburt angehörte, entfremdete.

„Zwar segt merr als: an dem, was merr gelernt hat, trägt merr net schwer nach; deß is ganz schee gesacht, wann sichs drum hannelt, daß merr des emal im Fall der Not verwerte kann; Mäderchер awwer, un besonnerscht geistig begabte, die dorch Unnericht, Erziehung un Umgang hoch iwwer ihr'n Stand enuff gehowe sin, fihle sich, wann se in den schlichte hausbackene Kreis ihrer Familje aus eme Institut zurickkehrn, deß vor bedeutende

Lewensstellunge berechnet is, sehr vereinsamt . . . Wie mei Schwester Annett aus ihr'm vornehme Institut widder in den „Rewestock" komme is, da hat se sich aafänglich sehr unbehaglich gefihlt un hat sich mit ihre Malkaste, Stickrahme, Bicher un Musikalie in die innerste Gemächer un so weit wie möglich von der Küch eweck zurickgezoge. Es war die best Stubb im ganze Haus un hat sogar gehle seidene Vorhäng gehat aus erjend ener Bundestagsgesandte-Versteigerung; e Bett mit eme spitzengarniert Himmel; en große Aaklääädspichel; e hochrot seidern Kanapee nebst drei Stihl, vor dem e großer runder Disch mit eme blitzblaue Deppich gestanne hat, un e groß Commod, mit dem scheenste Messing eigelegt un mit eme sehr farwereiche echte Tiroler Deppich geschmickt ... So schee bunt awer ääch die Stubb war, so hat doch mei Schwester des Näsi gerimpft un hat sich dorch ihr Lorgnett all die Herrlichkeite sehr dicht betracht. Mei Vatter hat mit zugeseh un hat sich hinner de Ohrn gekratzt. „Papa, ich vermisse ein Piano; auf dem abscheulichen Hackbrett im Wohnzimmer wirst Du mir nicht zumuten zu spielen." Un deß hat mei Schwester mit so eme bestimmte Ton gesacht, daß mei Vatter nix eiligeres hat zu dhun gehat, als bei dem Musikaliehänneler Fischer uff der Zeil en „Chiraff" zu kääfe, der e klää Vermege gekost hat. Das war zum Entree aus dem Institut. Dem Mädche war awwer in der Dhat nix abzuschlage; sie hat e Art und Weis an sich gehat, der net zu widdersteh war, un dadderrbei war se weitaus gescheiter, wie die ganz Familje Stoltze zusammegenomme. —

„Sie war ääch die äänzig im ganze Haus, die iwwer mich böse Bub Macht gehat hat. Ihr haw' ich gefolgt wie e Lämmche. Sie hat's verstanne, mitte aus meine Unarte eraus en bildsame Kern zu entdecke. Wie se emal gemerkt hat, daß ich mich for ihr Beschäftigunge intressir un Gaß un Spielkamerade im Stich laß, so wie ich ihr Clavier un ihr Silwerstimm gehört hab, un mäusistill zu ihre Füß uff dem Schawellche saß un zu err ganz glickselig enuffsah, — da wußt se ääch schon, wie se mit mir draa war. In meim junge Herze fings schon früh zu klinge un zu läute aa; mit meim kindliche Reim dorft ich awwer meim Vatter net komme. Der hat mich ausgelacht mit meine Dinteflecke und Kratzelfüß ... Mei Schwester derrgege hat mich uffgemuntert un hat merr Gedichtebicher gewwe, die meim Fassungsvermöge zugängig warn. Des ehrschte warn Höltys

Gedichte. Die Gedichte hat mei Schwester mit merr gelese un die Lieder hat se merr am Clavier vorgesunge. O glicklich Zeit! Daß ich zu em Dichter bin warn, hat mei Schwester zu verantworte! Ich wäsch mei Händ in Unschuld. Awwer net alläa die ernst, ääch die humoristisch Seit hat se in merr aageschlage; deß heeßt: es hawwe sich zwää geschwisterliche Seele zusamme gefunne, um sich uff Unkoste von annern Leut un besonnerscht iwwern eigene „Rewestock" lustig zu mache; mei Schwester von eme hochnäsige Institutsstandpunkt aus un ich aus eme aageborene Hang zum Muthwille.

Die Veraalassung zu diesem scheene humoristisch-satyrische Geschwisterbund war folgend. Das Lieblingslied meiner Schwester war die Goethe'sche Ballade „Der Fischer". Dieses tiefpoetische, kerngesunde un scheenste Lied von alle Lieder hatt' en große Eindruck uff mich gemacht, un wo ich ging und stand, sang ichs. So im mitte Singe kam ich emal in die Küch, mei Schwester hinner mer drein; merr wollte in die Küchestubb zum Kaffeetrinke. Ich war grad an der Stell:

„Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau —"

als mei Blick uff die Spühlmähd fiel, uff die „roth Christine", die mit gesenktem Haupt vor eme große dambende Spühlzuwwer stann un des Porzellan von der Tabled'hôte gespült hat. Da fuhr merrsch uff äämal dorch den Sinn, un ich lääf an de Spühlzuwwer, guck in die Brüh enei un stump dann dere rothe Christine ihr'n Kopp nach dem Spühlzuwwer zu un sing derrbei:

„Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau;
Lockt dich dein eignes Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau!"

Mei Schwester hat laut uffgelacht un hat dann gesacht: „Fritz, wie ungezogen! Wie kannst du's über's Herz bringen, das schöne Lied so zu profaniren!" — „Ja, Annett," haw ich gesacht, „wann merr von der holde Meerjungfer singt, derf ääm net die roth Christine mit ihr'm Spühlzuwwer in Weg komme!" Deß hat meiner Schwester eingeleucht, dann die Entschuldigung war ebbes Extravagantes ... Alles Ungewöhnliche hat mei Schwester lebhaft ergriffe. Als noch kää äänzig Frauenzimmer in ganz Frankfort draa gedacht hat, Schlittschuh zu lääfe un Schwimme

zu lerne, hat mei Schwester schon längst Schlittschuhlääse und Schwimme kenne. Sie hat mit ere Sicherheit kutschirt wie e kaiserlicher Leibkutscher."

Wie die Kritik der Schwester auch die ehrwürdigsten Einrichtungen des Rebstock-Hofs nicht verschonte, bezeugt drastisch der folgende Vorfall. Die Anwohner des Rebstock-Hofs bildeten eine „Brunnengemeinde." Von altersher war nämlich in Frankfurt zwar die Erbauung der Brunnen auf Kosten der Stadt erfolgt, die Unterhaltung und Reinigung aber den Benutzern eines jeden Brunnens überwiesen worden. Zur Handhabung der Ordnung wurde von den „Brunnennachbarn" ein „älterer" und ein „jüngerer" Brunnenmeister gewählt. Diese hatten die „Brunnenrolle", d. h. das Verzeichnis der Brunnennachbarn zu führen und darüber zu wachen, daß der Brunnen samt den zugehörigen Gerätschaften ordentlich in Stand gehalten wurde; auch hatten sie das Fegegeld und die Bußen zu fordern, sowie die Einnahmen und Ausgaben zu buchen. Alljährlich versammelten sich die Brunnennachbarn, und es wurde nach erfolgter Rechnungsablage durch die abgehenden Brunnenmeister zur Wahl der neuen geschritten, und an diesem Tage auch der Brunnen gefegt, zu welchem Zwecke Einer in den mit Blumen geschmückten Brunnen steigen oder „fahren" mußte, daher diese Versammlungen „Brunnenfahrten" genannt wurden. Diese mit Trinkgelagen und Tanz verbundene Lustbarkeit, (Franz Rittweger hat sie in dem historischen Volksstück „Das Pamphlet" geschildert), dauerte gewöhnlich zwei Tage, wurde aber auch öfter bis auf den dritten und vierten Tag verlängert. Dabei ging es hoch her, so daß in der Folge der eigentliche Zweck der alljährlichen Versammlungen mehr und mehr in den Hintergrund trat und der Rat im Jahre 1788 eine Strafandrohung dagegen erließ. Es hieß darin, die Brunnengelder würden nicht mehr zweckmäßig verwendet, sondern großen Teils „verschmauset".

Der Rebstockhof nun erfreute sich eines stattlichen Brunnens, der in Stoltze's Knabenzeit auf seiner steinernen Pumpensäule einen reichverzierten Schild trug mit der vergoldeten Inschrift: „Denen Bewohnern des Rebstockhofs eigentümlicher Brunnen." In der köstlichen Erzählung „Der rote Schornsteinfeger" hat später der Dichter von einer großen Brunnensitzung berichtet, die im Rebstock stattfand und in welcher der Buchbindermeister

Brümmer als älterer Brunnenmeister fungierte. Der Pumpenschwengel war zerbrochen, gerade als der Pompier-Hauptmann Stoltze bei einem Brand in der Nähe den Brunnen hatte benutzen wollen. Das Städtische Bauamt rügte das Vorkommnis, worüber die Rebstocker Brunnengemeinde in Alarm geriet. Damals schlug dem marmornen Schild mit der goldenen Inschrift sein letztes Stündlein. In der Brunnensitzung diente Annett wegen ihrer guten Handschrift den Herren als Sekretär. Schon war der Beschluß gefaßt worden, das Bauamt auf die Inschrift „Denen Bewohnern des Rebstocks eigentümlicher Brunnen" einfach zu verweisen; sie bezeuge genugsam, daß der Brunnen ihr Eigentum sei, und den Senat nichts angehe. Im letzten Moment forderte Vater Stoltze die still vor sich hinlächelnde Tochter auf, auch ihre Meinung zu sagen, worauf diese ganz keck erwiederte: „Meine Herren! Die Inschrift Ihres Pumpenstocks „Denen Bewohnern des Rebstockhofs eigentümlicher Brunnen" ist höchst zweideutiger Natur. Sie verstehen unter der Bezeichnung „eigentümlicher Brunnen" einen Brunnen, der Ihr Eigentum ist; ich verstehe darunter, daß ein Brunnen, der bei Feuersgefahr kein Wasser gibt, ein eigentümlicher Brunnen ist!"

Dem früheren Stadtverordneten Jean Drill, der sich um die Pflege des Altfrankfurter Geistes im Frankfurter Gemeinwesen so manches Verdienst erwarb, verdanke ich eine Reihe von Daten aus der Brunnenrolle des Rebstockhofs, die deutlich davon erzählen, daß auch damals bei den Brunnenfahrten ein Teil der Gelder „verschmauset" wurde. Der Eintrag vom 23. Dezember 1823 lautet: „Nach altem Herkommen ein Abendessen im Gasthof zum Rebstock. Obschon der bezahlte Preiß von 48 xr. für die Person als billig zu betrachten ist, so sprach sich über die gute Auswahl der Speisen eine allgemeine Zufriedenheit aus." Im Jahre 1831 wurde die alte Brunnenverfassung aufgelöst. Schon 1828 hatte der Gastwirt Stoltze seinen Beitrag verweigert, weil das Nachtessen nicht bei ihm, sondern im „Nürnberger Hof" stattgefunden hatte, was auf ernste Zwistigkeiten unter der Nachbarschaft deutet. Trug etwa daran die vorwitzige Kritik der Annett Stoltze die Schuld?

Welch einen gelehrigen Schüler in dieser Richtung Annett in ihrem Bruder besaß, dies bezeugt der Streich, der in dem ersten Kapitel von „Polen und Studenten" erzählt ist.

Stoltzes besaßen außer dem Gärtchen hinterm Hause auch einen größeren „Wingert“ vor der Stadt, der nicht nur mit Reben bepflanzt war, sondern zu dem auch ein hübscher Obstgarten gehörte. Er lag am Ende vom Sandweg, der dort oben damals noch wirklich ein tiefsandiger Hohlweg war und durch Weingärten führte. Im Hauptgang befanden sich längs des Rebenspaliers Blumenrabatten; in der Mitte desselben war ein freier Platz mit einem hölzernen Gartenhäuschen unter einem mächtig großen Kirschbaum, umgeben von einem Rasenstück. Von drei Seiten war der Wingert mit Lattenzäunen umschlossen; vornen nach dem Sandweg zu befand sich eine alte Buchenhecke, die aber im Laufe der Zeit etwas löcherig geworden war. Desto dichter war die Gartentüre; sie war von alten dicken Sandsteinsäulen umfaßt. Vater Stoltze hatte die Holztür grade neu herstellen lassen, und sie war es, die unsern Fritz zu jenem Hauptstreich begeisterte. Große eiserne Angeln hielten sie; ein großes Schloß und noch einmal zwei mächtige Riegel, an denen zwei nicht gerade kleine Vorlegschlösser hingen, bildeten den Verschluß. Der Anblick imponierte dem Buben sehr; aber unglücklicher Weise hatte er an dem Nachmittag ein Stück Kreide in seiner Hosentasche. Doch das weitere erzähle er uns selbst auf gut Frankforterisch: „Un am Awend, als vorm Fortgeh die Schwester Annett sehr gewissenhaft die Gartedhier verschlosse, verriechelt un vervorhenkschloßt hatt, ließ der Bruder Fritz sei ahnungslos Schwester e bissi vorausgeh un schrieb dann mit seiner Kreide uff die Gartedhier: Bei verschlossener Tür bittet man durch den Zaun zu schlüpfen.“

Draußen im Wingert am Sandweg war der liebste Aufenthalt der Geschwister. Unter den Blumen und Früchten der ländlichen Idylle ließen sie es sich wohl sein und ergingen sich in Träumen von besseren Welten als die prosaische zwischen den Giebeln des Rebstockhofs. Annett war auch poetisch veranlagt; eine Episode in „Polen und Studenten“ zeigt uns die Geschwister, wie sie sich auf dem Rasen unter dem großen Kirschbaum gelagert haben, und Annett dem auflauschenden Fritz das von ihr erdichtete Märchen vom „Königsprinzen“ erzählt, der seinen Eltern durchging, weil es bei Hofe gar so öde war und ihn ein Traum, der ihm die Blumenfee auf einer Waldwiese zeigte, ins Freie lockte. Wir können hier das Märchen, das in Versen anhebt und dann in Prosa weiter erzählt ist,

nicht nacherzählen, hervorheben aber müssen wir die Anklänge an Goethes Flohballade im „Faust“, die der Anfang enthält:

„Es war einmal ein Königsprinz, kein schönrer weit und breit,
Doch wegen seines Eigensinns der Eltern Herzeleid.
Man gab ihm schöne Kleider, der Prinz zog sie nicht an,
Es henkte sich sein Schneider, dem Prinzen lag nichts dran.“

Hervorheben müssen wir ferner, daß das Märchen die schöne Natur in Wald und Garten auf Kosten der langweiligen Pracht des Hoflebens verherrlicht und daß dabei auch mit „romantischer Ironie“ das Zeremoniell verspottet wird, das den Königsprinzen umgibt und doch nicht hindert, daß er sich seinen „hohen Magen allerhöchstselbst“ an zu vielen süßen Näschereien verdirbt.

So wirkte Annett auf den Knaben ein. In einer Niederschrift ohne humoristischen Unterhaltungszweck, in welcher der Dichter seine Jugend zur Berichtigung falscher Angaben skizzierte, heißt es darüber: „Wie ich zur Poesie gekommen bin, weiß ich selber nicht; vermutlich wie die Vögel zum Singen. Sehr frühe schon fing ich eines Tages zu zwitschern an. Meine Schwester Annette munterte mich auf und versah mich mit Lektüre, wobei sie freilich mir ihre eigenen Lieblingsdichter empfahl: Ernst Schulze und Tiedge, die damals auf allen Salontischen anzutreffen waren. Die „Bezauberte Rose“ und die „Cäcilie“ Schulzes und Tiedges „Urania“ kann ich heute noch fast ganz auswendig. Die Schillerschen Gedichte verschlang ich. Eigentlich wohl ums Herz ist es mir aber erst bei Goethes Versen geworden. Da war Alles frisches Leben und Gesundheit, was mir besonders zusagte. Dabei behagte mir vorab das Körnige seiner Sprache und die klare Einfachheit seiner doch so tiefen und großen Gedanken. Ich sah zu ihm hinauf „mit beschatteten Augen“ wie zu einer Lichtgestalt. Zum Humor habe ich, um mich unbescheiden auszudrücken, eine angeborne Neigung, die sich sehr zeitig, nur zu zeitig durch allerlei Teufelsstreiche und Mutwillen offenbarte. „Langbein und Blumauer“ (Langbein in seinen „Schwänken“ ein Meister der versifizierten Erzählung komischer Vorfälle, Blumauer, berühmt durch seine Travestie von Vergils Aeneide) „las ich viel zu früh, heimlich und durcheinander mit Schulze und Tiedge! Als ich den „Don Quixote“ mir verschaffte, sah ich den Langbein uud Blumauer nicht mehr an.“ Wer sich vergegen-

wärtigt, wie der große komische Roman des genialen Spaniers Cervantes, der damals in den Übersetzungen von Bertuch, Tieck und Soltau vorlag, die geistvollste Satire ist auf die Anmaßungen des Feudaladels und die liebenswürdigste Verherrlichung des gesunden Menschenverstands eines schlichten Mannes, der wird den Umstand, daß unser Dichter den „Don Quixote“ schon als Knabe las in seiner biographischen Bedeutung zu schätzen wissen. Neben Ernst Schulze, in dessen Dichtungen die Begeisterung der deutschen Freiwilligen von 1813 nachklang, ist Theodor Körner zu nennen. Auch mehrere junge Frankfurter hatten in Lützows Scharen gedient, und der Älteste dieser „Lützower“, der Arzt Dr. S. Stiebel, veranstaltete an jedem 26. August, dem Todestag Körners, im Stadtwald an der Körnereiche in früher Morgenstunde eine Erinnerungsfeier dem Sängerhelden, wobei er einen Immortellenkranz an die Eiche hing. Körners Kriegslieder in Karl M. v. Webers Komposition wurden allgemein von Jung und Alt gesungen.

Ganz anders als es die Schwester konnte, wußte ihm sein Privatlehrer Professor Textor die Welt von Goethes Poesie zu erschließen, und dieser flößte dem Lieblingsschüler auch früh das Bewußtsein ein, daß die geliebte Vaterstadt und ihre Umgebung die Heimat dieser Poesie war. Wenn jetzt der nachdenklicher werdende Knabe statt mit dem Großvater neben dem warmherzigen alten Erzieher nach der Sachsenhäuser Warte hinaufstieg, da konnte er sich mit ihm in Betrachtungen ergehen, wie der Blick zurück auf die Stadt so ganz der Schilderung glich, die Goethes Faust auf dem Osterspaziergang vorm Tor mit Wagner an die Mahnung knüpft:

„Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen!“

Das Gespräch der anderen Spaziergänger vor'm Tor ergänzt die Schilderung.

„Wir geh'n hinauf auf's Jägerhaus.“
„Wir aber wollen nach der Mühle wandern.“
„Ich rat euch nach dem Wasserhof zu geh'n.“

Das sind Anspielungen auf das „Forsthaus“ im Stadtwald, auf die „Gerbermühle“ und den damals neben dieser gelegenen „Wasserhof“. Bei solcher Gelegenheit mag des Knaben Freude am Volksleben sich nicht wenig gehoben haben darüber, daß

Goethe am Schluß dieser herrlichen Szenen den „trocknen Schleicher" Wagner wohl klagen läßt:

„Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben
Ist mir ein gar verhaßter Klang,"

seinem Faust aber bei der Annäherung an das Dorf und sein Getümmel die Worte eingibt:

„Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

Friedrich Karl Ludwig Textor war ein direkter Vetter des Dichterfürsten, der in Stoltzes Knabenzeit noch ein schaffensrüstiger Greis, von Weltruhm umstrahlt, in Weimar waltete und wirkte. Als Sohn des Schöffen Johann Jost Textor, eines Bruders der Frau Rat, am 13. November 1775 in Frankfurt geboren, war er um ein Menschenalter jünger als der Dichter, der um die gleiche Zeit als Gast Karl Augusts in Weimar ankam, bereits berühmt als Verfasser des „Götz" und des „Werther". Die Frage, wie dieser Enkel des Stadtschultheißen Textor dazu kam, als alter Mann seinen Unterhalt durch das Erteilen von Privatunterricht in den klassischen Sprachen zu fristen, ist neuerdings von H. Düntzer („Das Geschlecht Textor, Goethes mütterlicher Stammbaum", Grenzboten 1888) und H. Grotefend („'Der Prorektor' und das Frankfurter Gymnasium am Ende des vorigen Jahrhunderts", Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Dritte Folge IV, 1893) beantwortet worden.

Schon als Frankfurter Gymnasiast verlor unser Textor seinen Vater. Dem Beispiel desselben folgend, studierte er Jurisprudenz und zwar in Tübingen, wo er auch im Jahre 1800 das Doktorexamen bestand und sich als Privatdozent habilitierte. 1805 verheiratete er sich mit der Tübinger Kaufmannstochter Sophie Friederike Geß, die ihn mit zwei Söhnen und einer Tochter beschenkte, im Jahre 1815 aber bei einer unglücklichen Entbindung das Leben einbüßte. Bald nach seiner Verheiratung bewarb er sich in Tübingen ohne Erfolg um eine außerordentliche Professur: die Fakultät sprach sich gegen seine Ernennung aus, da er noch nichts geschrieben, sich auch im „praktischen Fach" noch nicht geübt habe, wenn auch seine Vorlesungen nicht

ohne Beifall geblieben seien. Mit Recht erkennt Grotefend in diesem Einwand ein Zeichen der damaligen verknöcherten Universitätsverhältnisse, denn der erwähnte Beifall, den die Vorlesungen fanden, zeugt für Textors Leistungen. Bis 1813 war Textor in Tübingen geblieben, aber die Privatdozentenwürde und die später doch erlangte außerordentliche Professur hatten, bei dem Rückgange, den die Universität während der langen Kriegsperiode nahm, die Zubuße seiner ganzen elterlichen Erbschaft gefordert, und als Textor am 5. Juli 1813 den Eid als Advokat in seiner Vaterstadt leistete, sah er sich lediglich auf sein Verdienst als solcher angewiesen. Wenn auch unter normalen Verhältnissen bei haushälterischer Einschränkung derselbe ausreichend gewesen wäre, die Familie zu ernähren, so ging bei der großen Zerrüttung des Wohlstandes der gesamten Bürgerschaft durch die lange Kriegszeit kaum die Hälfte der ausstehenden Gebührenforderungen ein, und Textor verstand es nicht im mindesten, seine Ausgaben den Einnahmen anzupassen. So sah er sich denn im Jahre 1816, als durch den Tod seiner Frau eben erst sein häusliches Glück zugrunde gegangen war, auch zugleich dem völligen wirtschaftlichen Ruin gegenüber. Doch geistig ungebrochen, ging er aus der Krisis hervor.

Durch „Unterrichtserteilung in deutscher, römischer und griechischer Sprache und den damit in Berührung stehenden Fächern" hatte er sich, wie er selbst sagt, bald „eine wiewohl kärgliche, doch sichere Existenz gegründet," die ihn in den Stand setzte, für sich und seine bescheidenen Bedürfnisse zu sorgen, während die Sorge für die Kinder, durch seine Verwandten, namentlich seine Schwester, ihm abgenommen wurde.

Diese um zwei Jahre ältere Schwester, Anna Maria Textor, hatte zur Patin die Tante Melber, Goethes „lebhafte Tante", die bis in ihr hohes Alter ihre Beziehung zu letzterem liebevoll pflegte. Anna Maria Textor, der Stoltze später zu ihrem achtzigsten Geburtstag ein schönes Gedicht gewidmet hat, blieb unverheiratet und fand sich, als ihre Schwägerin starb, bereit, die Erziehung der drei Kinder zu übernehmen, von denen der älteste Sohn in späteren Jahren Frankfurter Senator wurde. Aus der Seele dieses Mannes und im Namen desselben dichtete Stoltze, wie wir hier einflechten wollen, 1852 jene Strophen, die auch für seine Liebe und Dankbarkeit gegen den verehrten alten Lehrer, der Ende 1851 starb, bezeichnend sind:

„Ich sehe sie vorüberschreiten
Die Väter, wallenden Ornats,
Sie all, bis auf entfernte Zeiten,
Die würd'gen Glieder hohen Rats!
Und ihn, den Griechen und Lateiner,
Das alte grundgelehrte Haupt;
Doch über alle raget einer,
Die Stirn mit ew'gem Grün umlaubt.

Von seinem Munde fließt die Rede
Melodisch hin und silberklar,
Das ist der Sänger-Zeus, der Goethe,
Deß' Mutter eine Textor war.
Doch du bist solcher Geister würdig,
Brauchst nicht zu blicken niederwärts,
Dem besten bist du ebenbürtig,
Du bist es durch dein schönes Herz!" — — —

Während wir für einen persönlichen Verkehr zwischen Goethe und seinem um so vieles jüngeren Vetter, dem Professor Textor, keinen Anhalt haben, wissen wir, daß Goethe mit dessen Geschwistern, dem Fräulein Anna Maria und dem Bruder Johann Wolfgang, der seit 1802 zum Frankfurter Rat gehörte, in den Jahren 1814 und 1815 bei seiner Anwesenheit in Frankfurt verwandtschaftlich verkehrt hat. Professor Textor war damals noch in Tübingen. Hat letzterer also vielleicht nie das Glück einer persönlichen Bekanntschaft mit den berühmten Verwandten gehabt, hat ihm auch sicher sein Stolz verboten, im Unglück je Goethes Hülfe in Anspruch zu nehmen, die verständnisvolle Bewunderung, die gerade er für den großen Dichter hegte, hat dadurch keinen Abbruch erlitten. Er konnte wie Fritz Schlosser von sich sagen: „Von unsrer Kindheit an hatte Goethes Gestirn mit immer gleichem Glanze über uns gestrahlt." Wie Bettina Brentano hatte er einst zu Füßen seiner Tante, der Frau Rat, den Erzählungen von ihres Wolfgangs Frankfurter Jugendzeit lauschen dürfen. Zur Beerdigung der Frau Rat im Jahre 1808 war er in Frankfurt gewesen. Oft zog es nun den alternden Mann zu ihrer Grabstätte auf dem alten Peterskirchhof, über den damals schon der Weg aus der Schäfergasse zum Eschenheimer Thor führte, und sein Schüler Fritz Stoltze hat ihn oft dorthin begleitet. Später hat dieser („Frankfurter Latern", 1879, 15. November) von diesen Besuchen erzählt, und da heißt es: „So oft wir den Peterskirchhof betraten, schwenkte er an dem alten, aus Eichenholz gezimmerten und grünange-

strichenen Eingangstor rechts ab und ging nach der Familienbegräbnisstätte der Textor. Schon von weitem zog er seine Mütze ab — ein Hut war ihm ein verhaßtes Kleidungsstück — und rief: Salve, salvissime!"

Der innige Anschluß des Knaben an diesen ernsten, mit der Welt zerfallenen Gelehrten, der das Leben eines Sonderlings führte, dessen reger Geist aber von edelstem Humanismus erfüllt, dessen verschlossenes Gemüt von seltener Weichheit war, ist von größter Bedeutung für die Charakterentwickelung Stoltzes gewesen. Und merkwürdiger Weise hat von Seiten dieses Mannes Stoltzes „Frohnatur" und „Lust zu fabuliren" auch die erste Anregung dazu empfangen, sich als Poet im Frankfurter Dialekt zu versuchen.

Als Sekundaner des Frankfurter Gymnasiums im Jahre 1793 hatte Textor aus naiver Freude am Komischen und dem angebornen Hang zur Satire folgend, eine Reihe dramatischer Scenen in Frankfurter Mundart geschrieben, welche die unfreiwillige Komik und jammervolle Unterrichtsmethode eines Lehrers, des Prorektors Scherbius, zum Gegenstand hatten. Ohne Nennung seines Namens und ohne Nennung eines Verlegers war dies „Lustspiel" unter dem Titel „Der Prorektor", wohl ohne Zutun des Verfassers und nach der Abschrift eines Mitschülers, „Frankfurt 1794" in Druck erschienen. Der Titel hatte den Zusatz: „Die Geschichte fiel an einem Mittwoch Morgen im Jahre 1793 vor. Der Schauplatz ist in Sekunda des Frankfurter Gymnasiums". Das Erscheinen des Büchleins muß wie eine Bombe in weiten Kreisen Frankfurts gewirkt haben, denn das Personenverzeichnis nannte fast sämtliche Schüler der Sekunda des Frankfurter Gymnasiums vom Jahr 1793 mit dem wirklichen Namen. Dieser Schwank ist das erste Literaturerzeugnis in Frankfurter Dialekt von poetischem Wert; es hat Schule gemacht in einer Unzahl von Nachahmungen, deren erste der Schwank „Der Gräff, wie er leibt und lebt" von Wilhelm Sauerwein war.

Noch bevor Stoltze die Lokalstücke des letzteren und die von Karl Malß kennen lernte, kam der „Prorektor" des geliebten alten Hauslehrers in seine Hände, und die Tatsache, daß der jetzt so ernste und gelehrte Mann als Gymnasiast gerad ein so loser Bub gewesen war wie er selbst, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß er sich an diesen Lehrer mit vollem Vertrauen schloß. Als Textor wahrnahm, wie sehr sich sein

Schüler an dem Humor ergötzte, mit dem er einst die niedrige Gesinnung eines beschränkten Pedanten und Schultyrannen mit munterem Schülerwitz gebrandmarkt hatte, verhehlte er keineswegs seine Autorschaft. Er ließ den Schwank wohl gelten als einen schülerhaften Versuch in jener Lustspielkomik, welcher die Meisterwerke des Aristophanes angehören, der in einer seiner genialsten Komödien die Lehrweise der Sophisten verhöhnte, und als einen Versuch, die Mundart der geliebten Vaterstadt im Dienst des Humors literarisch anzuwenden. Er zeigte dem Schüler, wie all die oft bizarren und scheinbar willkürlichen Eigentümlichkeiten der Volkssprechweise bestimmten Sprachgesetzen ebenso genügen wie die Regeln und Ausnahmen irgend einer literarisch fixierten Schriftsprache und konnte sich auf Goethe berufen, wenn er den Versuch, in der heimischen Mundart zu dichten, mit bescheidener Zurückhaltung rechtfertigte. Hatte doch dieser die alemannischen Gedichte Hebels mit dem größten Interesse begrüßt und mit warmem Lobe bedacht; er konnte ihn verweisen auf Goethes so sympathische Besprechung des Straßburger Dialektstücks „Der Pfingstmontag“ von Arnold, der Gedichte des Nürnbergers Grübel u. a. „In jeder Volksmundart spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches in seinen Abstufungen eine besondere National-Charakteristik darbietet“, zu diesem Satze des Straßburgers hatte sich 1819 auch Goethe bekannt. Der große Dichter selbst hatte nie aufgehört, mit Besonderheiten des Frankfurter Dialekts seine eigene poetische Sprache zu würzen.

Mit Staunen nahm andrerseits Professor Textor wahr, welch hochentwickelten Sinn für diese Besonderheiten sein Schüler Stoltze besaß, der gleichzeitig vom Vater her über die reinste Aussprache des Hochdeutschen verfügte. Es machte ihm Spaß, diesen Sinn auszubilden und, da er bereits der Vertraute der poetischen Versuche des Knaben war, so ermunterte er ihn, sich auch im Dialektgedicht zu versuchen. Er unterrichtete ihn ganz regelrecht im Frankfurter Idiom, ja schrieb ihm eigens ein Wörterbuch und eine kleine Grammatik für diesen Unterricht. So ist es gekommen, daß des Knaben frühreifes Talent sich gleichzeitig in der hochdeutschen Schriftsprache und im Frankfurter Dialekt zu entfalten begann.

Welche Innigkeit sein Gemütsleben bei allem Mutwillen barg, bezeugen die „Geistlichen Gedichte“ aus seinem vierzehnten Jahre. Wir sehen darin den Wiederschein des Konfirmations-

unterrichtes, den Fritz vom Pfarrer Anton Kirchner empfing, einem wahrhaft aufgeklärten Theologen, dessen Bildung die Goethezeit prägte und in dem sich der Stolz des echten Frankfurters auf die Vaterstadt mit der gründlichsten Kenntnis ihrer Geschichte verband. Er ist der Verfasser der ersten wirklichen „Geschichte der Stadt Frankfurt", von der freilich nur die ersten zwei Bände (1807 und 1810) erschienen sind. Sein Wahlspruch war: „Seitdem Gott sprach: Es werde Licht! wird die Finsternis keine dauernde Macht mehr gewinnen." Seine weltfreudige Religiosität glich dem frohen Gottvertrauen, das Goethes Mutter beseligt hat. Anton Kirchner muß dem Fritz Stoltze unter seinen Konfirmanden ein besonderes Interesse zugewandt haben; dieser verehrte schon damals in ihm den Geschichtsschreiber Frankfurts, wie er es bis ans Lebensende getan hat. Durch Kirchners Einfluß gelangte der Konfirmand zu der beglückenden Weltanschauung, die das Gedicht „Gottvertrauen" mit schlichter Bestimmtheit ausspricht:

„Halt fest an Gott von Jugend an
Und sei voll Zuversicht!
Geh' still und treue deine Bahn
Und laß dich selber nicht.

Ist auch dein Herz betrübt zu Tod,
Dein Glück wie Spreu verweht,
Verzage nicht in deiner Noth
Und sprich ein schlicht Gebet.

Da wird dir wieder leicht und klar
Bis in das Haupt hinan;
Es weht dich mild und wunderbar
Wie Palmenwehen an.

Ein goldner Friede scheucht das Graun
Wie Sonnenglanz die Nacht.
Das ist das liebe Gottvertraun,
Das dich so ruhig macht."

Die schlichte Innigkeit, mit der hier eine reine Empfindung in einfacher Liedform zum Ausdruck gebracht ist, beseelte auch die ersten Gedichte des Knaben zur Feier der Natur:

„Hinauf bis zum Gipfel,
Den Wolken umziehn,
Sind Buschwerk und Wipfel
Nun wieder so grün!
Hinab bis zum Schoße
Der untersten Kluft
Ergrünten die Moose
Am Athem der Luft!"

„Nun strömt's aus allen Toren
In heller Fröhlichkeit,
Der Leib wie neu geboren,
Die Seele wie befreit.

Das Herze, leicht zum Hauchen,
Möcht' gleich auf alle Höh'n,
Und bleibst mit nassen Augen
Beim ersten Veilchen steh'n."

Wir erkennen den Einfluß der Jugendpoesie Goethes, deren pantheistischer Geist in anderen Gedichten sich geltend machte. Wie die religiöse Poesie Ernst Schulze's auf ihn wirkte, zeigt sich besonders in dem größeren Gedicht „Das Christfest" (1830), das in erhabenem Stile ausmalt, wie der Engel Gabriel den Hirten auf dem Feld bei Bethlehem die Geburt Christi verkündet. „Wie Harfentöne" klingen „die Tritte der hohen Lichtgestalt" des Engels und ebenso „der Purpurflügel Schlag" der sich niederschwingenden Seraphim. Man fühlt sich daran erinnert, daß damals gerade im Frankfurter Kunstleben die Richtung der „Nazarener" in Philipp Veit ans Ruder kam. Das Gemüt des Knaben findet am Schluß des Gedichts schlicht natürliche Sprache. Es heißt von den Hirten, die das neugeborne Christkind aufsuchen:

„Sie fanden es in einer Krippe liegend,
Maria's Antlitz zu dem Kind geneigt;
Die Wange zärtlich an den Säugling schmiegend,
Von Mutterseligkeit das Auge feucht;
Und aus des Knäbleins Blicken strahlte siegend
Des Vaters Glorie, der das All sich beugt.
Die Hirten fielen nieder vor dem Knaben
Und Jeder reichte seine Liebesgaben.

Und dieser Freudenstunde zu gedenken,
Ward's Sitte in der ganzen Christenheit,
Wie einst die Hirten ihn, die zu beschenken,
Für die sich unser Herz in Liebe weiht;
So müßte ich denn auch auf Gaben denken,
Denn heute ist die liebe Weihnachtszeit;
Doch hat das Glück nicht Schätze mir beschieden,
Ein Herz, ein Lied, mehr hab' ich nicht zu bieten."

Das Gedicht wird nicht nur die Großmutter und die Mutter, sondern auch den Vater erbaut haben, und diesen beschlich allmählich doch die Ahnung, daß in dem Jungen etwas Besonderes stecke. So ließ er ihn denn gewähren, bis einige

Zeit später ein neues Gedicht des Sohns, „Bessere Sterne", in seine Hände geriet, aus dem er nicht klug ward und das ihm doch gegen seinen Willen imponierte. Er legte es dem Rektor Bömel vom Gymnasium vor, das der Sohn jetzt besuchte. Bömel war ein Pietist von schroffer Rechtgläubigkeit. Der Gestrenge las das Blatt, runzelte die Stirn und gab es mit dem Verdammungsurteil zurück: „Abscheuliche Spinozerei!" Vater Stoltze, der nichts von Spinoza, geschweige von dessen pantheistischer Philosophie wußte, die im All Gott erkennt, verstand statt Spinozerei — „Schinnoserei" (Frankfurter Ausdruck für Narrenspossen) und verwies daraufhin strengstens dem Sohn alles weitere Dichten. In der von Otto Hörth veranstalteten Gesamtausgabe der Werke Stoltze's, die vieles aus seinem literarischen Nachlaß mitaufnahm, ist dieses Gedicht in einer vom Dichter später vorgenommenen Bearbeitung erschienen.

„Mein Freund, du sprichst von bessern Sternen
Und sehnst dich hin aus deinem Leid,
O, glaube mir, in jenen Fernen
Ist auch nicht alles Seligkeit.
Hinauf bis zu den höchsten Sphären,
Wo aller Sterne schönster strahlt,
Wird so wie hier mit heißen Zähren
Dem Leben der Tribut bezahlt.

Der Weltgeist selbst hat Leid erfahren,
O glaube ihn nicht glücklich nur!
In seinen Werken offenbaren
Sich Schmerzen göttlicher Natur.
Wie könnte Gott in unser Leben,
In alles, was er hat beseelt,
Die Träne mit der Lust verweben,
Wenn ihm dafür die Ahnung fehlt.

Als Nacht und Licht im Chaos stritten,
Der Gottesgeist war mittendrein!
Ein solcher Kampf will durchgelitten
Und kann nicht ohne Wunden sein.
Weißt du, wie viele Sonnen starben
Bis sich gewölbt das Firmament?
Die Schöpfung auch hat ihre Narben
Und manche schmerzt noch heut und brennt.

Drum trag' auch du dein Leid hienieden
Und heilige dir deinen Schmerz
Mit jenem Trost und jenem Frieden,
Den uns gewährt ein reines Herz.

Und siehst das Laster du sich krönen,
Das Recht von der Gewalt im Bann, —
Die Erde hat noch viel des Schönen,
Woran ein Herz sich freuen kann."

In dieser abgeklärten Gestalt ist das Gedicht wohl kaum das Werk eines Knaben von 15 Jahren; der Gedankengang aber stammt aus der Zeit, in welcher Stoltzes frommer Kinderglaube sich der ihn bedrängenden Zweifel in selbständigem Denken erwehrte, beseelt von dem Drang, sich die Freude an Gottes schöner Welt zu erhalten. So ernste Stimmungen aber beherrschten den Knaben auch nach der Konfirmation doch nur selten. Und unter seinen wirklichen „Schinnosereien", den schriftlichen wie mündlichen, hatte der Vater wirklich oft genug zu leiden. Wenn dem Fritz eine menschliche Schwäche in ihrer Komik auffiel und in seinem Kopf einen Witz auslöste, mußte der Witz heraus, auch wenn er dabei eine Ohrfeige von der kräftigen Hand des Vaters riskierte. Der Knabe hatte wie später der Mann einen starken Zug zur idealen Auffassung des Lebens und innige Pietät vor allem, was seinen idealen Anforderungen genügte; aber es war, als hätte sich das Schicksal verschworen, ihn dadurch zum Humoristen heranzubilden, daß es ihm neben die erhabenen und erhebenden Eindrücke sogleich deren komisches Gegenstück stellte. Das echt religiöse, männlich edle Wesen des Pfarrers Kirchner blieb ihm ein Ideal sein ganzes Leben; aber ein andrer Vertreter des geistlichen Stands, der regelmäßig am Samstagsabend im „Rebstock" seine „Kreuzmariagepartie" spielte, sorgte dafür, daß sich des Knaben Respekt vor Kirchner nicht auf den geistlichen Stand übertrug. Die Anekdoten vom „Parre Kännche" (G. W. Bd. 3) sind das Denkmal der innigen Pietätlosigkeit, mit welcher der Konfirmand die menschlichen Schwächen dieses geistlichen Herrn durchschaute, dem er an sich gar nicht gram sein konnte: „Err hat net allää die greeßte Sticker uff sei ewig Seligkeit gehalte, err war ääch for sei errdisch Wohlfahrt sehr besorgt. Err hat geräächt wie e Derk, geschnuppt wie e Heid, und hat ääch sonst nicht an der Schissel getrutzt un hinner der Bodell, sonnern hat allzeit vorlieb genomme mit de giedigste Gawe der Natur, kurzum err hat als frommer, gottesferchdiger Mann des Böse gemiede un hat was Gutes lieber gesse un getrunke als wie was Schlechtes." Der lose Witz des Rebstocksohnes hat

nicht wenig dazu beigetragen, daß die Anekdoten vom „Parre Kännche“ von ganz Frankfurt belacht werden konnten. In seinen Flegeljahren teilte er auch schon längst nicht mehr die ihm anerzogene unbedingte Wertschätzung von „Frankfurts Macht und Größe“, ja eines Tages machte er sogar diese zum Gegenstand seiner parodistischen Laune:

„Beglückter Mann, der sich im Thale,
Das ihn gebar, stets wohl befand,
Der alle höchsten Ideale
An seine Kirchturmspitze band;
Der jenseits seiner Zäune Latten
So weit nur Lebenslüfte schlürft
Als wie der Pfarrturm einen Schatten,
Der Römer aber Strahlen wirft.

Er sieht in unserem Senate
Den Ausfluß aller Weisheit nur,
In uns'rer städt'schen Promenade
Die höchste Leistung der Natur;
Er schmückt den Main sich aus mit Flotten,
Die Straßengossen mit Latwerg,
Mit Gletschern und mit Felsengrotten
Den Mühlberg und den Röderberg.

Er lauscht den Rednern im „Vereine“
Und im „Haus Limpurg“ ganz expreß,
Und stößt sich nicht am Kieselsteine
Im Munde des Demosthenes.
Der Obrist Cognac, der bekannte,
Ist ein Gestirn des Ruhms für ihn,
Und alle Pompier-Leutenante
Sind Sonnen, welche — Wasser ziehn. . . .“

Der Herr Gasthalter vom Rebstock war mit der Lektüre dieses Poems seines Sohnes noch nicht fertig, da hatte der „Lausbub“ auch schon seine Ohrfeige.

Der Herr Gasthalter aber war, wie wir sahen, von Natur selbst ein Freund humoristischer Einfälle, und wenn die des Sohnes einmal zu seinen Gunsten, zu Ehren des Rebstocks ausfielen, da konnte der Schlingel auch Belohnungen einheimsen. Etwa um dieselbe Zeit, in der die eben erwähnte Ohrfeige fiel, hatte Fritz einem Witz der letzteren Art die Vergünstigung zu danken, daß er das bisherige Reitpferd des Vaters für die nächste Zeit als sein eigen betrachten durfte. Auf diesem Pferde hatte der Herr Hauptmann bei einer Revue der Stadtwehr am Grindbrunnen das Unglück gehabt, daß es unter dem Feuer der

„Graumänner“ mit ihm durchging. Darüber wurde er von den Stammgästen weidlich geneckt, „ganz besonnerscht“, so erzählte der Dichter später den Hergang, „von eme Lohnkutscher, der als rossekundiger Thebaner die höcher Reitkunst vom mein Vatter iwerhääpt in Zweifel gesetzt hat. Der „Pluto“, meinte er, wär e ganz meledärfromm Pferd un wär gewiß zu allerletzt vor de Graumänner dorchgange, der Gaul wär feuerfest, aber wasserscheu, un dessentwegen hätt er en Hauptmann vom Frankfurter Löschbatalljon abgeworfe. E allgemää Gelächter von der ganze Dischgesellschaft war der Erfolg von dere skeptische Bemerkung. Ich stand grad in der Näh und da fiel merr blitzschnell e gut Antwort ei. Ich wußt von Höresage her, daß e mol vor Jahrn derselbig Herr Lohnkutscher uff em Hochheimer Mark en Schimmel kääft, aber in der Eil net gleich bezahlt hatt. Die Sach kam später zu eme lange Prozeß. Ich rief dessentwegen als guter Sohn, der sich in seim Vater gekränkt fihlt, dem Herr Lohnkutscher zu: immer besser noch, es geht der Gaul mit dem Mann dorch als wie der Mann mit dem Gaul! — Die Werkung von dere Antwort war e allgemei Halloh. Der Lohnkutscher saß da wie von Gott geschlage; der Herr Gasthalter herngege hat gestrahlt iwer so en vorwitzige Soh. Die Folge vor mich war zwar nicht e kavaliermäßig Erhöhung von meim Wochegeld von sechs Batze uff zwölf, awwer die Erlääbniß, den „Pluto“ reite zu derfe.“ Fritz bekam auch Reitunterricht beim Stallmeister Wöhler in der Städtischen Reitschule hinter dem Theater. Im allgemeinen aber war der Vater bemüht, den Übermut des Knaben zu zügeln, und als die Konfirmation vorüber war, bestand er energisch darauf, daß Fritz als Vorschule für die ihm zugedachte Laufbahn eines Hoteliers eine kaufmännische Lehrzeit antrete. Daß ihm selbst eine gute kaufmännische Vorbildung fehlte, hatte er längst als Mangel empfunden, andererseits war der Handelsstand der angesehenste in Frankfurt — „Hannel ist doch Hannel!“ — und wer auf Grund eines Frankfurter Lehrlingszeugnisses als Kaufmann Bürger wurde, dem war das Vorwärtskommen so leidlich gesichert.

So kam Fritz in die Lehre zu Herrn G. C. Melchin, der in dem Hause „Zum roten Männchen“ an der Ecke der Alten Mainzergasse am Fahrtor ein großes Kommissions- und Speditionsgeschäft in Kolonialwaren und Landesprodukten betrieb.

Herr Melchin bewohnte den ersten Stock; das Kontor und die Magazine waren zu ebener Erde.

Auch seiner Lehrzeit hat der Dichter ein Erinnerungsblatt gewidmet, den „Beitrag zur Goetheliteratur“ (G. W. Bd. 3). Sogar das Geschäftspersonal, dem der Knabe aus dem Rebstock sich zugesellte, ist hier verzeichnet. Das Geschäft war ein umfangreiches. Ein Magazinier, ein Buchhalter, zwei Kommis, drei Lehrlinge und „ein Original von Ausläufer“ standen in seinen Diensten. Der älteste von den drei Lehrlingen, Hermann Hendrichs, war im Begriff, sich zum Schauspieler auszubilden; bald darauf erfolgte sein erstes Auftreten im Frankfurter Stadttheater. Er ist später lange Zeit als Heldendarsteller eine Zierde des Berliner Hoftheaters gewesen.

Nur nach längerem Widerstande ergab sich Fritz in den Willen des Vaters, denn der lerneifrige Schüler des Professor Textor hatte studieren wollen, „hatte wollen studirn“, ganz wie der kleine David in des Dichters köstlicher Erzählung „Die Kapp“. Und mit demselben Widerwillen und dem gleichen Drange, sich durch lose Streiche an dem Schicksal zu rächen, wie der David bei dem „geblummte“ und dem „gestreifte“, dem „gewerfelte“ und dem „gedippelte“ Kattun der „Gebrüder Lärmeschläger“, dem der spätere Mediziner Moritz Schiff zum direkten Vorbild gedient hat, ist unser Fritz Stoltze in die Lehre gegangen. In Hermann Hendrichs, der abends eifrig in einem Liebhabertheater mimte, fand er einen gar lustigen Spießgesellen.

„Was diese zwää Lehrling“, heißt es in dem „Beitrag zur Goetheliteratur“, „for Aalage, for Lust un Lieb zum Kääfmannsstand hatte, zu dem se uff e gewaltdhätig Art von ihre eisichtsvolle Vätter auserkorn warn, illustrirt am beste die häufig Versicherung von dem Herr Prinzipal Melchin selwer, der nor e allzu nachsichtiger un seeleguter Mann war: ‚Von de Phönizier stammt ihr zwei nicht! Wann ihr den Hannel erfinne sollt, dhet ihr den Bankrott auskligele. In dem Lewe werd nix aus euch; ihr mißt dann grad e Hannelung in Lumpesträäch errichte.‘ In der Dhat schiene ääch die zwää Lehrling kää geborne Kääfleut zu sei. Der Hermann Hendrichs stann viel liewer im Magazin uff de Hanfballe von Knoblauch in Dingelstedt im Breisgau odder uff em e große Faß voll derre Quetsche von Wenglein in Bamberg un hat die Hohl Gaß aus dem Tell deklamirt, un der Friedrich Stoltze hat im Kopirbuch, zum

Schrecke von seim Prinzipal, die Geschäftsbrief in Reim gesetzt, odder er is ins Magazin zu de Krachmannele verduft un hat da mit dem Kienrußbensel allerlei unsterbliche Vers an die Wänd geschriwwe."

Ganz ähnliche Ungehörigkeiten hatte etwa dreißig Jahre früher ein anderer Frankfurter Dichter, Clemens Brentano, begangen, als ihn sein Vater, der aus dem Mailändischen stammende eingewanderte reiche Seidenhändler, gezwungen hatte, sich dem Handelsstande zu widmen. Clemens Brentano erreichte damit, was er wollte, ganz wie der David mit seinem Kappenstreich; der Kaufmann Polex in Langensalza schickte den reimsüchtigen Lehrling empört wieder heim nach Frankfurt und sein Vater entschloß sich nach einigem Zögern, ihn doch noch studieren zu lassen. Fritz Stoltze aber hatte solchen Erfolg nicht; sein Lehrherr „staunte" nur über die „Deiwelssträäch", die die zwei kunsteifrigen Lehrlinge in Kontor und Magazin begingen; er war eben „nor allzunachsichtig und seelegut"! Als aber Hendrichs schon im Herbste 1831 das Geschäft verließ, um dem heißen Drange zur Bühne zu folgen — am 21. September trat er als Gast zum ersten Mal im Frankfurter Stadttheater auf — da wurde dem zurückbleibenden jüngeren Genossen Trost von Seiten einer Frau, die einst als Mädchen Clemens Brentanos Lehrlingsnöte sich hatte beichten lassen, für welche dieser als Student geschwärmt hatte, und die nun längst mit ihrem Gatten, dem Geheimrat Johann Jakob v. Willemer den zweiten Stock des Hauses „Zum roten Männchen" bewohnte.

„Das Haus ‚Zum rothe Männche'," heißt es im „Beitrag zur Goetheliteratur", „war zu Aafang der dreißiger Jahr noch Eigendhum vom Geheimrath Willemer, dem bekannte Freund vom Goethe. Der Herr Geheimrath warn dazumal schont stark in de Sibbzig; e schmaler langer Mann, schon ebbes gebeigt dorch die Jahrn un net mehr ganz gut zu Fuß, herngege dorchaus kää Griesgram, sonnern e freindlicher alter Herr. Der Herr Geheimrath hawwe mit seiner Fräā Mariane im zwette Stock vom „Rothe Männche" gewohnt, mit der Aussicht nach dem Mää zu, un mit der Aussicht nach dem Hof zu. Die Fräā Geheimrath war zwar bedeitend jinger als wie ihr Mann, awwer dazemal doch schon e aagehend Fuffzigern; e kläā ebbes korpelent, awwer lebhaft Fräāche, mit e paar blitzende, geistreiche Aäge un em e Fießi so elegant un zierlich, daß se e

Sechzehjährig drum beneidt hätt. In ihrm freindliche Gesicht, zwische zwää große graue Locke, sah merr noch die deutliche Spurn von friherer Schönheit. Bekanntlich is die Frää Mariane die von Goethe in seim Westöstliche Diwan hochgefeiert „Suleika". Der alte Heid Goethe hat en gute, klassische Geschmack gehat."

Im Verlauf der kleinen Erzählung ist kurz erwähnt, daß die Frau Geheimrat einen ganz besonderen Spaß an dem Treiben der beiden Lehrlinge gehabt und sie darin sogar aufgemuntert und unterstützt habe. Die gemütvolle alte Frau, die selbst eine Dichterin von hoher Begabung war, hat aber auch dem hübschen aufgeweckten sangesfrohen Lehrling bei Melchin ganz ernsthaft ihre Teilnahme zugewandt. Ist es nicht eine hübsche Fügung, daß die talentvolle Sängerin aus Österreich, die als Mädchen den jungen Brentano, als jugendfrische Frau den alternden Goethe zu Liedern begeistert hatte, nun als angehende Matrone die Beschützerin eines dritten, erst noch werdenden Frankfurter Dichters wurde?!

Noch wußten es damals nur wenig Eingeweihte, daß die Frau des alten angesehenen Bankiers und Senators Johann Jakob von Willemer, der sich seit Jahrzehnten durch sein gemeinnütziges Wirken, auch als Schriftsteller und als Förderer der Künste, in der Vaterstadt hervorgetan, ihrerseits an der Entstehung von Goethes letzter volltönigen Liebeslyrik im „Westöstlichen Divan" jenen großen Anteil gehabt hatte, den später der Frankfurter Goetheforscher Theodor Creizenach, mein frühverstorbener Schwiegervater, in dem „Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer" bis ins einzelne hat nachweisen können. Das sehnsuchtsvolle Lied Mariannens an den Westwind, das sie 1815 nach den glücklichen Tagen in Heidelberg an Goethe gerichtet hatte und das dann von diesem dem „Divan" eingereiht worden war, wurde jetzt in Beethovens ergreifender Komposition von den Liedersängerinnen, die in Frankfurt sich hören ließen, zwar mit Vorliebe gesungen, aber daß Frau v. Willemer die Verfasserin sei, blieb auch in den musikalischen Kreisen der Stadt ein öffentliches Geheimnis. Fritz erfuhr den Zusammenhang — vielleicht von Textor, vielleicht von seiner Schwester, die mit den Opersängerinnen Meißelbach und Lina Hill in freundschaftlichem Verkehr stand — und lernte die schöne Melodie singen. Und so klang eines Tages mit den Worten der Gönnerin durch das offene Fenster des Melchin'schen Magazins, wo Fritz

auf einem Kaffeeballen saß, die Klage seines eigenen Herzens hinauf:

„Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide . . .“

Bei der nächsten Begegnung fand er Gelegenheit, der Frau Geheimrat sein Sehnsuchtsleid zu klagen. Sie wurde die Vertraute seiner bisherigen poetischen Versuche, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß er seiner ganzen Anlage nach wirklich nicht zum Kaufmann berufen sei, wogegen sich in seinem jungen Kopf poetische Gedanken und eine lebhafte Phantasie in erfreulicher Munterkeit regten, da gab sie ihm den einfachen Rat: „Ei Stoltzchen, so laufen Sie doch aus der Lehre!“ Sie war gewiß überzeugt, daß der Gasthalter vom Rebstock seinen einzigen Sohn schon zurückrufen und ihm doch noch erlauben werde, sich nach den Plänen des Professor Textor zum Besuch der Universität vorzubereiten. Der hatte dem Schüler in dieser Konfliktszeit getreulich die Stange gehalten; aber gerade der Umstand, daß ein Mann von seinem Wissen und seiner Gelehrsamkeit sich im Alter mühselig durch Stundenerteilen sein Brot verdienen mußte, hatte dazu beigetragen, daß Vater Stoltze auf seinem Willen bestand. Zum Durchbrennen aber kam es nicht, und was das „Stoltzchen“ an die Vaterstadt fesselte, war das buntbewegte Leben und Treiben, das gerade jetzt die „Demagogenbewegung“ und die Polendurchzüge im „Rebstock“ zur Entfaltung brachten.

Daß der Knabe vor diesen Ereignissen die freundlichen Beziehungen zu dem alten Senator Willemer und seiner Frau gewann, wurde für seine Charakterbildung von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Eindrücke, welche seine Schwester in dem Mannheimer Fräuleininstitut erhielt, hatten in ihr eine große Empfindlichkeit für jede Überhebung und Anmaßung der „höheren Stände“ ausgebildet, die sich leicht bis zum Haß steigern konnte. Dem Bruder ist es immer leicht gefallen, bei aller Freiheitsliebe und aller Freude am Schlichtbürgerlichen und Volksmäßigen das menschlich Schöne und Tüchtige auch an solchen zu schätzen, die durch Herkunft oder Erwerb zu den Privilegierten gehörten.

In Johann Jakob Willemer, der als einer der angesehensten Frankfurter Bankiers (die Firma hieß Chiron, Sarrasin & Cie.) dem Kaiser von Österreich und dem König

von Preußen so wichtige Dienste geleistet hatte, daß der eine ihn zum Freiherrn erhob, der andre ihn zum Geheimen Rat ernannte, trat dem für alles frankfurtische schon jetzt überaus regen Sinne des Knaben ein Mann entgegen, der nicht nur als Förderer der Kunst in der ganzen Stadt ein hohes Ansehen genoß. Mochte damals in der Bürgerschaft schon halb vergessen sein, was Willemer in früheren Jahren als Vorstand des Frankfurter Theaters geleistet hatte, unvergessen war, daß er Jahrzehnte hindurch sich mit Wort und Schrift als Anwalt der Volksinteressen hervorgetan, vor allem als Vorkämpfer einer Steuerreform, welche die Ärmeren entlasten sollte. Die Beziehungen des Ehepaars zu Goethe umgab jetzt ein Nimbus, der selbst den Klatschsüchtigen Respekt einflößte.

Auf dem Willemerschen Sommersitze, der schön umgrünten „Gerbermühle" am Main zwischen Frankfurt und Offenbach, hatte Goethe 1814 und 1815 jene Tage verlebt, deren Gewinn die letzte große Liederernte seines Lebens war. Marianne war die einzige Frankfurterin, mit welcher Goethe bis zu seinem Tod einen regelmäßigen, poetisch bewegten Briefwechsel unterhielt, und sie ließ es sich angelegen sein, dem Beispiele der Frau Rat, die auch ihr eine wohlwollende Freundin gewesen war, darin zu folgen, daß sie im Herzen des Dichters das Interesse für seine stolze Vaterstadt wacherhielt, zu der er leider durch die Aufkündigung seines Bürgerrechts in ein schiefes Verhältnis geraten war. Sie und ihr Mann standen seit 1814 an der Spitze der Frankfurter Goethegemeinde, und alles, was bei Goethes Lebzeiten zu dessen Ehren in Frankfurt geschah, ging von ihnen aus und dem engeren Kreise, zu welchem neben ihren Schwiegersöhnen, Gerhard Thomas, Frdr. Scharff und Jean Andreae noch Moritz von Bethmann, G. Fr. von Guaita, Dr. Melber, Rat Schlosser, Bankier Metzler-Heyder, Neuburg Vater und Sohn, Stadtbaumeister Heß, Franz Brentano, Pfarrer A. Kirchner, J. J. Riese, J. K. Passavant, Dr. Clemens u. a. gehörten. Aus allen diesen Beziehungen und Verdiensten wob sich in der Zeit, da Fritz Stoltze zu Melchin in die Lehre ging, ein poetischer Glorienschein.

Fritz aber sah vor sich die Wirklichkeit des gealterten Mannes und der alternden Frau. Er ward Zeuge von der sanftmütigen Geduld, mit der die Geheimrätin den um vieles älteren Mann in seinen schmerzhaften Leiden pflegte. Er sah sie beide ausfahren

nach der Gerbermühle in einem Wagen, der nichts weniger als prächtig aussah, aber praktisch eingerichtet war in Rücksicht auf die schwachen Füße des Kranken. Er nahm wahr, wie der Reichtum des Geheimrats im Stillen Gutes stiftete und namentlich auch aufstrebenden Talenten, idealen Bestrebungen zugute kam. Begabte Schülerinnen der Gesangskunst in ihrer Ausbildung zu unterstützen, auch durch Unterricht, war die liebste Fürsorge der Frau Geheimrat. Ihr Talent, die Geselligkeit künstlerisch zu beleben, namentlich durch eigene singbare Gelegenheitsdichtungen, machte auch später noch, als die Maler Schwind und Steinle bei ihr verkehrten, als Felix Mendelssohn nach seiner Verheiratung mit der Frankfurterin Cäcilie Jeanrenaud öfter in Frankfurt weilte, gelegentlich von sich reden. „Die dichterische Anlage", sagt Creizenach in dem obengenannten, so gehaltvollen Buche, „blieb Mariannen bis in das hohe Alter ungeschwächt, fast jedes Geschenk, das sie verteilte, und so manches Fest, dem sie beiwohnte, erhielt höheren Wert durch diese reiche Begabung." Wir dürfen annehmen, daß die Dichterin, die das wunderbar früh entwickelte Talent des Rebstöcker Wirtssohns erkannte und durch ihre Teilnahme förderte, dem Knaben auch Einblick in ihre eigenen poetischen Versuche gewährte. Aus ihren Briefen an Goethe aber sehen wir, daß sie sich noch in Einem mit ihrem jungen Schützling begegnete, in der Vorliebe für Altfrankfurter Humor!

Als im Winter 1831 die Cholera in Deutschland von Osten nach Westen vordrang und auch schon in England ihre Schrecken verbreitete, schrieb sie dem nun 82jährigen Freunde nach Weimar: „Etwas ernster ist man hier geworden seitdem die Cholera in London ist, für Frankfurt also eigentlich näher gerückt als von Merseburg aus; aber es muß ganz anders kommen, jetzt tanzt und springt, ißt und trinkt alle Welt, und wenn die Fastenzeit kommt, da ist es immer noch Zeit, an dergleichen zu denken, da geht es in einer Diät hin." Etwas später sandte sie dem fernen Freunde einen Ausschnitt aus dem Frankfurter „Blättchen" mit dem humoristischen Inserat des Weinwirts „zum Treppchen", in dem dieser seinen Besuchern, sofern sie „fleißig" von seinen Weinen tränken, ein sehr wirksames Anti-Choleramittel gratis zu verabfolgen wohlwollend in Aussicht stellte. „Echt Frankforterisch!" schrieb sie hinzu.

Aus dieser Zeit, in der Fritz gewiß auch die Wonnen der

Tanzstunde durchkostet hat, stammt auch das älteste uns erhaltene Gedicht in Frankfurter Mundart aus seiner Feder, „Der verliebte junge Altegässer". Der fünfzehnjährige „Page Cherubin" aus dem Rebstock war jedenfalls in der Lage, die Sehnsucht des Altegässer Gärtnerburschen einigermaßen nachzuempfinden; anmerken müssen wir noch, daß die Bewohner der Altegasse wie die Breitegässer noch gleich den Sachsenhäusern vornehmlich der Gärtnerei und Landwirtschaft vor den Toren oblagen. Das Gedicht aber lautet:

„Seit ich se in Bernem traf,
Bin ich um mein goldne Schlaf,
Is merr ganz for ewwiel
Tuwak, Kaart- un Kegelspiel.

Seit dem Walzer bei'm „Mattern"
Leucht kää Mond merr und kää Stern
Un kää Appel in em Kranz,
Bis ich widder mit err danz!

Ach, ihr Athem war so waarm!
Un so mackelig ihr Aarm!
Un ihr Guckelcher so sieß,
Daß merrsch noch ganz annerscht is.

Jagd un Wald is merr verläädt
Un uff meine Sticker fräät
Mich kää Bääm mehr und kää Blanz,
Bis ich widder mit err danz!

Is ääch Frankfort noch so schee,
Hat's ääch noch so viele Späh,
Wann ich sie net widder guck,
Hust ich uff die ganz Matschbuck!

Ehnder werrd kää Wort geschwätzt
Un kää Kapp krakehl gesetzt
Un mei Lewe hat kään Glanz,
Bis ich widder mit err danz."

Bedenkt man, daß der fünfzehnjährige Dichter für diese außerordentlich lebensvolle psychologische Skizze einer typischen Figur der Frankfurter Altstadt in rein lyrischer Form kein Vorbild hatte, so ist erst recht erstaunlich, mit wie einfachen Mitteln die überaus treffende Charakteristik erreicht ist.

Für die Nichtfrankfurter unter den Lesern dieser Biographie seien hier einige Bemerkungen über den Frankfurter Dialekt eingeflochten. Die originelle Frankfurter Mundart, die zum mittelrheinisch-pfälzischen Dialekte gehört wie die Volkssprache

der Bewohner von Darmstadt, Mainz, Mannheim, Heidelberg, hat für alle der hochdeutschen Schriftsprache Mächtigen nichts so Fremdartiges, daß sie geradezu schwer verständlich wäre. Aber sie ist doch reich an sehr eigentümlichen Wortbildungen, die dem Fremden zu raten aufgeben. Neben dem Drange nach Abkürzung und Abschleifung von Unbequemlichkeiten herrscht in ihr der liebenswürdige Zug vor, die Sprache für diese Einbuße gewissermaßen zu entschädigen, was sowohl durch Dehnungen der Vokale als auch durch originelle Zutaten geschieht. Das n und das e am Schluß der Wörter wird fast immer verschluckt (siehe oben „kää" statt kein, „Kaart" statt Karte), mit dem Schluß-e oft gleichzeitig der davorstehende Konsonant (s. o. „Späh" statt „Späne"). Wird dagegen, wie bei Personennamen, das e am Schluß beibehalten, so bekommt es auch einen gehörigen „Drickdruff!", und so sagt der Frankfurter: Goethe — Börne — Stoltze. Die Anhäufung verschiedener Konsonanten ist dem Dialekte verhaßt; wo sie sich findet, wird mindestens ein Konsonant an die Luft gesetzt (s. o. Blanz für Pflanze). Aber auch die Häufung tönender Vokale und Diphthonge in einem Wort kann der Frankfurter Dialekt nicht leiden, zumal wenn die Begriffe nach dem Maßstab des Frankfurters solchem Protzentum nicht entsprechen: die Namen verschiedener Vor- und Nachbarorte haben besonders in dieser Beziehung herhalten müssen; so sagt man für Bornheim „Bernem" (s. o.), für Bockenheim „Bockenem", für Eschersheim „Eschenem". Auf die verschiedensten Auswege ist der Dialekt verfallen, wo es galt, ein unbequemes h oder r oder st zu vermeiden: das h in „ehnder", das r in „mersch" spricht sich leichter als in „eher" und „mir es", Ferschder fließt glatter von der Zunge als „Förster". Ei, eu, au, ai wird häufig in ää (von den Sachsenhäusern in aa) verwandelt (s. o. „kää" statt kein, „fräät" statt freut, „ääch" statt auch), „Frankfort" liegt am „Mää" („Maa"). Angemerkt sei hier, daß die heutige Volkssprache nicht mehr scharf diese Unterscheidung festhält.

Verschwenderisch ist der Frankfurter im Gebrauch von Verkleinerungssilben zumal bei Wörtern, die etwas Trautes, Liebes bedeuten und die selbst anspruchlos klingen. Für „Haus" z. B. sagt er „Häusche" und „Häusi" und für „Häuser" „Häuserchen". Malß meint im Anhang seines Dialekt-Lustspiels „Der Bürger-Capitain" hierüber: „Bei allen zwei-

silbigen Deminutiven auf „chen“, z. B. Mädchen, Thierchen, Kettchen, Kästchen wird im Plural vor der Silbe „chen“ ein „er“ eingeschaltet und das „chen“ in „cher“ verwandelt, also Mädercher, Tierercher, Kettercher, Kästercher. A. Hammeran hat in einem aufschlußreichen Aufsatz der „Frankfurter Zeitung“ die Ansicht verfochten, daß die Form „Mädercher“ aus der früher gebräuchlicheren „Mädelcher“ entstanden sei. Nach J. Oppel kommt die Doppelendung nur nach den Gaumenlauten vor, während die J-Endung „Häusi“, „Plätzi“, „Kränzi“, „Tänzi“, „Fiessi“ (für Füßchen) „e Bissi“ (für ein Bischen) nur nach Zischlauten eintritt. Es liegt im Wesen unsres Dialekts, auch Großes mit schlichtem Namen zu nennen. Die Pfalz der Frankenkaiser am Main heißt von altersher „der Saalhof“, der stolze Turm des Doms, in dem Jahrhunderte hindurch die deutschen Kurfürsten die Kaiserwahl vollzogen und der Mainzer Erzbischof jeden neuen Kaiser salbte und krönte, schlechthin „der Parrtorn“. Weiß auch der Sprachgebrauch zwischen „Wäldche“ und „Stadtwald“ zu unterscheiden, so verzichtet er doch auf jede Anspielung, daß der herrliche Stadtwald, der sich hinter Sachsenhausen zwischen Offenbach und Schwanheim meilenweit gegen Darmstadt hinzieht und dessen zunächst gelegenen Teil man das „Wäldche“ nennt, einst zu dem großen kaiserlichen Bannforst „Dreieich“ gehörte. Der Main, vom Volkswitz ohnehin als „Hergeloffener“ verhöhnt, wird spöttisch zum Bach degradiert in der altbeliebten Bezeichnung „Dribb der Bach“ für das linksmainische Frankfurt, die Vorstadt Sachsenhausen. In poetischer Beziehung geben die Deminutiva dem Frankfurter Dialekt einen besonderen Reichtum und Reiz, und die Vorliebe für sie erzeugt echt humoristische Wirkungen, wenn sie sich mit der Freude an Kraftausdrücken verbindet, die unseren Dialekt, und zumal seinen ländlicheren Bruder, den Sachsenhäuser, des weiteren auszeichnet; das derbe Schimpfwort „dumm Oos“ wird in „lieb dumm Eesi“ zur zärtlichen Liebkosung. Die Freude an der derberen Nuance des Ausdrucks wurde früher in Frankfurt von der ganzen gebildeten Gesellschaft geteilt; als 1821 das berjerlich-heroische Lustspiel „Der alte Bürger-Capitain“ von Karl Malß auf der Frankfurter Bühne zum ersten Mal aufgeführt wurde, weckte in der ersten Scene die Aufforderung des Lieschen ans Gretchen: „Geb emohl der Schawell en Stumper!“ den ersten Beifallsjubel und zwar in allen Rängen. Die

Vorliebe der heimischen Mundart für sprichwörtliche Redensarten hat schon Goethe, der dies Muttererbe stets dem vollen Wert nach zu schätzen wußte, neben ihrem Reichtum an Gleichnissen und Anspielungen als einen poetischen Vorzug empfunden; „in beiden Fällen", so schrieb er in „Dichtung und Wahrheit" von dem Oberdeutschen am Main, ist er öfters derb, doch wenn man auf den Zweck des Ausdrucks sieht, immer gehörig; „nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr sich anstößig erweist". In dem so dankenswerten Werke: „Die Frankfurter Mundart und ihre Literatur" von A. Askenasy sind denn auch die Kapitel, welche die Redensarten und die Schimpfworte behandeln, besonders reichhaltig.

In diesen Kraftäußerungen des Dialekts offenbart sich aber auch ganz direkt ein eigener Humor. Der Altfrankfurter, zumal der Sachsenhäuser, ist seiner Natur nach ein Freund ruhigen Behagens bei lebhaftem Temperament. Wird er gestört, tritt fremder Wille an den seinigen heran, so ist die erste Regung Abwehr ohne viel Aufwand von Worten; daher die Neigung zu kurzangebundener, aber deutlicher Ironie oder Grobheit: „Nor net!" „Worum? Dorum!" „Weiter nix?" „Mach so kän lang Preampel", „Losse Se mer mei Ruh!" Er greift zu grotesken Vergleichen, um mit einem Wort alles weitere Gerede abzuschneiden: „Zieh de Pathorn aa, da laafe derr die Häuser nach!" sagt der Ehemann zu seiner Frau, die über der Wahl eines Kleids zu keinem End kommen kann. Gerade die Übertriebenheit des Ausdrucks mildert den Sinn und schlägt die Brücke zur Einigkeit. „Häste die Määbrick iwerzwerch im Hals", ein so unerfüllbarer Wunsch ist kein Fluch mehr. Und oft wird die Ablehnung von der Gutmütigkeit noch in einem Athem wieder gut gemacht —: „Ach gehn Se weck", weist ein braves Mädchen die ihr nicht unwillkommenen Galanterien ab, „ach gehn Se weck un bleiwe Se doch noch e bissi da!" Als fromme Wünsche sind die grandiosen Kernflüche der Sachsenhäuser anzusehen: „Eich wollt, e Gewitter deht dich in die Erd' enei verschmeiße, daß dich unser Herrgott am jingste Dag met der Ladern suche mißt!" oder: „Eich wollt, du häßt e Simmere Leus uff em Kopp und so korze Erm, daß de net kratze kannst!" Ein weiteres humoristisches Element verdankt der Dialekt dem Umstand, daß er in den Zeiten der Franzosenherrschaft am Rhein und Main gar manches französische Wort aufnahm und sich so

„anpaßte", daß es im Volke ohne Bewußtsein des fremden Ursprungs gebraucht wird (z. B. „Salvet" für Serviette, „Barbleh" für „Parapluie", „Bumbjeh" für „Pompier", „Ridekiel" für „Reticule" (Arbeitsbeutel). Ähnlich erging es später manchem hebräischen Ausdruck, der verderbt in das sogenannte Jüdisch-Deutsch überging (z. B. Schode, meschucke, Uhtz, Stuß, Zores). Wenn der junge Altegässer in unserm Gedicht oben droht, er wolle auf die „ganz Matschbuck" husten, so verballhornt er das Wort „Mischpoke", was hier so viel wie „Sippschaft" bedeutet. Stoltze, der später den Deminutiven der „Muttersprach" die zartesten lyrischen Wirkungen abgewann:

„Es geht e Engel dorch die Welt,
Leis', leis', uff Strimb mit Zwickelcher" —

trachtete bei diesen ersten Übungen im Dialektgedicht, die er zum Gaudium seiner Schwester anstellte, nach derben komischen Wirkungen. Ein Pendant zu dem mitgeteilten Gedicht, ist der „Oberräder Ländler":

„Un willst de net folge, so spier's;
Jetzt nemm' ich mei Ränzi un schnier's,
Jetzt nemm' ich mei Ränzi un geh
Un sag derr net äämal adje."

Der heißblütige Oberräder, der seinen Schatz dergestalt droht, ist eifersüchtig: sie hat am letzten Sonntag mit einem anderen getanzt, ja den Hans sogar den Wein trinken lassen, den er bezahlt hat:

„Un wann an dem End' von der Welt
Der Hans in die Kluppe merr fällt,
Da klingelt's im Ohr dir gewiß,
Dann Ääner von uns krieht sei Schmiß."

Dieses Lied ist bald nachdem es entstanden war, von Annett komponiert worden und die gemeinsame Arbeit der Geschwister gelangte schon 1833 zum Druck in einem besonderen Notenheft, Verlag von Fischer in Frankfurt.

Die Anregung zu solchen Gedichten hatte der Sechzehnjährige, abgesehen von Textor, seinem Umgang mit Hendrichs zu danken, der, ehe er Mitglied des Frankfurter Stadttheaters wurde, unter anderm zur Übung an einem Liebhabertheater „mimte", das an regenfreien Sonntagabenden seine Bühne mitten im „Worschtquartier" aufschlug, im Hof des Hauses „zu de drei Saukepp". (Vergl. „Das Frankfurter Hoftheater" Ges. W.

Bd. 5.) Hier wurden nicht nur die beliebtesten Rühr- und Trauerspiele der Zeit, sondern auch Stücke in Frankfurter Mundart aufgeführt, und hier war es wohl auch, wo unser Dichter sich zuerst an der Charakterkomik des alten Berjerkapedhäns Kimmelmeier im Malß'schen Stück, der Gastwirt und Pompierhauptmann wie sein Vater ist, ergötzte. Für diese Bühne dichtete der Maler Kaisian „Die Rewie am Grinkbrunne" und hier kam auch das erste und beste Dialektlustspiel Wilhelm Sauerweins, „Der Amerikaner", zur Aufführung. Eine Sachsenhäuserin bekommt darin von ihrem Sohn den Vorwurf gemacht, er bekäme nicht satt zu essen. Der Ausruf der im Innersten getroffenen Mutter: „Woß? Dau krägst net satt zau esse?" in verschiedener Betonung wiederholt, wirkte auf unseren Dichter, als er etwas später von der Schauspielerin Caroline Lindner das Stück vorlesen hörte, wie eine Offenbarung. Wilhelm Sauerwein aber, ein guter Freund von Hendrichs und Kaisian hat noch in ganz anderer Weise einen nachhaltigen Einfluß auf die Bildung und das Schicksal des Rebstocksohnes ausgeübt. Denn gerade durch diesen jungen warmblütigen Journalisten, der auf dem „Markt", ganz in der Nähe des Rebstocks, wohnte, war letzterer im Jahre der Pariser Julirevolution, 1830, ein Zusammenkunftsort der Frankfurter Demagogen geworden.

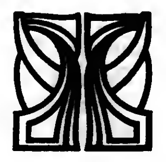
„Was mir Kinner," heißts in den oft schon zitierten Selbstbekenntnissen des Dichters im „Roten Schornsteinfeger" darüber, „in dem Rewestock gehört hawwe, des war durchaus net immer zu em e Vortrag im Senat geeignet. Das Gasthaus zum Rewestock stand in kääner ganz besonnere Gnad bei unsere allerhöchste republikanische Herrschafte un mei Vatter sei Name stand met rother Tinte un hinne un vorne e blau Notabene im schwarze Bollezeibuch. Das Gasthaus zum Rewestock war näämlich ää von de Hauptkneipe der damalige Frankforter Demagogen. Es war daderrzu, un iwwerhääpt vor en heimliche Trunk, wie gemacht. Hinnerm Haus im Gäärtche war e Dorchgang in mei großelterlich Haus, in den Hof von der „Goldene Spitz", un von da kam merr dorchs Mäusgässi enuff uff die Schnurgass. Wer dem Mäusgässi enunner gange is, dem konnt kää Deiwel an der Nas' anseh, daß er in den Rewestock zu em e Schoppe schluppe wollt, un wer dem Mäusgässi eruffkomme is, dem war's dorchaus net so ohne weiter'sch zu beweise, daß er schon so früh odder noch so spät im Rewestock war . . ."

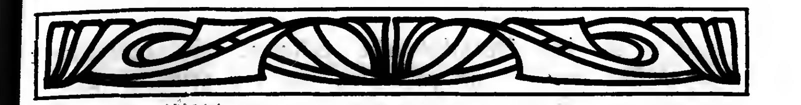
„Hier in dem Rewestock hawwe zuerscht die Hauptthahne von der damalige demokratische Barthei ihrn verbottene Morjeruf der deutsche Freiheit gekräht. Hier hawwe die relegirte Candidate Junck un Wilhelm Sauerwein zum heimlich versammelte Volk öffentlich gesproche. Hier sin zum ehrschte Mal die scheene deutsche Vatterlandslieder gesunge warn: „Ferschte zum Land enaus“ un „Wer net in Hambach war, der hat keen Backebaart“. Hier in diese Räume is e gottverbottener Tuwak aus bollezeilich verbottene Pfeifeköpp geräächt warn; dann während's hinnerm Rücke von em e borzellanerne deutsche Reichsaddler unner der Asch sehr stark geklimmt hat, hat owe am Pfeiferohr e schwarz-roth-goldern Quast gebambelt. — Hier in dem Rewestock war das Asyl for alle diejenige bolidisch Verfolgte, die liwer in em e Gasthaus als uff der Constaweler Wache odder dem Rententhorn gesotze hawwe. Wer die Schwell vom Rewestock hat iwwerschritte gehat, der war for die Bollizei e verlorner Mann. In dem ganze Haus is kää Eckelche, kää heimlich Stibbche un Boddemkämmerche, in dem net schon e abgehetzt Edelwild Rast un Schutz gefunne hätt.“

Die Erzählung „Der rothe Schornsteinfeger“ hat von diesen Bezügen mit liebenswürdigem Humor in treuer Wiedergabe der wirklichen Zustände ein Bild voller Leben entworfen, dessen historisches Detail sich in der letzten größeren Erzählung Stoltzes, dem Romanfragment „Polen und Studenten“, noch weiter ausgeführt findet. Im Einzelnen hat sich der Dichter natürlich hier wie dort manche dichterische Freiheit gestattet. Nur teilweise sind die Personen beim wirklichen Namen genannt, manche sind mit Hüllnamen bezeichnet, auch sind Ereignisse, die im Laufe der Jahre 1830 bis 1833 nur allmählich sich folgten, recht nah aneinander gerückt. Im „Rothen Schornsteinfeger“ ist der Sohn des Gasthalters zum Rebstock noch als Schulbub geschildert; die politischen Ereignisse, auf welche die Geschichte Bezug nimmt, haben aber zumteil das Hambacher Fest, das am 27. Mai 1832 stattfand, zur Voraussetzung. Das kurhessische Zollhaus vor der Frankfurter Mainkur, von dessen Brandstätte Annett im Wagen des Vaters den von kurhessischen Gendarmen verfolgten politischen Flüchtling, den roten Krollekopp, rettet, wurde im Januar 1832 zerstört.

Damals aber hatte unser Fritz schon einen großen Teil des ersten Lehrlingsjahres überstanden.

Die Frankfurter „Demagogenzeit" ist mit ihren vielfach verschlungenen politischen Verhängnissen aufs innigste mit der Katastrophe verkettet, die der Idylle der Knabenzeit unseres Dichters in der Frankfurter Altstadt ein Ende mit Schrecken und Trauer bereitete. Sie erfordert ein eignes Kapitel.





II.

Die Jahre 1816 bis 1830, die Stoltzes Kindheit umfassen, gelten als eine besonders glückliche Zeit für die Frankfurter Bürgerschaft, eine Periode friedlichen Behagens nach langer Kriegszeit und gedeihlichen Ausbaus der neuen Verfassung.

Die „Konstitutions-Ergänzungs-Akte“ hatte in die wiederaufgelebte alte reichsstädtische Verfassung mehr demokratischen Geist gebracht. Der neue Senat, aus 14 älteren Senatoren, den Schöffen, 14 jüngeren Senatoren und 14 „Ratsverwandten der dritten Bank“ aus dem Handwerkerstande bestehend, hatte seine Alleinherrschaft eingebüßt, und das Anrecht der Geschlechterverbände des „Hauses Alt-Limpurg“ und des „Hauses Frauenstein“ auf eine bestimmte Zahl Sitze im Rat war für immer beseitigt. Früher hatte nur das lutherische Bekenntnis die Fähigkeit verliehen, in den Rat gewählt zu werden oder ein städtisches Amt zu bekleiden; jetzt hatten die Reformirten und Katholiken den gleichen Anspruch, also auch die Nachkommen der Ende des 16. Jahrhunderts eingewanderten Niederländer und Franzosen, wie die de Bary, Gontard, de Neufville, und die italienischen Handelsherren, die, wie die Brentanos und v. Guaitas, im 18. Jahrhundert in Frankfurt heimisch geworden waren. Nur die große Judengemeinde, deren von den Kaisern geschützte Anfänge bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen, war um das ihr von dem Fürstprimas Dalberg bereits eingeräumte volle Bürgerrecht wieder gekommen.

Aus der Zahl der auf Lebensdauer gewählten Senatoren der ersten und zweiten Bank wurden nach altem Brauche, von Neujahr zu Neujahr, die beiden „wolregierenden Bürgermeister“, der „ältere“ und der „jüngere“, im Römer „aus-

gekugelt"; in der Neujahrsnacht bekamen die abtretenden Bürgermeister wie die neugewählten von der gesamten Stadtwehr einen glänzenden Zapfenstreich dargebracht; vor den Häusern der Amtierenden hatte eine Schildwacht zu stehen. Sie fuhren in Staatskarossen aus und hatten auch sonst noch Anspruch auf allerlei Ehrungen und Privilegien. Die alten Kollegien der „Einundfünfziger" und der „Neuner", dieses mit dem Prüfen des Rechnungswesens, jenes mit der Kontrolle der laufenden Finanzverwaltung betraut, waren zur „ständigen Bürgerrepräsentation", dem „Bürgerausschuß", vereinigt. Aus dessen Mitte wurde an Stelle der „Neuner" ein neues „Rechnungs-Revisions-Kolleg" gewählt. Daneben aber trat der „Gesetzgebende Körper" ins Leben, ohne dessen Zustimmung der Senat kein Gesetz mehr erlassen durfte. Die 85 Mitglieder setzten sich aus 20 Mitgliedern des Senats, 20 Mitgliedern des ständigen Bürgerausschusses, 45 Gliedern der städtischen Bürgerschaft und von 1823 ab 9 Vertretern der Landgemeinden zusammen. Es hatte also die Bürgerschaft die Mehrheit im „Körper" und dieser hatte das Recht, an der Wahl neuer Senatoren und Bürgerausschußmitglieder teilzunehmen. Diese drei Körperschaften, Senat, Gesetzgebender Körper, und Bürgerausschuß hatten die der Gesammtheit der christlichen Bürgerschaft zustehenden Hoheitsrechte auszuüben; die Vertretung der Stadt nach außen, die exekutive Gewalt in Verwaltung und Justiz stand allein dem Senate als obrigkeitlichem Kollegium zu; an seiner Spitze standen die beiden Bürgermeister.

Die neue Verfassung hatte auch eine schärfere Trennung der Justizpflege vom Polizeiwesen zur Folge. Unter dem Vorsitz des letzten Stadtschultheißen Frdr. Max. v. Günderrode, der in der Franzosenzeit sich so viele Verdienste um die Vaterstadt erworben hatte, bildete sich das Appellationsgericht als zweite Instanz über dem Stadtgericht; beide Gerichtshöfe waren aus Rechtsgelehrten der ersten und zweiten Ratsbank zusammengesetzt. Die vier freien Städte des Deutschen Bundes, Frankfurt a. M. und die drei Hansastädte Hamburg, Bremen und Lübeck, durch die Bundes-Akte auch sonst einander politisch genähert, hatten als Gericht dritter Instanz ein gemeinsames Oberappellationsgericht zu bilden, das 1820 in Lübeck eröffnet wurde. Als oberster Grundsatz für die Rechtspflege in Frankfurt war von der Verfassung die Gleich-

heit der Bürger vorm Recht anerkannt worden. Aber in der sozialen Gestaltung des Lebens war man im damaligen Frankfurt noch weit von einer Verwirklichung dieses Prinzips. Privilegien und Einschränkungen gab es für jeden Stand; nach Ständen wurden von der Bürgerschaft die Wahlen für den „Körper" vollzogen; alte Standesunterschiede und Vorurteile zerklüfteten das Leben der Freien Stadt. Eine Unmenge Abgaben und Sporteln belasteten Handel und Wandel. Das Zunftwesen, wie es im späteren Mittelalter zum Vorteil weniger Meister in jeder Zunft sich entwickelt hatte, bestand noch in seiner ärgsten Entartung. Die Steuern, an sich nicht hoch, belasteten die Ärmeren ganz unverhältnismäßig stärker als die Reichen. Nur unter Kämpfen konnten auch die Katholiken als Gemeinde die ihnen zugesprochene bürgerliche Gleichberechtigung bei der Reorganisation ihres Kirchen- und Schulwesens auf breiterer Basis durchsetzen. In den langwierigen Verhandlungen, zu denen die Beschwerden der durch die Verfassung so sehr benachteiligten israelitischen Gemeinde die städtischen Behörden zwangen, kam es zu lebhaften Gegensätzen. Nicht konfessionelle Vorurteile, wohl aber engherziger Kastengeist und wirtschaftliche Bedenken, schufen den berechtigten Beschwerden hartnäckigen Widerstand. Die Tatsache, daß die Gemeinde an den Fürstprimas Dalberg bereits eine große Summe für die Einräumung des vollen Bürgerrechts gezahlt hatte, suchte man mit dem Einwand zu beseitigen, das Geld sei in die großherzoglich Frankfurtische Staatskasse geflossen, die Stadt Frankfurt habe nichts davon besehen. Vergeblich vertraten der Syndikus Schmid und andere städtische Beamte mit Wärme und Würde den Standpunkt der Toleranz und Gerechtigkeit; das Gesetz vom 1. September 1824 erkannte zwar endlich die Angehörigen der israelitischen Gemeinde als Bürger an, aber ihr Bürgerrecht blieb in den wesentlichsten Punkten ein beschränktes.

Wie aber auf Grund der neuen Verfassung ein schlichter Bürgersohn der Stadt dank seiner Befähigung und Bildung bis zur höchsten Stellung im Staat aufrücken konnte, dafür ist gerade die Laufbahn des Senators und Bürgermeisters Gerhard Thomas bezeichnend, der uns im folgenden noch öfter beschäftigen wird. Als nachgeborner Sohn eines Kaufmanns in der Vorstadt Sachsenhausen am 5. Februar 1785 geboren,

hatte er sich schon als Knabe der Fürsorge eines angesehenen Verwandten, des Staatsrats Georg Steitz zu erfreuen, der im Großherzogtum Frankfurt die Direktion des Finanzwesens leitete. Gerhard Thomas studierte in Gießen und Würzburg Rechtswissenschaft und Philosophie, wurde nach dem Abschluß seiner Studien in der Vaterstadt Advokat, und bald darauf von Steitz in den Staatsdienst gezogen. 1809 wurde er von Dalberg zum zweiten Stadtarchivar ernannt und später auch noch im Finanzdepartement beschäftigt. „Die wiederhergestellte Unabhängigkeit Deutschlands vom fremden Joch", so erzählt sein Biograph Böhmer, „die wieder erlangte Selbstständigkeit der geliebten Vaterstadt erfüllten ihn mit unaussprechlicher Freude und Begeisterung. Obschon er sich am Waffenkampfe nicht beteiligen konnte, war er doch überall tätig, wo es galt, für die gute Sache der deutschen Freiheit zu wirken. Nachdem bei der damaligen provisorischen Verwaltung des gewesenen Großherzogtums durch das österreichische Generalgouvernement die Stadt wieder in ihre frühere Munizipalverfassung zurückgetreten war, wurde er Ratsschreiber und war daneben mit dem Lazaret- und Approvisionierungswesen vielfach beschäftigt. Als später in Gemäßheit der neuen Stadtverfassung im August 1816 eine außerordentliche Wahl von zwanzig neuen Ratsgliedern auf den Vorschlag eines aus ungefähr achtzig Personen bestehenden Bürgerausschusses erfolgte, wurde Thomas, der damals nur eben das gesetzlich erforderliche Alter erreicht hatte, zum Senator erwählt. Als solcher nahm er seitdem an allen Beratungen und Entscheidungen des ganzen Rats sowie an den mannigfachsten Justiz- und Verwaltungsgeschäften den tätigsten Anteil. Infolge der altherkömmlichen trefflichen Einrichtung in Frankfurt, daß von Zeit zu Zeit die einzelnen Ämter unter die Ratsmitglieder neu verteilt wurden, war er Mitglied, bezw. Vorstand des Polizeiamts von 1817 bis 1820, des Konsistoriums von 1819 bis 1823, des Stadtgerichts von 1821 bis 1823, der Stadtkämmerei von 1825 bis 1833, des Rechneiamts von 1831 bis 1833, des Appelationsgerichts von 1832 bis 1838, der Archiv- und Bibliotheksinspektion von 1836 bis 1838." 1824 wurde Thomas zum erstenmal jüngerer Bürgermeister, 1832 als Schöffe zum erstenmal älterer Bürgermeister. Im März 1819 hatte er sich mit J. J. Willemers ältester Tochter Rosette, der Witwe des

Bankiers J. M. Städel, verheiratet und da sein Verhältnis zu seinen Schwiegereltern, im besondern auch zur Frau Marianne, ein sehr herzliches wurde, konnte Fritz Stoltze als Lehrling bei Melchin den jugendlichen Senator Thomas, eine auffallend schöne Erscheinung, der sein lockiges Haar ähnlich wie Schiller trug, gar oft im Haus zum Roten Männchen ein- und ausgehen sehen.

Mit was für humanen fortschrittlichen Grundsätzen Gerhard Thomas sein Amt als Polizeisenator 1817 antrat, beweist die Reform des Polizeiwesens, die wesentlich nach seinen Vorschlägen damals vollzogen wurde. In der Ankündigung des Gesetzentwurfs durch den Senat heißt es: „Was in der Polizeiverwaltung die Natur einer Justizsache annimmt, darf nur von rechtsgelehrten Richtern und nach den Vorschriften des gerichtlichen Verfahrens behandelt werden. Der Senat macht zugleich darauf aufmerksam, daß er alles ferngehalten hat, was an geheime Polizei und an die Störung der öffentlichen Meinung und der Preßfreiheit erinnern könnte, wodurch vorzüglich die Primatische Polizei und nachherige Polizeipräfektur so verhaßt worden ist.“ Das aber war zu früh triumphiert! Man ahnte nicht, wie bald der Bundestag, der am 11. November 1816 im Thurn- und Taxisschen Palais seine erste Sitzung feierlich unter dem Vorsitz des österreichischen Präsidialgesandten Grafen Buol gehalten hatte, seine Hauptaufgabe darin erblicken werde, mit Hülfe geheimer Polizei zur Vernichtung des durch die Freiheitskriege geweckten deutschen Nationalgefühls und zur Wiederherstellung der alten Abhängigkeit der deutschen Einzelstaaten von Österreich die öffentliche Meinung und die Preßfreiheit womöglich im gesamten Bundesgebiet ganz zu unterdrücken. Nur mit großer Mühe konnte Syndikus Danz, der erste Vertreter Frankfurts in der Bundesversammlung, unterstützt von dem Gesandten Nassaus, Hans v. Gagern, von Wilhelm v. Humboldt, der jetzt noch Preußen vertrat, von dem Gesandten Württembergs v. Wangenheim, dem Bremer Smidt u. a. es durchsetzen, daß der Frankfurter Senat wenigstens eine eigene Zensurbehörde mit der Aufsicht über die in Frankfurt erscheinenden Zeitschriften betrauen durfte. Kaum aber waren im Herbst 1819 auf Anregung Metternichs die Karlsbader Beschlüsse ergangen, für die das Wartburgfest der deutschen Burschenschaft und Ludwig Sands unheilvolles

Attentat auf den russischen Gesandten v. Kotzebue den Vorwand geliefert hatten, kaum waren die Gesandten abberufen, welche in Frankfurt die noch verfassungsfreundlichen Regierungen vertraten, da machte sich auch im Römer jene erste Demagogenverfolgung fühlbar, deren Hauptorgan die Zentral-Untersuchungskommission in Mainz wurde.

Die „Untersuchung der in mehreren Bundesstaaten entdeckten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen" war der Zweck dieser neuen Bundesbehörde. Auch die von dem Justizrat Karl Hoffmann in Darmstadt, einem Obrist des Landsturms, 1815 gegründete „Deutsche Gesellschaft" wurde als solch eine demagogische Verbindung verfolgt. Sie hatte nach ihren gar nicht geheimen Statuten bezweckt, „deutsche Tugend und Art zu beleben." Als der edle Patriot Ernst Moritz Arndt 1814 das literarische Büreau des Freiherrn vom Stein in Frankfurt leitete, war mit ihm der Plan zu diesem Verein verabredet worden. Er umfaßte einen Kreis von jungen Advokaten, Schulmännern, Pfarrern, meist früheren Freiwilligen des Freiheitskrieges. Der obengenannte Karl Hoffmann, der Advokat Wilhelm Snell in Wiesbaden, sein Bruder Louis Snell, damals Konrektor in Idstein, der aus Gießen nach Kiel versetzte Professor der Staatswissenschaften Karl Welcker und Konrektor Weidig in Butzbach kamen im Jahre 1820 als „Demagogen" in Kriminaluntersuchung, gleichzeitig mit Arndt, dem Sänger des „Vaterlandslieds", der seine Professur in Bonn noch dem liberalen Ministerium Hardenberg zu danken gehabt hatte. Vergeblich suchte die Mainzer Kommission einen hochverräterischen Zusammenhang zu konstruieren zwischen den Bestrebungen der gar nicht mehr existierenden Deutschen Vereine und der deutschen Burschenschaft. Ein innerer bestand freilich. Auch der „Lützower" Ludwig Jahn, der nach dem Krieg seine Turner auf der Berliner Hasenhaide wieder um sich versammelt hatte, wurde als Verfasser des patriotischen Buches „Deutsches Volkstum" verhaftet; bis 1825 dauerte sein Prozeß, der mit der Beschränkung seines Aufenthalts auf Freiburg a. d. Unstrut endete. Das Turnen wurde schon 1819 in ganz Preußen, und durch den Bundestag in ganz Deutschland untersagt; auch in Frankfurt, wo Jahn persönlich 1815 auf der Pfingstweide einen Turnplatz eingerichtet und der Geheimrat v. Willemer es in einer besonderen Schrift warm empfohlen

hatte, wurde es offiziell verboten. Schon während dieser ersten Demagogenverfolgung kam Gerhard Thomas als Polizeisenator der Freien Stadt Frankfurt in mehr als einen Gewissenskonflikt. Er war ein warmer Anhänger des Freiherrn vom Stein auch dann geblieben, als die Monarchen, die seine Staatskunst zum Krieg gegen Napoleon vereinigt hatte, den unbequemen Mahner an die Rechte des Volks fallen ließen. Stein, seit 1816 Ehrenbürger von Frankfurt, hatte die schöne Stadt zu seinem bleibenden Aufenthalt erkoren. Unterstützt von den Senatoren Willemer und Thomas, dem Rat Schlosser, dem späteren Stadtbibliothekar Dr. Böhmer und anderen gelehrten Frankfurtern, vereinigte er sich mit den berufensten Historikern und Germanisten, den Brüdern Grimm, Sulpiz Boisserée, Niebuhr, Dahlmann, G. H. Pertz u. a. zur Gründung der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte", die im Januar 1819 in Frankfurt sich konstituierte und am 70. Geburtstag Goethes diesen zum Ehrenmitglied erwählte. Die wissenschaftliche Drucklegung der ältesten Urkunden deutscher Geschichte, welche die Gesellschaft unternahm, war gewiß das Gegenteil der romantischen Schwärmerei für deutsche Vorzeit und Freiheit, wie sie in der Burschenschaft zutage getreten war, und der Deutsche Bund stellte das Unternehmen denn auch am 12. August 1819 „allergnädigst" unter seinen Schutz. Aber als im folgenden September die Karlsbader Beschlüsse ergangen waren, zeigte sich gar bald das Bestreben, dem gestürzten „deutschen" Staatsmann den Aufenthalt in Frankfurt zu verleiden, und noch im gleichen Jahr zog sich Stein auf sein Gut Kappenberg in Westfalen zurück.

Einer der eifrigsten und kühnsten Anhänger Steins vor und während der Freiheitskriege war der Rheinländer J. v. Görres, der zu Koblenz im „Rheinischen Merkur" für das Wiedererwachen des deutschen Geistes mit glutvoller Begeisterung gewirkt hatte. Auf der bekannten Reise, die Goethe mit Stein und Arndt 1815 von Nassau nach Köln unternahm, waren sie in Koblenz bei Görres freundschaftlich eingekehrt, den dort das Ministerium Hardenberg zum Studiendirektor ernannt hatte. Während 1819 im August der Karlsbader Kongreß noch tagte, brachte Görres sein Buch „Teutschland und die Revolution" zum Abschluß. Er schrieb darüber an Sulpiz Boisserée: „Diesmal wird es in Berlin stark donnern; ob's einschlägt,

wollen wir abwarten!" Es schlug ein, aber der Blitz wandte sich gegen ihn. Mit Papieren versehen, so lautet ein Bericht, die zu seiner Verteidigung dienen sollten, begab er sich am 25. September nach Frankfurt. Gleichzeitig traf dort beim preußischen Gesandten eine Depesche ein, das aufrührerische Buch bei allen Buchhändlern in Beschlag zu nehmen. Am 26. war Görres bei Willemer im Roten Männchen zu Tisch; neben ihm saß Thomas, noch Polizeisenator. Während des Mahles wurde letzterer weggerufen und kehrte nach einigen Minuten leichenblaß zurück. Görres merkte sogleich, der Befehl zu seiner Verhaftung müsse aus Koblenz eingetroffen sein; er verließ das Haus, fuhr am Fahrtor in einem Nachen über den Main und entkam glücklich über die Grenze nach Isenburg. Erst nach geraumer Zeit erhielten die Torwachen den Verhaftsbefehl. In der Schweiz fand Görres ein Asyl, wie es auch die Brüder Snell, Follen, Wesselhöft und viele andere deutsche „Demagogen" fanden, denen die Flucht rechtzeitig gelungen war. In Aarau schrieb er den Protest „Die heilige Alliance und die Völker".

Ein anderer Held der Feder, der zu den Anhängern Steins, zu den Freunden von Willemer und Görres zählte, der Frankfurter Ludwig Börne, hatte dagegen eine Weile später mit der Frankfurter Polizei eine schlimme Erfahrung zu machen. Der Sohn des k. österreichischen Finanzagenten Jacob Baruch, welcher letztere 1815 auf dem Wiener Kongreß die Interessen der Frankfurter Judengemeinde vertreten hatte, war im Großherzogtum Frankfurt selber ein Beamter der städtischen Polizeiverwaltung gewesen. Am 6. Mai 1786 geboren, ein Altersgenosse von Thomas, hatte er in Berlin und Halle Medizin, dann in Heidelberg und Gießen Staatswissenschaften studiert; seine kurze Beamtenlaufbahn fand durch die neue Verfassung ein Ende. Weil er Jude war, durfte er ein städtisches Amt nicht mehr bekleiden. Seine Tätigkeit am Frankfurter Polizeiamt wäre gewiß auch so nur eine kurze Episode geblieben. Noch ehe er sie begann, hatte er den Aufsatz „Das Leben und die Wissenschaft" geschrieben, der schon weit in sein späteres literarisches Wirken hinauswies. Auch kam er durch die gewaltsame Pensionierung nicht in Not; seine Eltern waren reich und er konnte auch weiter ein angenehmes Junggesellenleben führen, an der berühmten Table d'hote im „Weißen Schwan" zu Mittag speisen, nach Neigung das Theater, die Konzerte besuchen, u. s. w. Der Verlust seines

Amtes hätte ihn wenig geschmerzt; tief aber empörte ihn das große Unrecht gegen seine Stammesgenossen, das sich in seinem eigenen Schicksale spiegelte. Wie der Rat Schlosser, schrieb auch er eine Denkschrift zur Verteidigung der wohlerworbenen Rechte der Frankfurter israelitischen Gemeinde. Aber seine Verstimmung hielt ihn nicht ab, sich in der großen Zeit der Freiheitskriege als patriotischen Schriftsteller zu bewähren. Er wurde Mitarbeiter der damals gelesensten Frankfurter Zeitung, des alten „Frankfurter Journal". Als Parteigänger Arndts schrieb Börne hier in den Jahren 1814 bis 1816 Artikel voll Vaterlandsliebe und Zukunftsglauben. Nach dem Wiener Kongreß aber, nach dem Zusammenbruch all der Hoffnungen, die sich für ihn an die deutschen Fahnen in Frankreich knüpften, wurde Börne, nach seinem eigenen Ausdruck, „ein kleiner Hutten", dem es als höchste Patriotenpflicht erschien, den Kampf gegen die Reaktion aufzunehmen, wie sie von Metternich in Wien zum Vorteil der Habsburgschen Dynastie in ein System gebracht wurde. Das Frankfurter Journal aber kündigte sehr bald dem ungestümen Mitarbeiter, gegen den die österreichische Bundesgesandtschaft Beschwerde auf Beschwerde erhob, den Dienst. Börne sann nun darauf, sich ein eigenes Organ der freien Meinungsäußerung zu schaffen. Da in Preußen noch Hardenberg am Ruder war und sich ernstlich gewillt zeigte, das verheißene liberale Verfassungswerk durchzuführen, suchte Börne den Verleger der Augsburger Allgemeinen Zeitung, den liberalen Freiherrn J. G. v. Cotta in Stuttgart für den Plan eines Blattes zu gewinnen, das Hardenbergs Politik unterstützen sollte. Cotta ließ darauf Börne dringend einladen, doch an den Zeitschriften seines Verlags, den Europäischen Annalen, dem Stuttgarter Morgenblatt u. s. w. mitzuarbeiten. Am 26. Mai 1818 kündigte Börne in Frankfurt das Erscheinen der „Waage" an, seiner „Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst." Im Juli erschien das erste der Aufsehen erregenden Hefte, in welchen selbst die Theaterkritik dem Gedanken der Freiheit diente. Vorher hatte er sich taufen lassen. Innerlich fühlte er sich längst losgelöst von dem Glauben der Väter. Schon in Halle hatten ihn Schleiermachers Vorträge für das sittliche Ideal des Christentums und das geistige Wesen des Protestantismus begeistert. Sein ausdrücklicher Übertritt zur evangelisch-lutherischen Kirche aber erfolgte, damit er mit den Rechten eines Frankfurter Voll-

bürgers ungehindert für Anerkennung der Menschenrechte, für Verwirklichung der bürgerlichen Freiheit in der Vaterstadt und im Vaterland wirken könne. Einer der ersten, die ihm zu dem Unternehmen beglückwünschten, war der Geheimrat Willemer, und als dieser im nächsten Winter einen Museumsvortrag über die Preßfreiheit hielt, überließ er den Aufsatz dem neuen Freund für seine „Waage". In seinem Blatte kämpfte Börne zunächst weiter für Preußens deutsche Mission. Noch 1818 schrieb er in den „Schüchternen Bemerkungen über Österreich und Preußen": „Preußen ist eine deutsche Macht — das deutsche Gemeinwesen findet allein im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund, die andern Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen." Am 1. Januar 1819 übernahm Börne auch die Redaktion des Frankfurter „Staatsristretto", das den Namen „Zeitung der Freien Stadt Frankfurt" annahm; aber nur vier Monate hielt er es aus, gegen die kleinliche Zensur seines früheren Amtskollegen Severus anzukämpfen. Noch in demselben Jahre begann er mit der Herausgabe der in Offenbach unter großherzoglicher Zensur gedruckten Wochenschrift „Die Zeitschwingen". Da ergingen die Karlsbader Beschlüsse. Der preußische Haftbefehl gegen Görres kam nach Frankfurt. Wohl von Willemer gewarnt, entfloh Börne nach Paris dem ihm vielleicht drohenden ähnlichen Schicksal. In Paris begann er seine Korrespondenzen für die Zeitschriften Cottas. Aber es behagte ihm diesmal noch nicht an der Seine. Man schrieb ihm aus Frankfurt, wohin es ihn zur Fortführung seiner Blätter drängte, er hätte nichts mehr zu fürchten. So kehrte er Mitte März 1820 heim. Aber kaum war er wieder in Frankfurt, so wurde er mitten in der Nacht arretiert. In der Hauptwache auf dem Paradeplatz war Börne vom 22. März an vierzehn Tage lang ein Gefangener. Ein ihm Unbekannter hatte revolutionäre Flugschriften verbreitet und, weil er Börne in Paris glaubte, dessen Namen dabei mißbraucht. Erst allmählich löste sich das Mißverständnis. Natürlich vergrößerte dies Verfahren die Mißstimmung des empfindlichen und stets kränklichen Schriftstellers über den politischen Zustand der Vaterstadt, und nicht nur in seinen „Briefen aus Frankfurt", die er bald darauf für das Stuttgarter Morgenblatt schrieb, trat dies mit ziemlicher Schärfe zutage. „Frankfurt", so hatte er schon 1819 geschrieben, „welches sein sollte eine

Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Herd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimat verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten: wie mag es sich herabwürdigen lassen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die sie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langsamer vorschreite; sich herabwürdigen lassen, eine Zugbrücke zu sein, die den freisinnigen Ansichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutschlands, oder zurück, den Weg versperre? Kann eine freie Stadt sich besser sichern, als wenn sie überall die Freiheit gegen jeden, der sie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder bestände die Freiheit unserer Verfassung nur darin, daß abwechselnd jeder Bürger dazu kommen kann, diese Freiheit beschränken zu helfen?" Börne lebte denn auch in den nächsten Jahren meist außerhalb Frankfurts, in Heidelberg, Baden-Baden, Paris, Berlin, Hannover, Hamburg; in Hamburg ließ er 1828 bei Heinrich Heines Verleger Hoffmann & Campe seine „Gesammelten Schriften" erscheinen. Auch der Kultus, der von einem Kreis meist reicher Frankfurter Familien sehr exklusiv dem berühmten Landsmann in Weimar gewidmet wurde, forderte, obgleich Senator Willemer dazugehörte, seine Kritik heraus. Er sah in Goethe den Minister gefeiert, der in dieser trüben Zeit der Demagogenverfolgung die eigene Dichterjugend verleugnet hatte, als er die Jenaer Burschenschaft gegen die russischen Denunziationen nicht stärker in Schutz nahm. Wieder und wieder aber kehrte Börne nach der trotz alledem geliebten Vaterstadt zurück, und die Aufnahme, die im Winter 1825 seine herrliche tiefempfundene Denkrede auf Jean Paul, den „Dichter der Armen", im Frankfurter Museum und nach dem Erscheinen derselben in Berly's „Iris" fand, belehrte ihn, wie sehr man sein Talent und seine ideale Lebensauffassung auch in der Vaterstadt zu würdigen anfing.

Hier aber war inzwischen wirklich ein Schlupfwinkel für politische Verschwörer entstanden. Die Demagogenhetze hatte es glücklich fertiggebracht, daß verschiedene der verfolgten harmlosen Schwärmer für Deutschlands Einheit und Freiheit sich in Verschwörer umwandelten, die im geheimen auf eine gewaltsame Umgestaltung der deutschen Bundesverfassung hinzuwirken begannen. Die Revolutionen und Aufruhrversuche während der Jahre 1820 und 21 in Spanien, Südfrankreich, Italien und Griechenland trugen das Ihrige dazu bei. Wilhelm Snell,

Karl Follenius und einer der Wesselhöfts gerieten in der Schweiz in Zusammenhang mit dem italienischen Geheimbund der Carbonari, der sich damals unter Mazzinis Leitung auch über Frankreich verbreitete. Sie und andere Flüchtlinge knüpften geheime Verbindungen mit ihren Gesinnungsgenossen in der Heimat an. Emissäre besuchten die Burschenschaften, die sich heimlich auf fast allen Universitäten neugebildet hatten. Sie organisierten den engeren „Bund der Jungen“ auf Grund der Aussage, daß in Deutschland sich ein „Bund der Männer“ zur Verwirklichung der burschenschaftlichen Ideale gebildet habe. Die alljährlich da und dort stattfindenden geheimen Delegiertenversammlungen vermittelten den Zusammenhang. Der Ingenieurhauptmann v. Fehrentheil in Erfurt fing an, im Kontakt mit dieser Bewegung eine Militärrevolte zu planen. Zu den „entschiedenen“ Burschenschaftern, die als Delegierte auf den Burschentagen in Dresden, Würzburg, Erlangen u. s. w. hervortraten, gehörten auch Hodes, Chr. Hildebrand und v. Sprewitz. Als die preußische Regierung der Fehrentheil'schen Verschwörung auf die Spur kam, fanden diese drei Unterschlupf als Lehrer in der Erziehungsanstalt, die ein Freund von ihnen, Georg Bunsen, am 1. Januar 1820 in Frankfurt eröffnet hatte.

Georg Bunsen, 1794 in Frankfurt als Sohn des Münzdirektors Johann Georg Bunsen geboren, nimmt unser Interesse in ganz besonderem Maße in Anspruch. Er hatte 1812 die neugegründete Universität Berlin bezogen, um Philologie zu studieren. Er hörte bei J. G. Fichte und Frdr. Aug. Wolf, zog 1813 als Freiwilliger in den Freiheitskrieg, kehrte nach demselben nach Berlin zurück, begeisterte sich hier für das Jahnsche Turnwesen und schloß sich der Burschenschaft an. Nachdem er in der Cauerschen Erziehungsanstalt zu Charlottenburg und in Wiesbaden sich zum Lehrer im Geiste Pestalozzis ausgebildet hatte, kam er nach Frankfurt heim und gründete das bekannte Institut; es war eine Anstalt nach dem Muster der Plamannschen in Berlin, aus der Otto v. Bismarck als Knabe nachhaltige „deutsch-nationale Eindrücke“ mit ins Leben nahm. Bunsen hatte sich vorher in Berlin mit Sophie Lecoq verheiratet, und nach den Grundsätzen, die er lehrte, lebte er auch, ein begeisterter Turner, selbst. Ob er in den Jahren 1820—23 wirklich Mitglied des „Männerbundes“ war, von welchem die Akten der „Mainzer Kommission“ melden, läßt sich nicht fest-

stellen; diese tun seiner Erwähnung bei der Angabe, daß der Emissär Geßner aus Zürich von Hofmann in Darmstadt nach Frankfurt gekommen sei, woselbst er im Bunsenschen Institut v. Sprewitz, Hildebrand und Hodes aufgesucht und mit diesen über Wesselhöfts Antrag, auf dem Nürnberger Konvent für die Auflösung des Bundes zu wirken, gesprochen habe. Am 2. Oktober sei Robert Wesselhöft von Würzburg in Frankfurt angekommen, und den folgenden Tag mit Hodes, Geßner und Bunsen nach Darmstadt gereist." Im Januar 1824 wurden Hodes, Hildebrand und v. Sprewitz wegen hochverräterischer Umtriebe im Bunsenschen Institut auf preußische Requisition festgenommen und als Gefangene in ihre Heimatländer abgeführt. Georg Bunsen selbst kam, so scheint es, nicht in Untersuchung.

Von alledem erfuhr die Welt und im besonderen auch die Frankfurter Bürgerschaft in ihrer Mehrzahl erst weit später. Den Zeitungen war es längst untersagt, irgend welche Nachrichten über die Maßnahmen der Mainzer Kommission und die politischen Verfolgungen andrer Art zu bringen. Die erste Aufregung über die Karlsbader Beschlüsse war längst verraucht. Noch empfanden es Senat und Bürgerschaft mit Stolz, daß ihre Freistadt der Sitz des Bundestags geworden war. Nur wenige Frankfurter erkannten mit Börne schon jetzt das Unheilvolle dieser Verquickung. Man hatte sich daran gewöhnt, die doppelte Würde für das natürliche Ergebnis der patriotischen Haltung Frankfurts während der langen Kriegszeit von 1792 bis 1815 zu halten, in der die Stadt Jahr für Jahr ein Hauptquartier der kriegführenden Truppen gewesen war. 1792 hatten Rat und Bürgerschaft in treuer Gemeinschaft den Drohungen und Lockungen des Generals Cüstine Stand gehalten, bis die Preußen und Hessen als Befreier kamen; 1796 lieferten unter dem Bürgermeister v. Schweitzer die Bürger ihr Silberzeug, die Kirchen ihre silbernen Gefäße in die Münze, um die Zahlung der von Jourdan geforderten Millionen möglich zu machen. Damals jubelte Frau Rat Goethe voll Stolz auf ihre Landsleute: „Das heiße ich doch deutsches Blut in den Adern haben!" und ihr Sohn Wolfgang teilte das frohe Gefühl. Ebenso war ja die Haltung Frankfurts während der Freiheitskriege gewesen, und als die Alliierten ihr Hauptquartier her verlegten, als 1815 gegen den von Elba nach Frankreich zurückgekehrten Napoleon ein letzter Krieg nötig wurde, hatte die Stadt opfer-

bereit Einquartierungslasten wie keine andere deutsche Stadt getragen.

Für die Gründer des Deutschen Bundes waren bei der Wahl aber doch praktische Gesichtspunkte maßgebend gewesen: die Lage der Stadt zwischen dem deutschen Süden und Norden, etwa gleich weit von Wien, Berlin, Paris und London; die Nähe der Bundesfestung Mainz, in der Österreich und Preußen eigene Truppen hatten, und die Nachbarschaft verschiedener Residenzen mit militärischer Besatzung, was für den Schutz der Bundestagsgesandten in stürmischen Zeiten von Wichtigkeit war; endlich der Reichtum der behäbigen Stadt, die den Gesandten zum Wohnen wie für ihre Versammlungen angenehme Unterkunft bot. Vom Staatskanzler Fürst Metternich wurde auch keineswegs Frankfurts Bedeutung als Mittelpunkt des deutschen Geldmarkts übersehen, woselbst Bankhäuser vom Range des Bethmann'schen und des Rothschild'schen bereit standen, den Finanzbedürfnissen des Kaiserstaats geschäftlich zu Hilfe zu kommen. Zum Sitz des Bundestags eignete sich schließlich nur eine deutsche Stadt, in der keiner der zum Bund gehörigen Souveräne Souveränitätsrechte geltend machen konnte, also eine Republik. Außer der Presse und den ihr vorgesetzten Behörden, hatte eigentlich auch niemand direkt etwas von dem Übergewicht des Bundestags zu spüren. Die „hohe Bundesversammlung" hatte sich unter den Schutz der Frankfurter Behörden gestellt und wenn die Obersten v. Schiller und Ellrodt am 18. Oktober die große Revue über die Frankfurter Truppen, Linie und Stadtwehr, abhielten, stellten sich dazu auch die Generale und Offiziere der Bundesmilitärkommission im Bürgermeisterzelt ein. Das Auftreten der Herren Bundestagsgesandten in den Häusern der tonangebenden Senatoren und Handelsherren, soweit sie „ein Haus machten", war das verbindlichste. Zumal der kaiserliche Präsidialgesandte aus Wien, Graf Buol, wie später sein Nachfolger Freiherr v. Münch-Bellinghausen, sie gaben ihren jüngeren Geheimräten und Attachés das beste Beispiel, sich in den Familien der „haute volée" beliebt und angenehm zu machen. Einen beträchtlichen Vorteil zogen Handel und Gewerbe aus der Anwesenheit dieser großen Zahl hochbesoldeter Staatsbeamten, die zum Teil ein fürstliches Leben führten. In bezug auf glänzende Mahlzeiten, elegante Equipagen, edle Reitpferde, gallonierte Bediente kam ein Luxus in Schwung, wie er kaum in einer anderen deutschen Residenz bestand. Aber

die stattliche Gemeinde von Leuten höheren Standes kam auch dem Kunstleben in Frankfurt zu gute. Wie in Berlin und Wien hatte auch in der Bundeshauptstadt die gewaltsame Unterbindung des politischen Lebens wenigstens die eine gute Folge, daß die Pflege von Kunst und Wissenschaft in den höheren Ständen eine allgemeinere wurde. In Frankfurt gewann sie in jenem Zeitraum durch die Initiative und dank der glänzenden Stiftungen hervorragender Bürger ihren Charakter für alle Zukunft. Seit 1817 kam die Städel'sche Stiftung den bildenden Künsten zu gute. Fast gleichzeitig traten die Polytechnische Gesellschaft und die nach Senckenberg benannte Naturwissenschaftliche Gesellschaft ins Leben. 1825 wurde der stattliche Neubau der Bibliothek an der Schönen Aussicht eröffnet, zu dem eine Stiftung des Buchhändlers Brönner die Anregung gegeben hatte. Der Gründung des „Cäcilienvereins" durch Schelble folgte 1827 die des Vereins für Kirchenmusik. Die vom „Museum" veranstalteten Konzerte und Vorträge gewannen von Jahr zu Jahr an Bedeutung. Die Annehmlichkeiten der „Lesegesellschaft" und des „Kasino" wurden auch von den Gesandten gern in Anspruch genommen. Im Theater, das von einer Aktiengesellschaft, bezw. vom Ökonomiedirektor Karl Malß, dem Dichter des „Bürgercapitains", verwaltet wurde, stand unter Guhr's Leitung die Oper in ganz besonderer Blüte, und es war die Zeit, in der die berühmtesten Opern von C. M. v. Weber und Meyerbeer als Novitäten einander ablösten und der weltbeglückende Freudenkünder Mozart noch ganz „modern" erschien. In der Pflege des Dramas blieb das Theater zurück, was von Börne des öftern scharf gerügt wurde, aber auch Trauer- und Lustspiel besaßen in der Lindner, in Weidner, Meck, dem Komiker Hassel sehr beliebte Kräfte und letzterer bot in seiner Gestaltung des Bürgercapitains und des „baumwollenen und wollenen Warenhändlers" Hampelmann Meisterstücke einer aus dem Frankfurter Volksleben urfrisch geschöpften Charakterkomik, die auch den Herren Bundestagsgesandten zumeist ganz außerordentlich behagte.

Welches Bild sich dem heranreifenden Knabengeist Stoltzes von den öffentlichen Zuständen der Vaterstadt einprägte, auch das hat uns der Dichter in späteren Jahren aus der Erinnerung im Dialekt der Altstadt erzählt. Naturgemäß fielen in diese selbst nur allerlei indirekte Reflexe von dem Glanz des gesellschaftlichen

Lebens, dessen Adern in dem Thurn und Taxis'schen Palais, dem „Bundespalais", zusammenliefen.

„Uff dem Wiener Kongreß", heißt es in „Polen und Studenten", „war Frankfurt am Main zur Freie Stadt erklärt und zum Sitz des allerdurchlauchtigsten Deutschen Bundes erhowe worn. Des ehrschtere Ereigniß ward mit großen Juwel von der Vorjerschaft begrißt un ääch uff des zwette hat sich Frankfort net wenig eigebildt. Zum Schwerpunkt und zum Sitz des bolitische Lewens in Deutschland is es awer daderrdorch just noch net warn, denn des hat vor der Hand un ääch noch länger Zeit nach der Hand in Wien gesotze und hat dem Ferscht Metternich sei Kanzlerhütche uffgehat. Awer der Glanz der Vatterstadt ward dorch den Sitz des Allerdorchlauchtigsten Deutschen Bundes doch bedeitend erhöht un zugleich ääch war, was net zu vergesse is, die Aawesenheit so vieler deutsche und fremde Gesandschafte mit ihre zahlreiche Personal un ihre große Dienerschaft for Frankfort ääch von materielle Vordhäl un so des Nitzliche mit dem Aagenehme in erfräälicher Weis verbunne. Freilich hawe später die Frankforter Hausfraue sehr briwer geklagt, daß die Bundesdagsgesandte die Sporchele un Blumekehl sehr verdheiern dhäte un daß unner dere Schern bei dene Mexter gar kää Lenne- und Pastetesticker mehr zu krieche wärn. Ääch unner dem reiche Hannelsstand ward geklagt driwer, daß die Gesandte un Gesandtinne die beste Parterre- und Ehrschterang-Loge im Theater inn'hätte, un e Log von em Frankforter Bankje dicht newer ere Gesandtelog war e sehr beneidter Gegestand.

„Die Verdheierung von Sporchele un Blumekehl dorch die Gesandtschafte is awer uff der annere Seit widder bedeitend dorch den Uffwand uffgewoge worn, den so viele Herrschafte in Frankfort gemacht un dadorch e schee Stick Geld unner die Vorjerschaft gebracht hawe. Dann außer dene Bundesdagsgesandte von Oesterreich, Preuße, Bayern, Sachse, Hannover, Wertemberg, Bade, Kurhesse, Hesse un bei Rhei, Dänemark wege Holstää un Laueborg, Nidderlande wege Luxeborg un Limborg, de Großherzoglich un Herzoglich Sächsische Häuser, Braunschweig un Nassau, Meckleborg-Schwerin un Strelitz, Oldeborg, Anhalt un Schwarzborg, Liechtestää, Reuß, Schaumborg-Lippe, Lippe, Waldeck un Hesse-Homborg, Hamborg, Lübeck un Breme, mit ihre ganze Familje un ihre zahlreiche Legationsräth, Bundesdagsgesandtschaftsräth, Legationssecretär, Kanzleiräth, Archivarn, Kassierer,

Kontrolleur, Secretär und Canzeliste, Kammerdiener, Köch, Jäger, Portier, Kutscher un Bediente u. s. w., Gesellschaftsfräulein, Gouvernantinne un Kammerjungfern, hat ääch noch emal die deutsch Bundesmilitärcommission mit ihre zahlreiche hohe Militärpersone ihrn Sitz in Frankfort gehat. Un daderzu kame dann noch die viele fremde Gesandtschafte und Bottschafter, Minister, Minister-Residente un Geschäftsträger mit ihre Familje, ihre Gesandtschafts-Personal, Dienerschaft u. s. w. — von Belgien, Frankreich, Großbrittanje, Rußland, Sardinje, Schwede un Norwege, Spanje u. s. w., u. s. w. — Un dann noch emal all die viele bei der Freie Stadt Frankfort accreditirte Bevollmächtigte Minister, Minister-Residente, Geschäftsträger un Consul aus aller Herrn Länder, viele hunnert Persone, die um ihr respective Allerhöchste Herrschafte, Krone, Majestäte, Königliche Hoheite, Hoheite, Dorchlauchte, Republike un Präsidente werdig un mit allem Bomb zu repräsentiren viel Geld verbraucht un ääch sonst die Stadt mit stolze Karosse, glänzende Uniforme, goldbetresste Livree u. s. w. geschmückt hawe. Im Theater hawe in der Loge die Stern un Orden un die Diamante gefunkelt, un die Straußfeddern und Paradiesvögelschwänz hawe sich vornehm uff de Köpp von de Frää Gesandtinne bewegt, un des feinste Salon-Franzeesch un ääch net Franzeesch hat merr bis erunner ins Parterre gehört.

„Was nu die Stellung von Frankfort zum Bundesdag aabetrifft, so war die immer äußerst freundlich un zuvorkommend un läßt sich in die sechs Worte zusammefasse: ‚Ganz wohl! Herr von Minch-Bellinghausen!‘ . . .

„Im Iwrige war von Seite der Borjerschaft iwer den Senat net weiter zu klage; sein Joch war sanft und seine Last war leicht. Klääne „Tyranne“ hawe sich ehrscht zu Anfang der dreißiger Jahre gezeigt. Ääch die Bollizei war bis dahi sehr umgänglicher Art. Ä halb Dutzend Bollizeidiener un der unsterbliche Gatzemeier, oder vielmehr Gatzenmeyer, der Schrecke aller Mähd und klääne Kinner, hawe die ganz Berjerschaft im Zaum gehalte oder ääch net. Wenn bei ere mehr odder weniger festlich Veraalassung e groß Keilerei ausgebroche is, so hat des Frankforter Bollizeiamt immer e patriotisch un berjerfreundlich Einsicht gehat und die Tumultuante waren regelmäßig net etwa Frankforter Berjer, ‚nää, so was dhut e Frankforter Berjer nicht‘, sonnern des warn nor fremde Handwerksgeselle un

sonstige Fremde von außerhalb. Un die hawe awer ääch gehörig ihr Fett krieht. Die härtst Straf war dann, vom Frankforter Standpunkt aus: der Stadt enaus! — Das war so gut wie geköppt. — Die Stadtämter waren Muster von gutmithige, echt berjerliche Einrichtung; je lauter der Herr Amtmann oder der Herr Fiskal gekrische hat, je weniger bös war er. Pändunge wege rückständiger Eikommensteuer odder Schulgeld wärn gradzu unerhört gewese . . .

„Das Räßonnirn iwer sei Owerigkeit stand dem Frankforter Berjer frei un er hat ääch daderbon in der umfassendste Weis un mit em ganz ungläähliche Uffwand von Ausdrick aus dem Frankforter Komplimentirbuch Gebrauch gemacht . . .

„Das Nationalgetränk der Frankforter war der Appelwei odder, ins Sachsehäuserische iwersetzt ‚des Stoffche'. Berihmt wege diesem ‚Reweblut von Äppelbääm' war, wie jetzt noch, ‚Sachsehause'. Rein un unvermischt wie der Sachsehäuser Appelwei war da driwe ääch die ganz Bevölkerung. Ä Sachsehäuser Mädche hat sich schwer entschlosse, en annern zu heirate als wie en Sachsehäuser, net e mal en Frankforter. Un es gab von jeher da driwe schöne Mäderchen, liewe Oeserchen da driwe! Der Sachsehäuser is mit wenig Worte zu schildern. In ebbes rauher Schaal e grundgesunder Kern; fleißig, gastfreundlich, originell, voll derwe Mutterwitz, un als Grundcharakter: gutmüthig. Zumeist früher Gärtner, Fischer, Schiffer und Hänzeler (Fuhrleute), warn ääch viele am Hafe beschäftigt odder warn Wagespanner. Ääch die Nachtwächter hawe se der Stadt geliefert, un zu Zeite von der Frankfurter Stadtwehr die Sappeur un Damboor.

„Bier is in Frankfort verhältnismäßig wenig getrunke worn. Unmenschlich viel Malz un Hoppe hawe die Frankforter Bierbrauer grad net an ihr Gebräu verschwendt, awer es war doch ewe so rein un unverfälscht als wie dinn. Die Bierbrauer warn, wie alle Gewerbe in Frankfort, zünftig und hawe streng uff ihr Gerechtsame gehalte. Zu Anfang der dreißiger Jahrn, wie das erschte bayrische Bier nach Frankfort komme is, dorft wedder e Gastwerth noch e Speiswerth Bier im Glas odder in Flasche ausschenke, sonnern nur in Selzerwasserkrügelcher. Des war des sogenannte Krugbier. Wein ward in Frankfort ziemlich viel verkonsumirt un es gab außer de Gasthäuser mehrere sehr berihmte Schoppewerthschafte. Ä besonnerscht gefährlich Zeit war die Zeit, wo dribb in Sachsehause un uff der Alte-

gass' un Bräätegass' bei de Gärtner ‚Rauscher‘ verzappt ward, un zwar ‚eige Gewächs‘.

„Das Lewe in Frankfort war schee un daderbei net halb so kostspielig als wie ewe. De Borjerschaft hat viel Geld verdient, dadervor freilich ääch destoweniger Steuern bezahlt. Ä bissi spießborjerlich war se freilich noch, un hat sich so zu sage enanner in die Dippe geguckt, awer es war ja ääch eigentlich nor ää groß Familje. Geklatscht is worn eriwer un eniwer, owwer zu Zank un Streit iß es selte komme. Konfessioneller Hader gar war in Frankfort e dorchaus unbekannt Sach. Daderzu wärn die Frankforter net zu bringe gewese, daderzu warn se zu uffgeklärt un die verschiedene Konfessione, Lutheraner, Reformirte, Katholike un Israel hawe in der schönste Äätracht mit enanner un unneranner gelebt. Nor ää religiös Gattung war de damalige Frankforter grundzuwidder, das warn die Kopphänker. Der Frankforter hat gern gelebt un lewe lasse.“

So blühte die Freie Stadt im Genusse des Friedens, während sich schon in der Bürgerschaft die Unruhen der „Demagogenzeit“ vorbereiteten.

In den Geschichtswerken, welche die Frankfurter Demagogenbewegung behandeln, wird meist die Ansicht vertreten, als habe erst das Echo der Pariser Julirevolution, das überall in Deutschland mächtig aufrüttelnd wirkte, im Altfrankfurter Bürgertum jenen Geist der Unzufriedenheit geweckt, der hier weitere Kreise für politische Konspirationen empfänglich machte. Diese Unzufriedenheit aber bestand schon einige Zeit vorher und hatte ihre Hauptursache in dem Rückgang des altüberlieferten Geschäftslebens der Altstadt, dessen Gedeihen auf die Messen gegründet war. Dies hat unser Dichter in „Polen und Studenten“ deutlich hervorgehoben, wie er denn hier alle Begebenheiten, die das „Frankfurter Attentat“ vorbereitet haben, mit historischer Treue dargestellt hat. Es stimmt durchaus was der Verfasser beim Beginn der Veröffentlichung in der Frankfurter „Latern“ (am 1. April 1876) in der Vorrede sagte: „Wenn wir den Schwerpunkt unserer Erzählung wieder, wie beim „Roten Schornsteinfeger“, in das „Gasthaus zum Rebstock“ verlegen, so bitten wir uns das nicht als eine Eitelkeit auf unser Vaterhaus auszulegen. Der „Rebstock“ ist nun einmal von den demagogischen Umtrieben, dem Durchzug der Polen in Frankfurt und dem Aprilattentat nicht zu trennen. Auf eine Verherrlichung der Stoltzes ist es

nicht abgesehen, höchstens auf ein paar Rosen, die wir dem Andenken eines ganz vortrefflichen Wesens streuen, dessen Bruder zu sein wir das unverdiente Glück hatten.“ Eine reiche Sammlung sonst nicht benutzter authentischer Aktenstücke „Aus den dreißiger Jahren“ ist 1881 von Franz Rittweger in den „Frankfurter Hausblättern“ veröffentlicht und kritisch erläutert worden. Diese Dokumente, so wie jene, die Wilhelm Stricker in seiner „Neueren Geschichte von Frankfurt am Main 1806—1866“ angeführt hat, bestätigen in allem die Wahrheit der historischen Angaben und Episoden, die der Stoltze'schen Erzählung ein so lebendiges Zeitkolorit geben, und dasselbe Resultat hat sich bei meinem Studium der Akten des Frankfurter Verhöramts und Appellationsgerichts über die politischen Gefangenen aus den Jahren 1832 bis 1834 ergeben, die sich jetzt im Archiv der Stadt Frankfurt a. M. befinden und bisher noch niemals einer eindringenden historischen Verwertung gedient haben.

Auch der Gasthalter Stoltze ist genau genommen durch den Ärger über den Rückgang der Geschäfte in der Altstadt unter die Demagogen geraten. In dem ersten Kapitel von „Polen und Studenten“, das uns schildert, wie die Nachrichten aus Paris vom Ausbruch und Verlauf der Julirevolution auf die mißvergnügten Bürger der Frankfurter Altstadt wirkten, zeigt ihn uns der Dichter „hinnerm Haus im Gärtche“ mit seiner Familie beim Frühstück. „Du mechst ja heut e Gesicht wie die Katz, wann's dunnert!“ sagt die Frau Gasthalterin zu ihrem Gemahl. „Bist de mit dem linke Bää zuehrscht uffgestiche?“ Da antwortet der Gasthalter brummend: „Da soll man nicht ärgerlich sein! Gestern haben mir nicht weniger als fünf Meßfremde abgeschrieben, lauter langjährige Kunden. Sie logieren diesmal sämtlich in Offenbach!“ „Krieh die Kränk, Ofebach!“ ruft der vorlaute Fritz dazwischen. „Fritz, sei artig“, ermahnt Annett. Der Vater aber fährt fort: „Die Frankfurter Messe kommt immer mehr herunter. Donner und Doria! Die verfluchte Mauth ist an allem schuld . . . .“ Und als später der Maler Kaisian an den Stammtisch der Rottenstein und Genossen während einer Elf-Uhr-Mess' die Nachricht von der Thronbesteigung Louis Philippes bringt und verkündigt, wie der neue König Volkssouveränität, Preßfreiheit und andere Volksrechte feierlich anerkannt habe, als dann zwischen den Stammgästen geraunt wird von der Vorbereitung einer Adresse an den Bundestag gegen die

Censur, da sagt der Spenglermeister „Löthkolwe“: „E Adreß! Weiter nix?“ Der Gasthalter Stoltze aber fragt: „Und die Mauth? Die Offenbacher Messe?“ Die „Mauth“, über die Vater Stoltze so erbittert war und welche die Einrichtung von Offenbacher Messen als Konkurrenz zu den Frankfurter Messen bewirkt hatte, war aber die Zollsperre, mit der die preußisch-hessische Zollgemeinschaft die Tore Frankfurts belagerte. Heute ist es leicht, die Idee des preußischen Obersteuerdirektors Maaßen, eine Zollvereinigung aller deutschen Länder anzustreben, als einen der bedeutsamsten Keime zur deutschen Einheit zu preisen. Ja gewiß, in dieser Politik lag der Fortschritt, das Mittel zum wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands, die rechtzeitige Erkenntnis des von den Eisenbahnen, Dampfschiffen und Telegraphen zu erwartenden Umschwungs aller Verkehrsverhältnisse; sie schuf das feste Fundament für den politischen Aufbau des heutigen Deutschen Reichs! Und sicher hat auch Frankfurt am Main von diesem Umschwung und Aufschwung nach manchem Nachteil gar großen Vorteil gehabt! Aber in jener Zeit der Anfänge hat die alte Handelsempore am Main dem neuen Wesen verhältnismäßig die größten Opfer bringen müssen. Dazu kam die preußenfeindliche Politik Metternichs, und wir wissen jetzt, wie der österreichische Präsidialgesandte am Bundestag es nur zu gut verstand, das Mißtrauen des Frankfurter Senats gegen alles, was von Preußen kam, wach zu erhalten.

Schon als Preußen die Beschränkungen des Verkehrs zwischen den einzelnen Provinzen des Staates aufhob, an der Hauptgrenze aber begann, von allen fremden Waren Einfuhr- oder Durchgangszölle zu erheben, ward dies gerade vom Frankfurter Zwischenhandel sehr übel empfunden. Es folgte der Anschluß verschiedener norddeutscher und rheinischer Kleinstaaten zu der mächtig anwachsenden Zollgemeinschaft, der von 1828 an auch das Großherzogtum Hessen angehörte, während Frankfurt nach der Handelspolitik des Stadtkämmerers Thomas mit Sachsen, Hannover, Kurhessen, Braunschweig, Nassau jenes Trutzbündnis schloß, das schon im Sommer 1831 der Abfall Kurhessens auseinander sprengte. Nun endlich bemächtigte sich in Frankfurt a. M. die Gesetzgebende Versammlung der Frage des Anschlusses. Von A. Forsboom-Goldner angeregt, von F. A. Jay beantragt, wurden durch die Handelskammer für den Senat ein Majoritäts- und ein Minoritätsgutachten ausgearbeitet, von denen das eine sich für,

das andere sich gegen den Anschluß aussprach. Der Senat erklärte sich auf das entschiedenste gegen den Anschluß; bereitete er doch im Stillen den Handels- und Schiffahrtstraktat mit Großbritannien vor, der im Sommer 1832 zum Abschluß gelangte. Gegen die preußische Zollpolitik rechnete man auf die Hilfe des Bundestags, d. h. Österreichs, auf „völkerrechtliche Einschreitungen". Vergeblich! Als es nun doch zu den Unterhandlungen mit Preußen kam, die Schöff v. Guaita und Senator Bansa 1835 in Berlin führten, erwies sich der Vertrag mit England nur als Fessel. Erst nachdem verschiedene Punkte jenes Vertrags aufgehoben waren, gelang es dem Senat, für Frankfurt als Meßstadt die gleichen Konzessionen zu erwirken, die sich Sachsen für Leipzig ausbedungen hatte.

Vorher aber hatte Frankfurt Jahre hindurch eine förmliche Belagerung in diesem Zollkrieg aushalten müssen. Seit 1828 erhoben sich nördlich und südlich von der Stadt an der Hamburg-Baseler Handelsstraße die fremden Zollstätten; als Konkurrenz der Frankfurter Messen entwickelten sich die von Offenbach, die genau in der Zeit und Dauer, wie jene, abgehalten wurden. „Zweimal jährlich tönte die ruhige Hauptstraße der Isenburgischen Residenz wider von dem Meßverkehr, und die Häuser der Frankfurter Straße waren bedeckt mit Firmenschildern. Verstimmung herrschte auch unter den Arbeitern, die in den hessischen und kurhessischen Nachbardörfern wohnten und die gewohnt waren, sich mit den billigen Kolonialwaren aus Frankfurter Geschäften zu versorgen und die Einkäufe abends selber heimzutragen. Jetzt sollten sie dieselben versteuern, wenn es ihnen nicht gelang, auf Schleichwegen die Waren in die Dörfer zu schmuggeln. Mit dem Zutritt Kurhessens zum Zollverein wurde die Sache noch schlimmer. Nun war dem Frankfurter Handel auch die große Leipziger Straße durch Zollstätten gesperrt und nur der Main und die Straßen nach Nassau noch offen. Jeder Spaziergang war gestört. Nach dem bisher vielbesuchten Vergnügungsort Hausen konnte man, wie W. Stricker weiter erzählt, nur gelangen, indem man die Zollstätte passierte. Die Spaziergänger übten Repressalien, indem sie Bockenheim mitsamt den „süßen Jungfern", einer beliebten Konditorei, vermieden und Bornheim allein besuchten. Auf ernstere Repressalien aber verfielen zahlreiche der verärgerten Dorfbewohner. Es kam wiederholt zu Tumulten an den Zoll-

stätten und am 6. Januar 1832 wurde die auf der Mainkur von solchen Tumultuanten bis auf den Grund zerstört.

Das Mißbehagen über den stockenden Handelsverkehr in den am Meßgeschäft beteiligten Kreisen wuchs noch, als die Schutzmaßregeln gegen die in Berlin herrschende Cholera im Sommer 1831 eine neue Verkehrshemmung schufen. Wie es damals auf den Verkehrsstraßen zuging, die den deutschen Osten mit dem Westen verbanden, dies bezeugen höchst drastisch die Reiseerlebnisse des damals noch im Studentenalter stehenden Berliner Schriftstellers Karl Gutzkow, der Anfang Oktober 1831 von Berlin nach Stuttgart reiste, um Wolfgang Menzels Gehilfe in der Redaktion des Cotta'schen Literaturblatts zu werden. Der ganze Jammer der damaligen Kleinstaaterei offenbarte sich ihm auf dieser Reise. Der von dem jungen Burschenschafter geplante Besuch auf der Wartburg, auf deren Höhe 1818 die Idee der deutschen Burschenschaft offen proklamiert worden war, mußte unterbleiben; der aus Berlin Kommende wurde aus Eisenach sofort hinausgemaßregelt, weil er die Cholera einschleppen könne. Nach Kurhessen strebend, mußte er sich in Raßdorf einem Kontumazaufenthalt von acht Tagen unterziehen. Als dann endlich die Reise fortgesetzt werden konnte, als schon Hanau passiert, schon das Weichbild von Frankfurt erreicht war, fand sich aufs neue die Straße obrigkeitlich gesperrt. Bei Nacht und Regen mußte der vielgeprüfte Reisende nach Hanau zurück, um dort die vorgeschriebene Kontumazzeit abzuwarten.

In der Buchhandlung von Friedrich König, dem Bruder des damals vielgelesenen Romandichters Heinrich König, fand Gutzkow den ersten Band von Börnes „Briefen aus Paris", der eben erschienen war, und damit die beste Unterhaltung, die er sich wünschen konnte. Die Lektüre von Börnes „Gesammelten Schriften" hatte den jungen Berliner im Jahre vorher zum Zeitschriftsteller gemacht. Wie auf ihn hatte ihr lebendiger aufreizender Geist auf die gesamte liberale deutsche Jugend gewirkt. „Auf die Jugend", so schrieb Gutzkow, acht Jahre später, nach Börnes Tod, in seiner Biographie dieses Großmeisters der jungdeutschen Journalistik, „machte diese Erscheinung einen bezaubernden Eindruck. Diese Frische, dieser Witz, diese großartige Perspektive in Welt- und Zeitanschauungen, die man auf der Schule kaum ahnte und die auf der Universität zum Verbotenen gehörte! . . . Verklungene Debatten sah man wieder aufgenommen,

ein patriotisch freier Sinn reagierte gegen die ästhetische Verflachung, in welche wir uns gegen die Zeit hin, wo die Julirevolution ausbrach, zu verlieren fürchten mußten!"

Ehe Börne im Herbst 1830 nach Paris gegangen war, um von dort aus durch Schilderungen der Folgen der Revolution die von ihm gewünschte deutsche Volkserhebung zu schüren, hatte er eine Zeitlang wieder in Frankfurt gelebt, und hier hatte der persönliche Umgang mit dem jetzt berühmten Landsmann eine Reihe jüngerer Männer von akademischer Bildung angespornt, in seinem Geiste Front zu machen gegen die Mißstände in der Vaterstadt, gegen die Abhängigkeit des Senats vom Bundestag und die Anmaßungen dieser Vormacht des deutschen Partikularismus und der volksfeindlichen Politik der mit Rußland verbündeten deutschen Großmächte Österreich und Preußen. Diese Männer wußten Anhänger zu gewinnen und so kam es in der Bürgerschaft Frankfurts zu jener Agitation, die in Stoltzes Erzählung mit so viel realistischer Lebensfrische geschildert ist.

„Herngege war die Begeisterung für die Julirevolution un die Neuordnung der Dinge in Frankreich, un die Erbitterung iwer den Bundesdag, den Ferscht Metternich un die ganz nixnutzig Werthschaft in all denen fünfunddreißig deitsche Vatterländer, die Unerdrickung von jeder noch so bescheidenen freie Aeußerung in Wort un Schrift, um so heftiger und uffrichtiger bei ere Anzahl von junge intelligente Frankforter Advokate, Mediziner, Kandidate, Kääfleut un Handwerker. Verwandte Elemente finne sich. Der Monat August des Jahres 1830 war noch net erum, so hatte sich schon die ehrschte Aafäng zu kläane vertrauliche Versammlungen beim Schoppe gebildt, wo merr sich iwer die Aagelegenheite des Vatterlands besprach, un em e lang verhaltene Grimm unner gleichgestimmte Seele Luft mache konnt. Die Lokale awer, wo merr sich awends traf, warn die Weinwerthschaft vom Dilleburger Hof am Eck von der Fahrgass un dem jetzige Määquai („Zur Brückenau"), des „Gasthaus zum Rewestock" un bei der Frää Christ im „Hammelsgässer Hof" in der Näh vom Essighaus".

An erregendem Gesprächsstoff fehlte es nie in diesen Kreisen. So elend die damaligen Frankfurter Zeitungen bedient waren, so schwer die doppelte Censur des städtischen Polizeiamts und des Bundestags auf ihnen lastete, verschweigen konnten sie doch nicht ganz, wie das in Paris gegebene Beispiel in Belgien, in

Polen, in vielen deutschen Ländern zündete. Da las man noch im Sommer und im Herbst 1830 von den revolutionären Ereignissen in Brüssel, in Leipzig, Dresden, Chemnitz, in Altenburg und Gera, in Braunschweig, in Kassel, in Warschau, und im Januar 1831 von den Unruhen im Königreich Hannover, namentlich zu Osterode und Göttingen, wo die Privatdozenten Dr. Rauschenplatt, Dr. Ahrens und Dr. Schuster die bewaffneten Bürger und Studenten auf das Rathaus führten.

Die mannhaften Reden der Vertreter des Volks in den Ständekammern des deutschen Südens, zumal der Badens, wo nach der Julirevolution die Redefreiheit frische Luft bekam, fanden das hellste Echo in diesen geheimen Konventikeln, und vor allem wurde bejubelt jedes kühne Wort gegen den Bundestag! Bessere Vermittler dieser Reden als die Frankfurter Blätter waren verschiedene liberale Zeitungen, welche die in einzelnen Staaten vorhandene oder nunmehr gewährte Preßfreiheit in dieser kritischen Zeit tapfer auszunützen verstanden. In Rheinbayern, wo auch die deutschen Zollverhältnisse besonders übel empfunden wurden und die Pfälzer sich an ihre Zugehörigkeit zu Bayern noch immer nicht gewöhnen wollten, wetteiferten hierin miteinander August Wirths „Deutsche Tribüne", der „Westbote" Siebenpfeiffers, der „Volksfreund" des Pfarrers Hochdörfer. In Baden wirkten jetzt für den Konstitutionalismus und die Bundesreform die Freiburger Professoren Karl v. Rotteck und Karl Theodor Welcker in ihrer Zeitschrift „Der Freisinnige", sowie Franz Strohmayer in Mannheim mit seinem Karlsruher Schwager Karl Mathy in dem „Wächter am Rhein"; in Stuttgart redigierte Rudolph Lohbauer den „Hochwächter", in dem sich die Führer der württembergischen Opposition vernehmen ließen. Bald aber lieferte das politische Leben in Frankfurt selbst den Hauptstoff nicht nur zu Gesprächen, sondern auch zu Unternehmen oppositioneller Natur, die sich gegen den Bundestag wandten.

Zu einer Politik des Angriffs waren namentlich die „Liberalen" entschlossen, die sich abends in der oben an erster Stelle genannten Weinwirtschaft „Zur Brückenau" in einem besonderen Zimmer beim Schoppen zusammenfanden. In diesem „Brückenau-Kolleg" führten neben mehreren jungen Advokaten, wie Dr. Jucho, drei junge Schriftsteller das Wort, echte Frankfurter Kinder, die auf der Universität die burschenschaftlichen Ideale in sich

aufgenommen und in der Vaterstadt, Börnes Beispiel folgend, sich der Journalistik zugewandt hatten.

Dies waren Friedrich Funck, Wilhelm Sauerwein und Christof Freyeisen. Sie wirkten in den Jahren 1830 und 1831 zusammen als Redakteure und Mitarbeiter der von Wilhelm Wagner in Gustav Oehlers Verlag gegründeten „Zeitbilder“, dann der „Neuen Zeitschwingen“, die beide sehr bald auf Betreiben des Bundestags vom Frankfurter Senat unterdrückt wurden, später des „Proteus“, der „Deutschen Volkshalle“ und des „Eulenspiegels“, die alle ein gleiches Schicksal ereilte, denn sobald der Versuch gemacht wurde, sie im Schutze der neuen kurhessischen Verfassung in Hanau erscheinen und von dort aus in Frankfurt vertreiben zu lassen, wußte der Bundestag sie auch dort zu unterdrücken. Vom Geist und Charakter dieser bei G. Oehler, Val. Meidinger u. a. erscheinenden Blätter, aus denen unser Stoltze als poesiebeflissener Kaufmannslehrling die erste politische Bildung empfing, mag eine Probe aus der „Deutschen Volkshalle“ zeugen: „Was in der deutschen Volkshalle geredet, was in ihr versprochen wird? Völkerglück, Völkerfreiheit, und vor allem das Glück und die Freiheit des deutschen Volkes! In der deutschen Volkshalle werden deutsche Männer zu zeigen sich bestreben, wie es nur auf der Festigkeit und Einheit der deutschen Volksstämme beruhe, daß die anbrechende Morgendämmerung nicht wieder zur Abenddämmerung werde! . . . Ist das deutsche Volk nicht länger mit sich selbst verfallen, dann wird es absoluter Willkür unmöglich werden, das Volk wieder in den Käfig zu sperren. Wenn der große Gedanke eines deutschen Vaterlandes die Herzen erwärmt, die Geister zur Tatkraft anspornt, dann mögen immerhin Bajonette ringsum blinken und drohen, das deutsche Volk wird dann frei und glücklich werden und sich vereinen in Wahrheit in der großen Volkshalle, die wir Vaterland nennen.“ Häufig finden sich in diesen Zeitschriften Hinweisungen auf Aussprüche Börnes und der liberalen Staatsrechtslehrer Rotteck und Welcker; bezeichnend für die Denkweise der Herausgeber ist auch der oft wiederkehrende Bezug auf den Geist des ursprünglichen Christentums; waren doch Funck und Sauerwein dem Studium nach evangelische Theologen von freilich sehr liberaler Gesinnung.

Wenn auch die Annahme falsch wäre, der Sohn des Gasthalters Stoltze sei von den beiden eifrigen Jounalisten, welche

die Agitation für ihre Ideale aus dem „Brückenau-Kolleg" in den „Rebstock" trugen, schon für voll angesehen und näher ins Vertrauen gezogen worden, so ist doch der Verkehr der Beiden im „Rebstock" für unseres Dichters Charakterbildung und Schicksal von der größten Bedeutung gewesen. Der Schützling der Frau v. Willemer, der zu Goethe als Leitstern emporsah, der Frankfurter Großhandlungslehrling, der in seiner Kleidung sorgfältig darauf hielt, im Gasthof des Vaters nie den Eindruck eines Kellners zu machen, der Freund des Schauspielers Hendrichs, der darauf sann, gleich diesem aus der Lehre zu laufen, war damals im Zustand einer inneren Entfremdung gegenüber dem Vater, der ihn in die Lehre gezwungen hatte, gegenüber der ganzen Atmosphäre des Rebstocks. Sein Sinn für das Komische, sein immer reger Witz entdeckten, wie wir sahen, gar geschwind die menschlich schwache Seite des „Demagogentums" seines Vaters. Dafür aber war seine Schwester Annett die Muse, die ihm die ideale Seite der Bewegung verkörperte. Ihr schwärmerisches Gemüt hatte sich zunächst für den Freiheitskampf der Polen begeistert, und ihr gegenüber fand die ehrliche Überzeugung und der feurige Fanatismus Funcks, fand der satirisch-behagliche Humor Sauerweins besonders beredten Ausdruck, denn beide, zumal Funck, unterhielten sich mit dem schönen, geistvollen Mädchen, das ihre Gesinnungen teilte, mit großer Vorliebe.

„Die Annett," so heißt es im 8. Kapitel von „Polen und Studenten", „war ganz begeistert for die bolische Nation. Alle bolische Generäl hat se aus dem Pfennig-Magazin erausgeschnitte un sich vom Glaser Weigandt eirahme lasse. Eweso ääch die Gräfin Platter. Aber ääch for die freiheitliche Bewegunge in Deutschland hat se sich sehr interessiert und hat da draus aach gar kää Hehl gemacht, dann sie hat ganz offe iwer die Gass e schwarzrothgoldern Band an ihrer Uhr getrage un en ditto Schlupp mit ere Brosch. Kää Wunner! Dann im Rewestock hat merr damals gar nix annerscht redde hörn als wie von Freiheit und gege de Ferschte. Nor is se in ihre bolische Neigung sogar noch e bissi weiter gange, als wie die Frankforter Demagoge, dann se war e Republikanern mit Leib un Seel. Sie hat sich dadriwer oft mit dem Candidat Funck gestritte, der ääner von de Hääpt-Fihrer der Frankforter Freiheitsmänner war un öftersch in de Rewestock kam.

„Dem Herr Funck un de meiste von seine Gesinnungsgenosse war der **Kaiser Barbarossa** ihr Ideal. Ääch dem Gasthalter Stoltze seins. Leider hat des emal seim Soh Fritz e Ohrfeig eigetrage, weil er ganz treuherzig gesagt hat: Gelt, Vater? Frankfort is die deutsch Krönungsstadt un ganz nah beim Dom, wo die deutsche Kaiser unner alle Umstänn müsse gekrönt wern, liegt der Rewestock, un bei so ere Kaiserkrönung wern, von wege der Näh, viel Schoppe im Rewestock getrunke — klatsch hatt' der Fritz sei Ohrfei. Die alt Grittche war ääch gut kaiserlich. Aber aus dem Barbarossa hat se sich weniger gemacht; ihr Mann war der Kaiser Franz, denn dem sei Krönung hat se erlebt un geseh un von dere Pracht un Herrlichkeit hat se de Stoltze'sche Kinner mehr wie äähunnertmal verzählt. Herngegen war widder der Maler Kaisian um so Barbarossischer: wann der die richtig Schipp un Hack gehatt hätt, wär er an den Kyffhäuser un hätt den Barbarossa erausgegrawe. Also die Annett war e Republikanern un konnt gar nett begreife, deß in ere Republik wie Frankfort nicht ääch alle Frankforter for e deutsch Republick wärn. . . . Es blieb err vor der Hand nix iwrig, als ihrn hoffnungsvolle Bruder Fritz in ihre Grundsätz zu erziehe. Vor allem hat die Erziehung in dem gemäänschaftliche Lese von alle verbottene Flugblätter bestanne, die sich die Annett zu verschaffe wußt. . . . Der Kandidat Funck hat ääch geherig derrzwische geschmisse, un der Wilhelm Sauerwein, ääch e relegirter Frankforter Kandidat wie der Funck. Der Wilhelm Sauerwein, der Verfasser vom „Greff wie er leibt und lebt", vom „Greff im Grine", vom „Amerikaner" u. s. w., u. s. w., e dorchaus genialer Mensch, ääner der witzigste Frankforter, die's jemals gewe hat, der gesprudelt hat von Humor un oosige Eifäll, der hat in dene dreißiger Jahrn die Frankforter Bollezei net wenig geärjert."

Funck und Sauerwein hatten in Heidelberg studiert, wo sie nicht nur burschenschaftlichen Geist, sondern auch den Rationalismus des freisinnigen Theologie-Professors Paulus in sich aufnahmen. Funck, am 10. Februar 1804 in Frankfurt als Sohn eines Lohnkutschers geboren, kam 1825 als Kandidat in die Vaterstadt zurück, wo er 1828 das Examen beim Frankfurter Predigerministerium machte. Aufgereizt von einer Redewendung des Marburger Professors Sylvester Jordan in der kurhessischen Kammer, ließ er sich einen Bart stehen, was nach Herkommen den Frankfurter Kandidaten nicht erlaubt war. Durch seine Schrift

„Das Kandidatenwesen in Frankfurt a. M. 1775 und 1830", brachte er die Herren vom Konsistorium so gegen sich auf, daß er es selbst für gerathen hielt, sich im Jahre 1832 von der Kandidatenliste zu streichen.

Wilhelm Sauerwein kam am 9. Mai 1803 im „Steinernen Hause" am „Markt" zur Welt, von dem sein Vater damals Pächter war. Das Interesse des Pfarrers Kirchner an dem Knaben bewirkte, daß sein Vater ihn zum Studium der Theologie bestimmte. Er studierte 1822 bis 1825 in Heidelberg und nachdem er bereits in den Frankfurter Dorfschaften gepredigt hatte, wurde ihm am 24. Mai 1828 seitens des Predigerministeriums die Zulassung zum Examen entzogen, weil er bei einer Aufführung des Bürgercapitains im Familienkreis mitgewirkt hatte; allerdings soll er in einem Vorspiel einen der gestrengen Herren vom Konsistorium spottweise nachgeahmt haben. Schon seit längerer Zeit war Sauerwein als Lyriker Mitarbeiter der „Iris", des Frankfurter „Unterhaltungsblatts für das Schöne und Nützliche". Auch an der Bewegung von 1830 nahm er als Lyriker teil und seinem kecken Humor ist eine ganze Reihe von damals zu großer Volkstümlichkeit gelangten Liedern entsprungen, deren extremer Radikalismus durch die humoristische Form sehr gemildert ward. Erst als Flüchtling (1834—1840) schrieb er die meisten seiner Humoresken in Frankfurter Mundart; neben den früher genannten dramatischen Sachen, seien hier noch genannt: „Der Gemüsmarkt", „Die Bernemer Kerb", „Der 18. Oktower". In Gustav Freytags Buch über „Karl Mathy" finden sich freundliche Worte über den „treuherzigen Mann", diesen „ächten Sohn der Stadt Frankfurt", mit dem Mathy als Flüchtling freundschaftlich in der Schweiz verkehrt hat.

Wir haben alle Ursache zu glauben, daß auch das in den Jahren 1831 bis 1834 in Frankfurt so viel gesungene und Vielen auch verhängnisvoll gewordene Lied „Ferschte zum Land hinaus" von Wilhelm Sauerwein stammt. Es hatte von Ursprung her einen viel humoristischeren Charakter als ihm später beigelegt wurde. Im „Roten Schornsteinfeger" wird in der Sitzung, an der die Bürger Rottenstein, Schrimpf, Hauter, Neumüller, Daniel (Theisinger), Jonas (Dörr) und die Kandidaten Funck und Sauerwein teilnehmen, das Lied unter einer hochkomischen Musikbegleitung gesungen, welche die in das Hinterzimmer eingelassenen Straßenmusikanten Lehmann und Spitzenberger ausführen.

Gleich in dem ersten Akte des revolutionären Dramas, das wir hier schildern, dem „Frankfurter Herbstkrawall", hat das Lied eine verhängnisvolle Rolle gespielt. In denselben Oktobertagen, in denen der junge Gutzkow von den Toren Frankfurts als choleraverdächtig zurückgewiesen wurde, kam es vor einem Frankfurter Tore durch Frankfurter Bürger zu einem ernsten Tumult. Daran, daß in der damaligen „Freien Stadt" das Ideal der Freiheit nicht verkörpert war, wurden ihre Bewohner Abend für Abend erinnert durch das Schließen der Stadttore für die Nacht. Um die Zeit des Sonnenuntergangs, also im Herbst und Winter schon zu einer frühen Stunde, wurden die Tore gesperrt; wer danach noch in die Stadt wollte, mußte einen Zoll, den „Sperrbatzen", erlegen. Ja, nicht einmal an jedem Tore wurde dann gegen diese Gebühr geöffnet. Nur an den Haupttoren war dies der Fall, also am Bockenheimertor, am Neuen oder Friedbergertor, am Allerheiligentor und in Sachsenhausen am Affentor. An den Nebentoren dagegen, dem Obermaintor, dem Gallustor, dem Eschenheimertor und dem Schaumaintor hat man nach der Torsperre überhaupt keinen Einlaß mehr gefunden. Wenn daher ein Bürger seine Wohnung in der alten Mainzergasse gehabt hat und sich bei seinem Abendspaziergang etwa auf dem Grindbrunnen oder beim „Appelwei" auf den Gutleuthöfen verspätet hatte, so mußte er sich, um in die Stadt zu gelangen, zu dem nicht ganz kleinen Umweg durch die Unteremaintor-Promenade und die Gallustor-Promenade und die jetzige Taunustor-Anlage bis ans Bockenheimertor entschließen. Von dem Sperrbatzen befreit waren nur „die Hohe un Allerhöchste Behörde mit Eischluß von de drei Therner, die Vollizei, die Offizier un die Mannschaft vom Linienmilidär, die Gesandtschafte un hohe Bevollmächtigte am Bundestag, nebst Personal und Dienerschaft." Schon längst war das abendliche Schließen der Tore und der Tribut des Sperrbatzens jedem Frankfurter ein Ärgernis. Auch der beste Bürger hat diese Steuer der Vaterstadt nicht gegönnt. Daß sie nicht längst abgeschafft war, beruhte darauf, daß der Ertrag der Armenkasse zu gute kam.

Einmal im Jahre aber war die Torsperre aufgehoben, an den drei Tagen der Weinernte, des „Herbstes"! Die „Frankfurter Herbsttäg", die „Altfrankfurter Saturnalien mit ihrer Trunkenheit von Wein und Pulverdampf", wie Stricker sie nennt, wurden damals noch von der gesamten Bürgerschaft

unter Sang und Klang festlich begangen. Durch feierlichen Ratsbeschluß wurde der Anfang der Weinernte jedesmal festgesetzt und dann öffentlich bekannt gemacht, nicht ohne die väterliche Warnung an die Bürgerschaft, im Gebrauch der Schießwaffen und Feuerwerkskörper vorsichtig zu sein „un sich des Schießens uff der Landstraße, in de Promenade un sonstige öffentliche Spaziergäng bei Vermeidung von 1 Reichsthaler Strafe zu enthalten."

Dies Verbot war in harmloseren Zeiten nicht sehr ernst gemeint gewesen, denn unter demselben hatte sich der Brauch entwickelt, daß während der drei „Herbstnächt" das Außerste im Freudengeknall aus Flinten und Pistolen, Mörsern und Kanönchen, mit Raketen, Schwärmern, Fröschen und allem nur möglichen Feuerwerk geleistet wurde. In allen Privatgärten vor der Stadt hats gekracht und geblitzt und sind die Raketen in die Luft gestiegen. Die „Freiheit vom Sperrbatze", die Aufhebung der Torsperre während der drei Nächte, wurde in all den vielen Weingärten, die Frankfurt rings umgaben, mit wahrem Feuereifer „begossen und beschossen". Im Jahre 1831 aber fand sich der Wohlregierende jüngere Herr Bürgermeister Dr. Miltenberg, angesichts der unruhigen Stimmung in der Bürgerschaft, zu der höchst unvorsichtigen Vorsichtsmaßregel veranlaßt, die Aufhebung der Torsperre zu verbieten.

„So gefährliche Demagoge in so bedenkliche Zeitläufte," heißt es in Stoltzes „Polen und Studenten" in dem Kapitel, das vom „Frankfurter Herbstkrawall und dem Laternenfest auf der Zeil" handelt, „drei Däg und drei Nächte lang das offene Trage von Schießwaffe benebst dem nethigen Pulver zu gestatte, hat dem Berjermääster Milteberg gar nicht eileichte wolle. Dann wo Pulver meglich is, is ääch Blei meglich. Mehr noch als die Herbstdäg schiene em die Herbstnächte bedenklich. Dann bei Dag genirt sich mancher Berjer zu schieße, der in der Dunkelung sich schon weniger geniert. Und dann is ääch der Mensch bei vorgeschrittener Awendzeit un bei der dritte un verrte Maß Aeppelwei viel weniger geneigt, Maß zu halte, als wie nach ääner Maß in friherer Awendstunn. Die Borjerschaft awer uff die drei Herbstdäg zu entwaffene un er des Knalle zu verbiete, gung doch net wohl an. Das hätt ohne weitersch e Revolution gewe un alles hätt druff gehääge, sogar die Parre un der eigene Senat.

Es blieb also nor der ääne Ausweg, die Vorjerschaft bei einbrechender Dunkelheit widder hibsch zu eme solide Häämgang zu bewege. . . ."

Die törichte Gewaltmaßregel des Bürgermeisters Miltenberg war es, die am Abend des 24. Oktobers 1831 den „Frankfurter Herbstkrawall" herbeiführte.

„Warn so Frankfurter Herbstdäg", hebt Stoltzes lebendige Schilderung der Vorgänge an, „ääch noch von schee Wetter begläädt, da is Nachmittags ganz Frankfort lewendig worn. Alles is enaus geströmt vor die Dhorn, in die Gäärte, Wingerte un Werthschafte.

Bewaffnet war da Mann un Kind,
Der Vatter trug die Enteflint,
Der Bub das Terzeröllche
Und in dem Sack e Knöllche
Von Schwärmer, Frösch un Butterbrod
Und häämlich ääch e Düttche Schrot.
Die Mutter zog e klää Kanon,
Dann kam der Pulverwaage:
Des heeßt: Des Hauses jüngster Sohn
Durft's Pulverhörnche trage.

Am erschte un am dritte Herbstdag hawe alle Kääfleut un Hannelsherren ihr Kontorn zwää Stunn friher geschlosse un in alle Werkstätte hawe die Geselle en halwe Blaue gemacht. E Frankforter Herbstfeier hat abèr ääch dazemal noch en Sinn gehat. Dazemal hat's noch e bissi mehr Wingerte un Weiberg um Frankfort erum gewe als wie alleweil. Dazumal warn vom jetzigen Hanauer Bahnhof aa bis ans End vom Röderberg nix als lauter Wingerte. Un dribb in Sachsehause warn uff dem Mihlberg und Sachsehäuser Berg, wo jetzt Felsekeller an Felsekeller stehn, nur Wingert an Wingert. Vor Frankfort draus, am Schitzehitteweg, im Atzemer waren Wingert an Wingert. Zu bääde Seite vom Sandweg bis enuff nach Bernem war Weiberg an Weiberg. Vorm Eschemer Dhor draus, zu bääde Seite von der jetzige Eschemer Landstraß war Wingert an Wingert. Ewesо am Grineborgweg. Der ganze Bezerk dort war nix als Wingert un Gemiesland. Kurzum, Altfrankfort lag noch vor fuffzig Jahrn buchstäblich in Wein un Gemies.

Es war e Paradies
Von Wei un von Gemies,
Von Rewe un von Riewe —
Altfrankfort mußt mer liewe!

So e prachtvoll Herbstwetter awer, als wie das Herbstwetter e Herbstwetter war, das mit seinem frihlingsmilde Sonneschei die drei Herbstdäg begünstigt un den bunte Blätterkranz der Frankofortia verklärt hat, als wie dazemal bei dene drei Herbstdäg, von dene hier die Red is, war lang net dagewese. Kää Wunner, daß ganz Frankfort schon gleich am ehrschte Nachmittag bei guter Zeit uff de Bää war!"

Der Gasthalter vom Rebstock hatte wie alle Jahr an seine alten Stammgäste und deren Familien Einladungen ergehen lassen, den Abend in seinem „Wingertgaarte" vor dem Allerheiligentor zu verbringen. Dort waren Tische aufgeschlagen, die mit „kalte Bodelle un kalte Brate un Trauwele un Kuche" bedeckt waren, „dann der Herr Gasthalter hat sich nicht lumpe lasse. Die Gäst hawe ääch gehörig zugegriffe un bald is e sehr gehowe Stimmung in die Gesellschaft komme. Es worde sehr viel Trinksprich ausgebracht un bei jedem ward dorch die anwesende Buwe e Böller un verschiedene klääne messingerne Kanönercher uff e Sigenal abgefeirt. . . . . Um zehe n' Uhr war allgemääner Uffbruch nach der Stadt. Der Fritz dorft dem Herr Rensch sein Böller ziehe, un so zog dann die ganz Gesellschaft singend und frehlich un mit ihr viele Hunnerte, die von Bernem kamen, dem Sandweg enunner un der Stadt zu. In der Promenad aakomme, fanne se da e groß Aasammlung von Mensche, die alle in ere sehr große Uffregung warn, un räsonnirt hawe wie die Rohrspatze!

„Da muß ebbes basirt sei! Verstanne?" hat die Frää Fingerhut zum Herrn Löthkolwe gesagt. Die alt Gritche awer hat sich dahi geäußert: „Was werrd sei? So e oosiger Schusterschjung werrd en Frosch unner die Leit geworfe hawe. Wie so e klää Canallje von Bechdraht norzt e frei Stunn hat, richt er gleich Unglicker aa."

„Dasjenigte, Jungfer Grittche, muß mer heint nicht so genau nemme. Daderrfor is es Herbst!" hat die Jungfer Stahl gesagt.

Der Herr Löthkolwe awer sprach: „Meine Dame, bleiwe se hier steh, — ich will mich e mal erkundige, was es gibt."

Der Gasthalter zum Rewestock war dem Herr Löthkolwe bereits zuvorgekomme und trat zur Gesellschaft, die sich enger zusammegeschaart hatt, un sprach sehr erregt: „Donner und Doria! Das ist ja ganz unerhört! Das ist ja die reinste

Willkür gegen die Bürgerschaft! Denken Sie! das Allerheiligenthor ist geschlossen und wer in die Stadt will, muß einen Batzen Sperr bezahlen. Heut! Am ersten Herbsttag! Auf Herbst Thorsperre! Noch nicht dagewesen!"

„Sie wern sich verhört hawe, Herr Hääptmann!" hat der Herr Löthkolwe gesagt. „Herbst un Dhorsperr! Wie komm ich merr vor!"

„So was is ja gar net Mensch un Meglich! Verstanne?" hat die Frää Fingerhut bemerkt, awer der Herr Rottenstää hat derrzu gesagt: „Nicht meglich? Alleweil is in Frankfort alles meglich! Bei dere Bollezei! Bei dem Senat mit dene Borjemääster!"

„Gottverdammich!" hat der Herr Löthkolwe sich verhääße un verschworn, „liewer reskir' ich e Bääbruch un e Paar funkelneue Duchhose vor zeh Gulde un spring enunner in en Wallgaarte und steih derr in der Langstraß iwer e Staketewand als daß ich uff Herbst en Batze Sperr bezahl. . . ."

Ich will hier abbrechen mit der Wiedergabe der Schilderung des Frankfurter Herbstkrawalls, wie ihn der Dichter später seiner Erzählung einfügte, und nur zunächst kurz erwähnen, daß die Rebstöcker Leut wirklich an jenem Abend nach allerlei Erlebnissen vor dem Allerheiligen- und dem Friedbergertor nach dem Weiher am Rechneigraben gingen, von wo sie einer nach dem andern über das dort vorhandene Mäuerchen kletterten und so in die Stadt gelangten.

Am nächsten Morgen prangte an der Figur des Justitiabrunnens vor dem Römer ein Plakat mit der Inschrift: „Miltenberg, laß ersch!" Der vom Hochmut schlecht beratene jüngere Bürgermeister Miltenberg trotzte aber der Empörung der Bürgerschaft und ließ abends wiederum die Stadttore sperren und den Sperrbatzen erheben, was zu dem blutigen Zusammenstoße am Allerheiligentor führte, der auf beiden Seiten je einen Toten und mehrere Verwundete kostete. Das Tor wurde gestürmt und der Menschenhaufe wälzte sich nun in wilder Erregung nach der Zeil zu. In der neuen Mainzergass wohnte Miltenberg und dem wollte man die Fenster einwerfen, doch die Hauptwache war bereits von Linienmilitär dreifach besetzt unter dem Kommando des Obersten v. Schiller. Es gelang demselben, des Tumultes Herr zu werden, ohne daß es aufs neue zu Blutvergießen kam.

„Am annern Morjend", heißt es in Stoltzes Erzählung dann weiter, „erschien im Intelligenzblättche e Aasprach an die Berjerschaft, von Seite der Behörde, ääch gunge noch emal extra gedruckte Zettel rum. Die Leibschitze mußte se von Haus zu Haus trage. In dere Aasprach an die Berjerschaft, war des diese Bedauern vom hohe Senat an die Berjerschaft ausgesproche von wege dene höchst beklagenswerthe Vorfäll an de Awende vom ehrschte un zwette Herbstdag un daß diese Vorfallenheiten en Charakter sehr bedenklicher Art aagenomme hätte, der nadirlich unner kääne Umständ geduld wern konnt. . . .

„Zugleich awer ward ääch bolezeilich bekannt gemacht, daß sich nach Sonnenuntergang niemand, wer es auch sei, ohne brennend Latern uff der Gass betreffe lasse derft, bei Vermeidung von 1 Reichsdhaler Straf.

„Allgemää Heiterkeit in der ganze Borjerschaft. Alles hat gelacht iwer die neu Laterneverordnung. Wer sich enanner uff de Gass begegnet is, hat sich zugerufe: Schon gelese? Ha! Ha! Ha!

„Un jetzt gungs awer ans Herbeischleppe aller erdenkliche Arte von Laterne, von Küchelaterne un Stalllaterne, von Kellerlaterne un Kammerlaterne, von Blendlaterne un Babbierlaterne. Die Spengler hatte schon am Vormittag völlig ausverkääft. Alle Buchbinner warn volluff mit der Fabrikation von Babbierlaterne beschäftigt, unner dene die meiste Rieselaterne warn. In alle Forme wurde Laterne hergestellt, als Portechaise zum Trage vor zwää Mann; als große Kietze for Esel, Laterne als Schubkärrn und als Stoßkärrn; ää-, zwää- un vierräderige Laterne. . . . Hinnerm Haus im Gärtche awer vom Gasthaus zum Rewestock war e ganz besonnere Dhätigkeit im Aafertige odder Herrichte von Laterne. Mehr als zwanzig von alle Arte un Dimensionen stanne bereits schon fix und fertig uff de Disch unnerm Zelt. Besonnerscht uffgefalle sin zwää schwarzrothgoldpapiererne Laterne, die dorch en Stock mit enanner verbunne warn. Die warn vor en Pudel bestimmt, der se im Maul den Awend iwer die Zeil tragen sollt. So e Hund mit so verbottene Farwen war schwer zu arretirn.

„Kurzum in die ganz Borjerschaft vom Höchste bis zum Geringste, vom Reichste bis zum Aermste war der Laternedeiwel gefahrn. Uff der Zeil hat merr am Awend Laterne geseh, die mit dem Frankforter Adler uff e Art geziert warn, daß es diesem ohnedeß so friedfertige Raubvogel ääch noch en ganz mortialische

Zopp aagehängt hat. Un wer warn die Träger von derartige Laterne? Mer solls nicht for meglich halte, awer es hat sich später als nor zu wahr herausgestellt: die eigene Bollezeibeamte der Stadt un sonstige Beamte, ja sogar hohe Senatsmitglidder warn's, die sich mit dene Addlerlaterne e Späßsi erlääbt hatte un mit hoch uffgeschlagene Rockkrage mit ihrer Latern uff der Zeil uff- un abgewannelt sin.

„Mit eibrechender Dunkelheit is es hell worn in Frankfort, sehr hell. Aus alle Häuser, aus alle Hausdiehrn quoll's mit brennende Laterne eraus uff die Gasse; Männer, Weiwer un Kinner, die ganz Hausbewohnerschaft von der Mahd ihrer Bodenkammer erunner bis ins Parterre. Un wo sich e Hofdhor öffne dhat, da fuhr e Kutsch eraus, nicht etwa mit zwää brennende Latern, sonnern gleich mit e halwe Dutzend, dann der Kutscher vorne uff dem Bock hat eine brennend Latern in der Hand gehalte un der Bediente hinne uff dem Tritt ewefalls, un die Herrschaft in der Kutsch drin hat ääch jedes e brennend Latern in der Hand gehabt. Wann mer so owe an ere Gass gestanne hat un hat derere Gass enunner geguckt, so is aam e lang lang Schlang von lauter brennende Laterne entgegekomme. In alle Gasse, mer mocht hi wohi merr wollt. Un iwerall hat sich for so ere himmellange feuerige Schlang ääch gleich als Kopp e Aafihrer gefunne, dem die annern Laterne im Gänsmarsch als Leib nachgefolgt sin un seim Kommando gefolgt hawe. . . .

„Zwische Siewe und Acht war die ganz Zeil von lauter Fußgänger, Reiter und allerlää Fuhrwerk mit brennende Laterne aller nor denkbarer Art so dicht voll, daß mer nor mit großer Mih sich durchdricke konnt. Die Zeil war taghell. Un das Gejubel un Gejux aus dausende un awer dausende von Kehle! Un die Frääd un das Gelächter, wann so e extra komisch Latern sich dorch das Gewihl durchgewunne hat! Un es warn des net wenig extra komische Laterne, sonnern viel. . . Aus der Schlimme Mauer evor — der jetzige Stiftsstraß, kam e Orjelmann mit ere große Meßorjel uff dere e groß brennend Latern gestanne hat. Newer der Orjel sin zwää als sogenannte Orjelmenscher" verklääbte Männer gange und hawe e Lied zur Orjel geplärrt un gedruckte Text unner die Leut verdhält. Er muß ääch noch annerwärts verdhält worn sei, dann bald hat merr uff dere Zeil en große sehr viel hunnertstimmige Choral gehört:

„Ich gehe mit meiner Laterne
Und meine Laterne mit mir,
Hoch oben da leuchten die Sterne
Und unten da leuchten wir.
Doch wie wir auch leuchten und funkeln
Und hellen den städtischen Pfad,
So tappet doch ewig im Dunkeln
Ein sehr hochwohlweiser Senat."

„Merkwerdig ruhig bei dere Laternepromenad uff der Zeil hat sich die Bollezei verhalte. Zwar warn die Wache, sowol die Hääptwacht als ääch die Konstawlerwacht doppelt miledärisch besetzt un ääch sonst mit Bollezeidiener und Rottmääfter wol verseh, awer mer ließ kluger Weis des verehrliche lichtfreundliche Bubblikum mit seine Laterne gewährn. Daderdorch is awer die Borjerschaft immer batziger worn un e paar Hauptkrakeler hawe sich mit ihre Laterne vom größte Kaliwer vor der Konstawlerwacht uffgeblanzt un hawe aagefange die Wacht auszuuhze. Daderrzu worde die Laterne geschwunge, daß es e Frääd war. E paar Aawesende Demagoge-Junge finge jetzt ääch noch aa des Lied zu singe: „Ferschte zum Land enaus"; des heeßt gleich die Stroph, die sich uff die Freie Städt bezog:

„Die Freien Städte auch, die Freien Städte auch,
's ist doch nur Bäckerrauch, 's ist doch nur Bäckerrauch.
Rauch, Rauch, Rauch, Rauch, Rauch, Rauch, Rauch, Rauch."

Un gleich druff ward die net minder schee Stroph aagestimmt:

„Dem fleiß'gen Bundestag, dem fleiß'gen Bundestag,
Werft faule Eier nach, werft faule Eier nach.
'naus, 'naus, 'naus, 'naus, 'naus, 'naus, 'naus, 'naus!"

„Dees war der Bollezei uff dere Konstawelerwacht dann doch zu doll, un da sin dann e paar Rottmääster un Bollezeidiener in die versammelt Meng eneigedrunge un hawe e Paar, die die größte Laterne un die größte Mäuler gehatt hawe, am Krage erwischt un hawe se in die Konstawlerwacht eneigezoge. Groß Gekrisch un Gepiff dessentwege draus uff der Zeil. . . .

„Den nächste Dag is von Amtswegen e Bekanntmachung erlasse warn, die jetzt grad des Gegedhäl von dem verordent hat, was von Amtswege den Dag vorher is bekannt gemacht warn, nämlich es is hiermit bekannt gemacht warn, daß sich nach Sonnenunnergang niemand mehr mit ere „Latern" uff der Gass derf blicke lasse bei em e Reichsdhaler Straf. — Ungeheuer Heiterkeit von Seite der Berjerschaft." . . .

So lebten in Stoltzes Erinnerung diese Vorgänge fort. Die kleinen Übertreibungen seines Humors wird der Leser dieser lebensprühenden Darstellung gewiß gern in Kauf nehmen.

Am 17. Dezember dieses Jahres 1831 schrieb die Frau Geheimrätin v. Willemer an Goethe nach Weimar: „Kurze Zeit nach unserer Rückkehr brachte unsere merkwürdige Revolution alle Frankfurter auf die Beine; der tragische Anfang und das lustige Ende nebst der Laternenkomödie ist Ihnen wohl bekannt? Seitdem ist Alles ruhig geblieben, die Sorge des Senats ist nun auf die Gefangenen gerichtet, die wahrscheinlich zu lebenslänglicher Untersuchung verdammt sind. . . . Mein Schwiegersohn Thomas ist zu seinem Leidwesen älterer Bürgermeister geworden; noch in keinem Jahre waren die Herren weniger auf das Regieren erpicht, der Senat besteht jetzt aus lauter Philosophen. . . .“ In Mariannens nächstem Brief, vom 29. Januar 1832, finden sich folgende Sätze: „Für jetzt haben die Polen die poetische Ader der guten Frankfurter in Bewegung gebracht, die halbe Stadt ist rein verrückt, und womöglich ist die Begeisterung für die Toten noch größer als für die Lebendigen. Gestern wurde ein junger Offizier begraben, der schon krank hierherkam, der Zulauf bei seiner Leiche war ganz außerordentlich, man rechnet die Menschenmenge auf dem Kirchhof an sechstausend! Heute ist ein großes Konzert zum Besten der Polen und bis Freitag ein zweites. Ich glaube, Sie würden Frankfurt in dem Zustand der Aufregung, in den es durch Polen, Mauthen, Cholera u. s. w. gekommen, nicht wieder erkennen.“

Die Durchzüge der Polenflüchtlinge, denen Nikolaus Lenau damals als Konkneipant der Heidelberger Burschenschaft einige seiner schönsten Freiheitslieder weihte und deren Schicksal gleichzeitig in allen Teilen Deutschlands die lebhafteste Sympathie des freigesinnten Bürgertums fand, begannen in Frankfurt a. M. am 16. Januar. Man feierte in ihnen die Kämpfer für Volksfreiheit und die Opfer der gewalttätigen Politik des russischen Zaren, des Schöpfers jener „heiligen Alliance“, die der auf die Vernichtung der deutschen Nationalität gerichteten Politik Metternichs den starken Rückhalt bot. Viele tausend polnische Insurgenten, Offiziere und Mannschaften, hatten der Kapitulation die Flucht ins Exil vorgezogen, und die deutschen Regierungen bereiteten den Entwaffneten bei der Durchreise nach Frankreich keine Hindernisse. In vielen Städten

bildeten sich Bewillkommnungsausschüsse zur Verpflegung und Unterstützung der Flüchtlinge, so auch in Frankfurt a. M. Über 7000 Polen fanden im Lauf des Jahres 1832 hier für einen Tag und eine Nacht gastliche Aufnahme und dann bequeme Weiterbeförderung bis Oppenheim, und zwar auf Kosten der Stadt; der Senat bekam für diese Ausgaben von der Bürgerrepräsentation allmählich 57000 Gulden bewilligt. Er schloß mit verschiedenen Gastwirten, die sich zur regelmäßigen Aufnahme von Polen bereit erklärten, Kontrakt ab und der Gasthalter vom Rebstock hatte es „seinen guten Konnexionen im Römer" zu danken, daß er fast nur Offiziere zugewiesen bekam. Vielleicht hatte das aber noch einen tieferen Grund: der französische Koch des russischen Gesandten von Anstett war mit dem Oberkellner Lacroix im Rebstock befreundet und kam oft in den Gasthof; Frau v. Anstett aber war von Geburt eine Polin. Im Rebstock wohnten auch jene amtlich gefeierten Polen, die den Vater Stoltze als dem Spritzenhauptmann vom Quartier beim Ausbruch der großen Feuersbrunst auf der Kühgass und Allerheiligengasse am 26. Januar 1832 nach der Brandstätte begleiteten, wo sie sich beim Retten von Kindern und Frauen aus einem lichterloh brennenden Hause heldenmütig hervortaten. Alle die Flüchtlinge wurden feierlich willkommen geheißen, draußen an der Stadtgrenze durch Deputierte des Senats, festlicher noch in ihren Quartieren.

So hatte der Lehrling von Herrn Melchin reichlich Gelegenheit, auch diese Phase der „Demagogenzeit" in aller Unmittelbarkeit mitzuerleben. Und was der Knabe davon sah und erlebte, das hat später der Dichter gleichfalls in „Polen und Studenten" treulichst geschildert, so auch den Empfang der ersten polnischen Gäste im Rebstock, einer Abteilung von Krakusen (Sensenmänner)-Offizieren in ihren weißen kleidsamen Uniformen.

„Die Gaststubb war festlich mit Blumekränz un dem weiße bolische Addler geschmickt. Beim Eintritt in des Rewestock-Sälche trat de bolische Helde e wääß gekläädt Festjungfer, die Tochter von em Frankforter Demagog entgege, um die Aasprach an se zu halte. Die Festjungfrau trug uff ihre Händ e groß rothseide Kisse, des awer leider in der Eil nor mit Heu gefüllt war, daderrfor awer lag e blendend weiß Babbierroll mit Goldschnitt uff dem Kisse. Es war e Gedicht, das der

Bäckermääster Reutlinger in der Fahrgass gedicht un die Festjungfrää auswennig gelernt hat un ohne stecke zu bleiwe mit sehr viel Gefihl vorgetrage hat. . . ."

Natürlich wurde der Tochter des Wirts, die jetzt mit neunzehn Jahren im vollen Lenz ihrer vom Bruder so gern gepriesenen Schönheit stand, von den jungen Freiheitskämpfern nicht wenig gehuldigt. Ehrliche Begeisterung für den Kampf, den sie gefochten, glänzte dem Mädchen ja aus den Augen; war Annett doch schon für ihm begeistert gewesen, noch ehe sie ahnen konnte, daß je ein Krakuse die Schwelle des Rebstocks betreten werde. Eifrig wirkte sie als Mitglied des Frankfurter Frauenkomitees, das sich zur Unterstützung der Flüchtlinge gebildet hatte, von denen viele ohne Mittel und nur in mangelhafter Kleidung ankamen. Das Komitee setzte eine Verlosung weiblicher Handarbeiten ins Werk, und die letzte Szene, welche uns in dem Romantorso des Bruders die Annett vorführt, zeigt sie uns vor ihrem Stickrahmen eingeschlafen.

„Ihr Kopp war err erabgesunke uff die Stickerei un ihr Aerm hinge schlaff am Stuhl erunner. In der rechte Hand hielt se noch die Sticknadel, in die e langer golderner Faddem eingefäddemt war. Uff ihrm Schoß un unner dem Stickrahme uff dem Stuweboddem lag Chenillje von alle Farwe, Stahlperle und Röllercher von bunter Stickseide un Goldfäddem. Ihr prachtvoll diefdunkel Haar war uffgelöst un sie saß da als wie in em e schwarze zurickgeschlagene Sammetmantel. Die Annett hatt die ganz lang Nacht an em Rickkisse gestickt, des vor e Verloosung zum Beste der unglicklich Bole bestimmt war."

Mit noch größerem Eifer aber war das enthusiastische Mädchen bald darauf in einem anderen Komitee tätig, das seine Hilfe Frankfurter Landsleuten zuwandte, nämlich der seit dem Frankfurter Herbstkrawall beträchtlich angewachsenen Zahl von politischen Gefangenen, die wegen irgend eines „demagogischen Umtriebs" in den Gefängniszellen der Konstablerwache und der Hauptwache saßen, „zu lebenslänglicher Untersuchung verdammt", wie Frau von Willemer ironisch an Goethe geschrieben hatte.

Jener Brief war einer ihrer letzten an Frankfurts größten Sohn gewesen; am 22. März 1832 starb im 83. Lebensjahre in Weimar der Dichter, der vieljährige Minister des Herzogs Karl August, er, dem Kaiser und Könige, Kaiserinnen

und Königinnen gehuldigt hatten und der gegen das Ende seiner Tage in die Seele seines sterbenden Faust den Wunsch des „Gemeindrangs“ gelegt hatte:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!“

In diesem Jahre 1832, das Goethe dem Leben entriß, wurde Frankfurt allmählich zum Zentralpunkt aller offenen und geheimen Bestrebungen, die dem Kampf gegen den Bundestag zum Zweck der Wiedergeburt der deutschen Nation in Einheit und Freiheit zum Ziele hatten. So sehr diese Bestrebungen oft ineinander griffen und liefen, so daß viele einzelne Patrioten, wie der langjährige Führer der Opposition im badischen Landtag, der außer Dienst getretene Hofgerichtsrat Hans von Itzstein, an allen beteiligt erscheinen, so waren doch drei im Prinzip ganz verschiedenartige Aktionen im Gange. . . .

Eine große Zahl liberaler Landtagsabgeordneter aus allen deutschen Verfassungsstaaten suchten Verkehr mit einander, der auch zu einem losen Zusammenschluß führte; sie wollten durch den gleichzeitigen und gleichmäßigen Ausbau der einzelnen Verfassungen die Bundesreform auf gesetzmäßige Weise vorbereiten; die Führer dieser konstitutionellen Bewegung waren in Baden Itzstein, Rotteck und Welcker, in Bayern Börnes Freund, der Graf v. Bentzel-Sternau (früher Minister im Großherzogtum Frankfurt), v. Closen, der Würzburger Bürgermeister Behr und andere Pfälzer und Franken, in Württemberg Albert Schott, Römer, Tafel, Paul Pfizer und Ludwig Uhland, dessen aus den heimischen Verfassungskämpfen entsprossene Freiheitslyrik einen mächtigen Ansporn bildete für die große deutsche Bewegung, in Hessen-Darmstadt Jaup, Heinr. v. Gagern, Reh, in Kurhessen Wippermann und Sylvester Jordan, in Sachsen Dieskau, Eisenstuck, v. Watzdorf u. a. Preußen blieb noch bis 1847 ohne konstitutionelle Volksvertretung, doch fand die Bewegung auch hier bald Anhänger. In Nassau war dies Herchenhahn. Die Mehrzahl dieser Männer und ihre Freunde wirkten zusammen bis in den März des Jahres 1848: die „Märzerrungenschaften“ samt der Einberufung der Frankfurter Nationalversammlung waren die Früchte ihres zähen, klugen, entsagungsvollen und schließlich doch triumphierenden Wirkens.

Ungestümer, aber auch unvorsichtiger setzte der Ende Januar 1832 in Rheinbayern gegründete „Deutsche Vaterlandsverein zur Unterstützung der freien Presse“ mit seiner Agitation ein, der von einigen pfälzischen Abgeordneten der bayrischen Kammer ins Leben gerufen wurde, um den Kampf, den sie eben in München um den Fortbestand der bayrischen Preßfreiheit geführt hatten, zu einem allgemeinen in ganz Deutschland zu machen. In der „Deutschen Tribüne“, erklärte der Journalist Dr. Wirth: die Überzeugung, daß ein Deutsches Reich mit demokratischer Verfassung notwendig sei, könne nur durch die freie Presse die nötige Verbreitung finden; vor allem sei es daher nötig die Oppositionsjournale und ihre verfolgten Herausgeber zu unterstützen, die verbotenen Blätter im Geheimen zu verbreiten. Friedrich Schüler, J. Savoye und Ferd. Geib in Zweibrücken waren die ersten Leiter des „Vaterlandsvereins“, den man kurz den „Preßverein“ nannte. Anfang April hatte bereits der Verein nicht nur in Rheinbayern und Rheinhessen zahlreiche Mitglieder, sondern auch in Frankfurt a. M., in Nassau und Kurhessen, auf den Universitäten Süd- und Westdeutschlands, in Gotha, Koburg, Hildburghausen. In Baden, wo man sich des eben erst errungenen liberalen Preßgesetzes freute, und wo unter der zunächst sehr bürgerfreundlichen Regierung des neuen Großherzogs Leopold der Landtag von 1831 eine ganze Reihe volkstümlicher Reformen durchgesetzt hatte, faßte der Preßverein dagegen keine Wurzel, und ebenso war es in Württemberg, wo man vom nächsten Landtag die Durchführung der Preßfreiheit erwarten zu können vermeinte. Die Führer der einzelnen Preßvereine, meist Journalisten, ließen in ihren Zeitungen und in Versammlungen zwar recht revolutionäre Ansichten laut werden, nährten aber dabei die Hoffnung, durch bloße Drohungen die am Bundestag maßgebenden reaktionären Regierungen gefügig zu machen.

Für den „Vaterlandsverein“ wirkten auch Funck, Freyeisen und Sauerwein in ihren Blättern und neben ihnen fanden sich in Frankfurt viele gemäßigte Liberale, die dem dort gegründeten Zweigverein sich mit lebhafter Sympathie anschlossen.

Die dritte Bewegung, an der zunächst nur Wenige beteiligt waren, war die der „entschiedenen“ Burschenschafter, jene geheimbündlerische Bewegung, die schon einmal, wie wir sahen, herausgefordert durch die Demagogenverfolgung

der „Schwarzen Kommission“ in Mainz, revolutionäre Anschläge geplant hatte. Sie fußte auf den idealen Forderungen der großen Patrioten, die einst die Erhebung Preußens gegen Napoleon bewirkt und dann versucht hatten, die Einheit und Freiheit Deutschlands verfassungsmäßig zu sichern. Sie wollte dem Bundestag und der „heiligen Alliance“ zum Trotz verwirklichen, was sie nach der Abschüttelung der Franzosenherrschaft für das Anrecht der deutschen Nation hielt. Jene patriotischen Verschwörer, die, auf das in Erfurt geplante Militärkomplott des Hauptmanns v. Fehrentheil rechnend, die „alten Herren“ wie die Aktiven der Burschenschaft in einem Geheimbund vereinigen wollten, den sich ergänzenden „Männerbund“ und „Jugendbund“, saßen jetzt zum Teil noch im Kerker oder harrten irgendwo in der Fremde, in der Schweiz, in Straßburg, Paris, des Tages, der sie in die Heimat zurückrufen werde. Aber in den neuen Burschenschaften, die nach der Pariser Julirevolution sich auftaten, lebte der Geist jener „Entschiedenen“ wieder auf. Sendboten der Flüchtlinge im Ausland erschienen unter der begeisterten Jugend wie bei den alten Vertrauensmännern des Geheimbundes und mahnten zu kräftigem Vorgehen. Der Göttinger „Putsch“, der den Privatdozenten Dr. Rauschenplatt und seine Freunde noch im Jahre 1830 zu Flüchtlingen machte, war ein Aufflackern der neuen Bewegung, und Rauschenplatt, der „Kater“, ein Braunschweiger von verwegener Abenteurerlust und großer Verschlagenheit, ward neben dem Heidelberger Burschenschafter Venedey aus Köln einer der eifrigsten Vermittler zwischen den Flüchtlingen in der Schweiz und in Straßburg und den Entschiedenen der neuen Burschenschaften.

Am 26. September 1831 trat in Frankfurt a. M. der „Fünfte Burschentag“ zusammen. Die Universitäten Jena, Heidelberg, Leipzig, Marburg, Gießen, Kiel, Tübingen, Erlangen, Würzburg waren hier vertreten. „Vorbereitung der Mitglieder zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staatslebens im Deutschen Vaterlande mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule“ hatte schon seit dem Bamberger Burschentag (1827) der Paragraph gelautet, der den Zweck des „Allgemeinen Verbandes der Burschenschaft“ formulierte; jetzt wurde weiter ausgesprochen: jeder Burschenschafter solle unter

Umständen verpflichtet sein, selbst mit Gewalt, den Verbindungszweck zu erstreben, er sei deshalb auch zur Teilnahme an Volksaufständen, die den Verbindungszweck fördern könnten, gehalten. Jedem Mitglied ward weiter unbedingter Gehorsam gegen die Oberen zur Pflicht gemacht. Verrat wurde mit Tod bedroht. Von Frankfurtern nahmen an diesem Burschentag teil: die jungen Advokaten Dr. Karl Gärth und Dr. Gustav Körner, sowie der noch in Heidelberg studierende Mediziner Berchelmann. Frankfurt a. M. wurde Vorort, Dr. Gärth Generalsekretär des Allgemeinen Verbandes der Burschenschaft, dem freilich keineswegs die Burschenschaften alle angehörten. Berchelmann trat kurze Zeit später als Lehrer in das Erziehungsinstitut von Georg Bunsen und dieser hat nach meiner Überzeugung als das eigentliche Oberhaupt der neuen Bewegung zu gelten.

Mit Georg Bunsen bemächtigte sich derselben ein Fanatiker, der alle ideellen Voraussetzungen und alle tragischen Wandlungen der Deutschen Burschenschaft miterlebt und sein Leben der Verwirklichung ihrer Ideale gewidmet hatte. Den Spott, mit dem ihn Börne 1821 in der „Postschnecke" wegen seines „teutonisch" turnerischen Naturburschen- und Kraftmeiertums bedachte, hat dieser Mann kaum verdient. Aber ein überspannter Schwärmer ohne Wirklichkeitssinn, der sich selbst überschätzte, das war er! Groß war seine Opfer- und Hilfsbereitschaft. Wie die Agitatoren des Jugendbunds bei ihm ein Asyl fanden, ist schon erzählt. Als 1828 Friedrich Funck seine Kandidatenschaft aufgegeben hatte, bot Georg Bunsen auch ihm ein Lehramt in seinem Institut an; doch wußten es Funcks Gegner zu vereiteln, daß die Sache zu stande kam. Funcks nunmehrige Tätigkeit als Journalist und Agitator hat wohl von Anfang an in Zusammenhang gestanden mit des älteren Freundes glühendem Wunsch, die alten Pläne des Männer- und Jugendbunds zur günstigen Zeit doch noch durchzusetzen. Georg Bunsen, jetzt ein Siebenunddreißiger, teilte diesen Wunsch mit seinen zwei jüngeren Brüdern, den Ärzten Dr. Karl Bunsen (geb. 1796) und Dr. Gustav Bunsen (geb. 1804), von denen der letztere seit 1825 als Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften in der Anstalt seines Bruders gewirkt hatte, bis ihn der Ausbruch der Revolution in Warschau nach Polen rief, wo er den Freiheitskämpfern als Militärarzt beistand. Als nach Gustavs Rückkehr

die Brüder wieder in Frankfurt beisammen waren, als dann hier bei den Durchzügen der Polenflüchtlinge die Begeisterung für die Freihheitskämpfer so allgemein war, daß sie auch manchen Senator ergriff, da mag in ihnen zuerst der Gedanke rege geworden sein, am Sitze des Bundestags selbst eine Revolte gegen diesen zu stande zu bringen, ihn „auseinanderzusprengen", wie bald darauf das Stichwort lautete. Vermutlich bewirkte es ihr Einfluß, daß der neue Burschentag in Frankfurt stattfand. Von den Bunsenschen Lehrern waren nach dem Burschentag außer Dr. Berchelmann auch noch der Mecklenburger Ed. Kollhoff mitverschworen. Die Anstalt lag in einem großen Gartengrundstück auf der Pfingstweide, das der Mutter der Brüder gehörte. Zu den Verbündeten zählten wohl auch schon jetzt Funck, Sauerwein und Freyeisen. Im Laufe des Jahres 1832 waren die „Entschiedenen" eifrig am Werk, „die Theoretiker der Revolution" unter den „Verfassungs-" und den „Vaterlandsfreunden" zu sich herüberzuziehen.

Am 27. Mai fand in der bayrischen Pfalz das „Hambacher Fest" statt, das über 30000 Teilnehmer aus allen deutschen Verfassungsstaaten, auch aus Sachsen und Thüringen auf dem Schloßberg bei Neustadt in der Nähe des Rheinstroms vereinigt sah. Hier trafen Vertreter der eben gekennzeichneten drei Bewegungen zusammen. Der 27. Mai war der Jahrestag der bayrischen Verfassung; es handelte sich scheinbar nur um ein bayrisches „Verfassungsfest". Der Aufruf zu dem „Maitag aller Deutschen" vor der Schloßruine zu Hambach, durch 32 Bürger von Neustadt erlassen und von Siebenpfeiffer verfaßt, wandte sich aber „an das deutsche Volk", und „Deutschlands Wiedergeburt" war die Losung, die in mächtigen Buchstaben auf dem schwarzrotgoldnen Banner zu lesen war, das über den höchsten Zinnen des alten Burgturms wehte. Der eigentliche Veranstalter war der „Vaterlands-", der „Preßverein". „Nicht gilt es dem Errungenen, sondern dem zu Erringenden, nicht dem ruhmvollen Sieg, sondern dem mannhaften Kampf, dem Kampfe für Abschüttelung innerer und äußerer Gewalt, für Erstrebung gesetzlicher Freiheit und deutscher Nationalwürde", so sagte die Einladung. Die Hauptredner waren die Koryphäen des Vaterlandsvereins; Wirth und Siebenpfeiffer. Auch die Redakteure Lohbauer aus Stuttgart, Strohmeier aus Mannheim sprachen. Hans v. Itzstein vertrat die berühmten Redner der

badischen Volkskammer. Aus Paris war Börne gekommen, zwar krank, aber voll Empfänglichkeit für den Verbrüderungshauch dieses einzigen Volksfests. Heidelberg hatte rund 150 Studenten gesandt, Würzburg, Erlangen, Jena, Gießen und andere Universitäten waren vornehmlich durch Burschenschafter vertreten. Das jugendliche Feuer des Heidelberger Burschen Brüggemann zündete namentlich auch bei den zahlreichen Frauen und Mädchen, die alle wie die Männer schwarzrotgoldne Abzeichen trugen, viele auch Eichenlaubkränze im Haar. Im Festzug schritt der ganze Landrat von Rheinbayern, Deputationen von nah und fern, auch aus Sachsen, Thüringen, Hannover. Oben unter den alten Kastanien folgte den Reden ein Festmahl im Freien — 1400 Gedecke — die besten Weine der Pfalz schürten dabei die Begeisterung, während Toaste gehalten wurden und Vaterlandslieder erklangen. Das Hauptlied hatte Siebenpfeiffer gedichtet. „In den Schall von 22 Musikchören hallte der Donner der Geschütze", sagt einer der begeisterten Berichte. Am Schlusse des Festes wurde auf Antrag Wirths ein Ausschuß gewählt, „etwa zwanzig Männer, welche an Geist, Feuereifer und Charakter ausgezeichnet wären, um als Führer der Nation in heiligem Bunde die deutsche Reform zu leiten, als Apostel der Freiheit durch Reden und Presse zu wirken." Die Namen der Erwählten sind uns nicht überliefert.

Ein beträchtliches Kontingent hatte sich aus Frankfurt a. M. nach Neustadt begeben. Der Führer der Schar war Funck, und dieser war es auch, der dem tapferen Oberhaupt der rheinbayerischen Bewegung, dem Dr. Wirth „im Namen von Deutschen in Frankfurt" jenes Ehrenschwert überreichte, das dann dem entrüsteten König von Bayern als Beweis eines in Hambach geplanten bewaffneten Aufstandes erschien.

Auch Vater Stoltze, der so gern in der Pfalz seine Weineinkäufe selbst besorgte, muß sich unter den Frankfurtern beim Hambacher Fest befunden haben, wenigstens hat unser Dichter in zwei späteren Gedichten bezeugt, daß er selbst, trotz seiner Jugend, mit in Hambach gewesen ist. Nach fünfzig Jahren begrüßte der gealterte Dichter Neustadt an der Haardt:

„Ich sah dich blühn, ich sah dich prangen]
Im Festes Schmuck, der Freiheit Braut.
Die Täler rings und Höhen klangen
Von Volkesjubel hell und laut.

Ich sah nach Freiheit das Verlangen
Aus tausend Männeraugen sprühn,
Da stieg das Blut mir in die Wangen,
Mein junges Herz fing an zu glühn."

In einem anderen Liede hat er erzählt, wie Ludwig Börne, dem er während des Festes vorgestellt wurde, ihm freundlich zunickte, wobei er sagte: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten." Noch größeren Eindruck machte ihm aber ein Flugblatt, das zur Verteilung gelangte; Lafayettes berühmte „Erklärung der Menschenrechte" in deutscher Uebersetzung, darinnen es heißt: „Das Ziel aller politischen Gesellschaften ist die Erhaltung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigentum, die Sicherheit und das Recht des Widerstands gegen willkürliche Bedrückung."

Der Sechzehnjährige dichtete in jener Zeit wirklich sein erstes politisches Kommerslied, wohl für einen Verein von gleichgesinnten Altersgenossen. Aber es war noch kein Produkt unverhüllter Begeisterung, sondern eine Eingebung ironisch gestimmten Humors. „Ein nagelneu Trinklied zu Ehren der Göttin Stabilität allen stillen und ruhigen Bürgern gewidmet", lautete die Aufschrift. Die Getreuen der heiligen Stabilitas, des Stillstands, klagen in dem Liede der Göttin ihr Leid über das Treiben der unruhigen „Kinder der Beweglichkeit".

„Sie heben frech das Haupt empor
In Frankfurts heiligen Mauern;
Es tritt sogar mit Wünschen vor
Das dumme Volk der Bauern."

Der Volkesjubel und das Freiheitsverlangen, das „aus tausend Männeraugen" in Hambach sprühte, wiederholte sich bald auch in nächster Nähe Frankfurts, in dem kurhessischen Bergen und in Wilhelmsbad bei Hanau. Das Fest in Bergen war von Funck und Sauerwein arrangiert. In Wilhelmsbad waren 8—10000 Menschen versammelt. Zu dem Festmahle waren über 1300 Gedecke belegt. Die Versammlung wurde von dem Grafen Bentzel-Sternau, dessen Gut Emrichshofen zwischen Hanau und Aschaffenburg auf bayrischem Boden lag, geleitet. Ein alter Freund Börnes, hatte er sich mit diesem beim Hambacher Fest getroffen und ihn dann vor dessen Rückkehr

nach Paris als lieben Gast auf seinem schönen Landsitz Mariahalden in der Schweiz beherbergt. Von Börne war er nicht nur ein politischer Gesinnungsgenosse; beide verehrten als poetische Schriftsteller in Jean Paul Richter ihren Meister.

Von den Liberalen, die damals in Frankfurt den politischen Fortschritt vertraten, war der jugendlich feurige Rechtsanwalt Dr. Maximilian Reinganum wohl der berufenste Politiker. Er war es, der dem jungen Stoltze von all den „Demagogen", deren Tun er mit gespanntem Interesse verfolgte, am meisten imponierte. Schon 1832 war Reinganum Mitglied des Gesetzgebenden Körpers und als solcher ein unerschrockener Verfechter der Preßfreiheit. Als der Bundestag noch vor Ende 1831 die bedingte Preßfreiheit, die einigen Verfassungsstaaten wie auch Frankfurt gewährleistet war, durch einen Beschluß zu ersticken versuchte, verfaßte Reinganum die „Protestation deutscher Bürger für Preßfreiheit in Deutschland", die von mehr als 300 Frankfurter Bürgern und Gesinnungsgenossen in den Nachbarstädten unterzeichnet wurde. Sie enthielt eine haarscharf logische Darstellung der Maßregeln des Bundestags der deutschen Staaten seit dem Jahr 1819, die an die Stelle der in der Bundes-Acte feierlich zugesicherten Preßfreiheit die „inquisitorische, ungebundene, durch kein Gesetz, durch keine Regel zu hemmende, in das beliebige Ermessen einiger Beamten gelegte Gewalt der Censur" setzten. „Ein Ausnahmegesetz auf unbestimmte Zeit ist einem politischen Bannfluch gleich zu achten, ausgesprochen über die Nation für eine unberechenbare Zukunft. Das deutsche Volk hatte ein edleres Zutrauen verdient, und mit seinem Blute zu bezahlen geglaubt." Am Schlusse hieß es: „Wir, die wir dies Ausnahmegesetz allezeit für unverbindlich, jetzt in jedem Falle für erloschen achten, die wir wünschen und erwarten, daß jedem Staate überlassen bleibe, verfassungsmäßig die Preßfreiheit festzustellen, daß höchstens der Bund die Zusage erfülle, diese Freiheit durch gleichmäßige Verfügung zu gewährleisten . . . . ., wir beurkunden dieses Glaubensbekenntnis durch unsere Unterschrift. Des Rechtszustandes Freunde, protestieren wir, weil kein anderes Mittel uns geblieben, gegen fortdauernde Rechtsverletzung. Wir nehmen die Preßfreiheit, als unverjährbares Recht des Bürgers, als das einzige Mittel, den Rechtsfrieden in Deutschland wieder herzustellen, für uns und unsere Nachkommen vor dem Vaterlande, vor Europa in Anspruch . . ."

Die ersten Unterschriften waren: Dr. jur. Reinganum, Advokat, Dr. J. M. Mappes, Arzt, Dr. S. A. Herrling, Professor am Gymnasium, Phil. David Hinckel, Handelsmann. Unter den übrigen Unterschriften verstreut finden sich die Namen der drei Brüder Bunsen, der Advokaten Gärth und Körner, der Lehrer Berchelmann und Kohlhoff. Es fanden sich weiter unter den Protestlern fast alle Frankfurter Buchhändler, wie J. D. Sauerländer, Karl Brönner, Karl Körner, J. D. Wilh. Bayrhoffer, K. Könitzer, J. F. Wenner, F. R. Streng, F. W. Dewes, J. F. Kettembeil, Gustav Oehler. Der Lehrerstand war noch weiters sehr zahlreich vertreten, so durch die Gymnasiallehrer A. Schott, Röder, Joh. Heß, den Schuldirektor Bagge, die Lehrer W. H. Ackermann, Nikolaus Habermann, J. C. Scholderer, G. J. Wetzel, J. H. Müller, J. Kehl, J. G. Zährer, J. C Quilling, C. H Hamburger, nicht minder die Advokaten wie Jucho, Eder, Neuhof, Ed. Binding, A. Giar, Blum, Nestle, Langer, Hessenberg. Von Ärzten seien noch genannt: M. W. Reiß, H Wolff, Rosalino, J. B. Lorey, A. Reuß, G. A. Spieß, Ch. Müller, Emden, August de Bary, Ponfick, J. A. Sauerwein, J. N. Fiedler, G. A. Eiser, ferner die Apotheker G. H. Engelhard, Carl Jost, F. W. Buchka. Größer ist natürlich die Zahl der Industriellen und der Vertreter des Handelsstandes, aus der wir die Namen Georg und Ernst Herold, J. F. und W. Rieger, H. W. de Bary, F. Flinsch, J. G. Winkler, H. Jacquet, W. Besthorn, Dan. Jay, F. B. Pelissier, J. Wirsing, J. A. Fester, J. G. Prestel, J. P. Enders, J. F. Quilling, J. G. Theisinger, D. Theisinger, Fr. Boehler, F. L. F. Dietz, J. D. Scholl, C. Eckhard, E. Wecker, F. Rumpf, M. J. Fleischmann, J. Ch. Küchler, J. Falter, Jhlée, J. Diehl, Parrot, Fritz Sauerwein, J. Humbert, H. Brisbois, J. D. Valentin, C. Weismann, E. G. Mevi, A. Wentz herausgreifen. Von Handwerksmeistern nennen wir den Steinmetz G. Rust, die Schreiner J. v. Carben, Sim. Humbert, J. M. Alt, Rabenau, den Maurer Zeh, die Buchbinder Lorey und Schaerer, den Metzgermeister Martin May, den Gerbermeister J. J. Funck, die Schlossermeister J. Hammeran und Edler, den Spenglermeister Seiffermann, den Drehermeister F. A. Susenbeth, den Schornsteinfegermeister F. Beyer, die Schneidermeister Proppach und L. F. Hinckel, die Bierbrauermeister Schwager, Busch, Henninger, L. Schmidt, den Zeugschmidt J. W. Dörr, den

Bäckermeister Dörr, die Siebmacher Einbiegler, die Konditoren Flothmann und Schnell, den Schwertfeger J. Glauth, die Weißbinder Adam Glauth und J. L. Eimer. Daß auch das Journalistenkleeblatt Friedrich Funck, Wilhelm Sauerwein und Christof Freyeisen nicht fehlte, ist eigentlich selbstverständlich; doch konnte ich Funcks Namen nicht finden; wie so mancher Gesinnungsgenosse, z. B. auch der Buchhändler Valentin Meidinger, der Verleger des „Proteus", wird er in jener Osterzeit abwesend gewesen sein.

Die Herren von der Bundestagsgesandtschaft waren natürlich aufs höchste empört über diese Sprache von Frankfurter Bürgern! Die Polizeispitzel, die namentlich Österreich und Preußen in Frankfurt unterhielten, waren ohnehin längst dem Zusammenhang auf der Spur, der zwischen den Frankfurter „Liberalen" und den Volksaufwühlern in der bayrischen Pfalz bestand. Und kaum hatten die Beschwerden des Bundestags beim Senat eine Strafverfolgung der „Frankfurter Preßprotestanten" in Gang gebracht, da sah sich die Regierung der Freien Stadt vom Bundestag zu noch ernsteren Schritten genötigt, um die überschäumende Freiheitsbegeisterung in der Bürgerschaft, die sich namentlich im Tragen von schwarzrotgoldnen Abzeichen äußerte, ernstlich zu unterdrücken. Das Hambacher Fest, die nur halbverhüllte Agitation des Vaterlandsvereins, die anderen Volksdemonstrationen in der Nähe Frankfurts hatten beim Bundestag, hatten in Wien, in München gewirkt. Aber wenn sie hatten einschüchtern sollen, so hatten sie das Gegenteil veranlaßt.

Um dieselbe Zeit, als Wirth und Siebenpfeiffer in Rheinbayern verhaftet wurden, als Schüler, Savoye, Geib und andere Gründer des Vaterlandsvereins über die Grenze flohen, als schon im Bundestag die neuen Beschlüsse vorbereitet wurden, die alles politische Volksleben in Deutschland auf Jahre hinaus lahmlegen und unterdrücken sollten, legte der Senat der Stadt Frankfurt dem Gesetzgebenden Körper ein Gesetz vor, das alle Vereine und Veranstaltungen von nicht herkömmlicher lokaler Natur, das Besprechen „deutscher" Angelegenheiten in der Presse oder in Versammlungen, das Tragen schwarzrotgoldner Abzeichen mit Geldstrafen bedrohte. Im Gesetzgebenden Körper wurde der Entwurf von Reinganum, Eder und dem Weinhändler Hinckel lebhaft bekämpft, aber am 2. Juli erhielt er Gesetzeskraft. Zuvor hatten Rein-

ganum, Funck, Jucho und andere Anhänger des Vaterlands-vereins das „Mittwochskolleg" gegründet, eine scheinbar ganz harmlose Kneipgesellschaft ohne Statuten, die an jedem Mittwochabend im Gasthof zum „König von Preußen" zusammenkommen wollte, „um da beim Schoppen Wein des geselligen Vergnügens sich zu erfreuen." Zur Teilnahme war jeder unbescholtene Bürger ohne Ansehung des Standes und der kirchlichen Konfession berechtigt. „Nur ein Recht übte der Verein aus, nämlich das Recht, jeden, der ihm nicht gefiel, von der Gesellschaft abzuweisen, und bloß dadurch, daß der Verein dies Recht ausübte, gewann er den Charakter einer geschlossenen Gesellschaft. Die Mitglieder des Vereins hatten sich durch Vorzeigung einer Karte zu legitimieren. Solche Mitglieder hatte das Mittwochskolleg von Beginn an über 200. In die Sitzungen aber wußten Spione zu dringen, und bald hatte die Polizei das Material beieinander, um auf Grund des neuen Gesetzes das Mittwochskolleg zu verbieten. Gegen jedes einzelne Mitglied wurde ein Strafverfahren eingeleitet. Über den Prozessen gegen mehrere hundert angesehene Bürger, teils wegen der „Preßprotestation", teils wegen des Mittwochskollegs, kam es zu einer allgemeinen Mißstimmung in der Bürgerschaft, die sich sehr verschieden, teils heftig in Volksversammlungen, teils aber auch humoristisch auf allerlei Weise Luft machte. Die Verurteilten weigerten sich, die ihnen zuerkannten Geldstrafen zu zahlen. Die Polizei schritt zur Pfändung, und wirklich wurde diese auch bei sechs angesehenen Bürgern ausgeführt. Bei den Versteigerungen der gepfändeten Effekten, so berichtete Sauerwein etwas später in seiner Schrift: „Das Ende der Mittwochsgesellschaft", gab es Stoff zu Auftritten, die neue polizeiliche Untersuchungen herbeiführten und neue polizeiliche Prozesse in Gang brachten. Fast alle Verurteilten appellierten. Das Verfahren dauerte bis in den Herbst 1833. Noch mehr böses Blut erregte in den Handwerkerkreisen das kleinliche Vorgehen der Polizei gegen die „Hambacher Bärte", zumal als der Inhaber eines ganz besonders stattlichen Barts ohne Angabe des Grunds auf das Polizei-Amt zitiert worden war, wo ihm der Gehilfe des Stadtchirurgs Freund, der in „Polen und Studenten" vielgenannte Barbier Nikolaus Rensch, den Bart abnehmen mußte.

Wer diese Erzählung gelesen hat, wird sich mit Vergnügen der köstlichen Episoden erinnern, die diesen Vorgang und

dann die öffentliche Versteigerung der bei dem Bleichgärtner Dörr gepfändeten alabasternen Pendule und hirschledernen Hose schildern. Auf einer Volksversammlung auf dem Sandhof, welche Funck einberief, führte diese Entrüstung eine gar kräftige Sprache. Auch das Lied „Ferschte zum Land enaus“ wurde auf dem Heimmarsch wieder einmal gesungen. Vor der Konstabler Wacht, wohin Arretierte vom Sandhof gebracht wurden, gab es Krawall und neue Verhaftungen. Darüber kam es wieder zu einer großen polizeilichen Untersuchung.

Auf sie bezieht sich das Folgende aus Stoltzes Erzählung: „Sämmtliche Vorgeladene hatte bei der Sach den Vordhääl, daß se den Weg widder in ihr Wohnung zurück erspart krage, des heeßt: sie worde gleich uff der Bollezei behalten un von da nach Einbruch der Dämmerung uff die Constaweler Wache gebracht. Der Maler Kaisian hatt Lunte geroche un begab sich uff a länger Studiereis in die romantische Gründe vom Taunus. Eigesponne herngege warn die bääde Herrn Rottenstää, der Maler Hauter, der Bäcker und Berjerssoh Schrimpf, der Mezter und Berjerssoh Vogt, der Bierbrauer Neumüller, der Weißbinnermääster Henckelmann u. s. w., wenigstens ihrer zwanzig. — Daß des awer in erjend ere Weis uff die annern Demagoge in Frankfort abschreckend eigewirkt hätt, kann nicht behääpt wern. Im Gegedhäl ward die Agitation gege die Regierung' un vorab gege den Bundestag nor eifriger betriwe.

„Vor allem awer hat's jetzt gegolte, for die Gefangene uff der Constaweler Wacht zu sorge, damit die ehrschtens net die schlecht Gefangenkost un zwettens ääch noch en gute un hinreichende Trunk derrzu bekäme. Zu dem End war e Comité niddergesetzt, dem der Herr Dr. Jucho, wann ich net err, präsidirt hat, awer ich glääb, ich err mich net. Es ward bei de Mitglidder der Bardei alle Woch odder Monat e beliebiger Beitrag erhowe zur aaftännige Verköstigung der Gefangene unn obgleich die sämmtlich in der Lag warn, sich uff eigene Koste zu verköstige, so hawe se sichs doch schon dessentwege, um die Bollezei zu ärjern, gefalle lasse.

„Die Speisewerthin Kraft in der Kalbächergaß ward mit der Lieferung der Middags- und Awendsmahlzeite for die Gefangene betraut und die Fräulein Buß un die Annett Stoltze aus dem Rewestock hatte die Uffsicht iwer die Sach. Der „Rewestock“ awer hat des Bier geliewert, recta aus Bayern bezoge.

„Die Gefangene uff dere Constaweler Wacht hatte 's leidlich gut. Alle Däg bekame se vom Balwirer Rensch in seiner Eigeschaft als Gefangene-Rasirer, Besuch und dadermit zugleich Nachricht iwer alle Stadtneuigkeite un was sonst in der Welt vorgange is. — Der Gefängniswärter war sehr gitig gege se gestimmt. Dann sei Pflegedochter war die Dochter von eme Seildänzer, die ihrm Vatter bei Gelegeheit von ere Bernemer Kerb dorchgange war un sich in den Stoltzesche Wingert und Gaarte uff em „Sandweg" versteckt hatt, dort eingeschlafe war un von der Annett uffgefunne ward. Die Frankforter Behörde hat des heimatlose Kind bei en Gefangewärter in Kost gewe un sie blieb von dere Zeit aa mit der Familie Stoltze un dem „Rewestock" immer in Verbindung un hatt e große Aahänglichkeit besonnerscht an die Annett. Es hat daher ääch von Seite der Annett nor e freundlich Wort gekost, um die Karlinka for die gefangene Demagoge zu gewinne un wie die Pflegedochter gewonne war, so wars dorch die ääch bald der Pflegvater, der Gefangewärter, denn die Karlinka hatt e groß Macht iwer den gewonne. . . . Die Karlinka hat de Gefangene net alläänfür ihr besser Bequemlichkeit gesorgt, sonnern sie hat en ääch, dorch die gitig Vermittlung von der Annett all diejenigte Zeitung und Zeitschrifte zugesteckt, die von Bundestagswege verbotte warn, eweso hat se de Gefangene ihr Correspondenze besorgt."

Daß der damalige Gefangenenwärter Greiß wirklich ein Mädchen hatte, dem er die Gefängnisschlüssel anvertraute, konnte ich in den Gerichtsakten feststellen, nur hieß das Mädchen nicht Karlinka, sondern Anna, ein Name, der in den Roman für diese Figur nicht paßte, wegen der Heldin „Annett". Aussagen, die der Schwertfeger Jakob Glauth, dessen Bruder Adam mit zu den politischen Gefangenen vom Herbst 1832 gehörte, vor Gericht machte, bestätigen auch die übrigen Angaben des Dichters. Es bestand eine Kasse, mit deren Verwaltung die Töchter des Gastwirts Stoltze und des Kappenmachers Buß betraut waren. Es wurden Kollekten und Subskriptionen von Geldbeiträgen ins Werk gesetzt. Zuerst wurden zwei Uhren vom Wirt Stoltze verlost und der Erlös, d. h. der Überschuß, für die Gefangenen verwandt. Das war bald nach dem Herbst, etwa um Weihnachten 1832. Dann wurden ebenfalls bei Stoltze drei Pfeifen mit schwarzrotgoldnen Quasten verlost. Die hirschledernen Hosen des Bleichgärtners Dörr, auf welche auf Verabredung bei der

gerichtlichen Versteigerung niemand bieten durfte, führten jetzt auf diesem Wege zu einer hübschen Einnahme für die Gefangenen. Auch Lose, das Stück zu 6 Kreuzer, wurden gedruckt und von den Mädchen verkauft, 1000 Stück. Glauth ließ durchblicken, daß der Plan dazu „auf scherzhafte Weise im Rebstock" entstanden sei. Hier wurde auch der Text der Lose abgefaßt.

An alledem waren die jungen „Doktoren" vom Brückenau-kolleg beteiligt, die nach den Sitzungen mit den Kolleggenossen vor dem Heimweg noch in den Rebstock gingen, wo sie mit den Rottenstein und Genossen zusammenkamen.

Aufs lebendigste hat uns der Dichter in der Erzählung „Der rote Schornsteinfeger" eine geheime Sitzung der jungen Verschwörer im Hinterzimmer des Rebstocks geschildert. Es handelt sich dabei um eine Zusammenkunft der schon früher genannten Kaufleute und Handwerker samt Funck und Sauerwein mit Delegierten aus Würtemberg. Da sehen wir auch, wie es der pfiffige Kaufmannslehrling verstand, sich unter dem Vorwand des Diensteifers zum Zeugen so mancher Versammlung zu machen. „Das war was for mein Vatter sein Sohn! Da haw' ich geschäftig e Serviett unner den Aarm genomme und hab merr den Aaschei gewwe, als wann ich Wunner was in der Werthschaft helfe wollt. Mein Vatter hat deß sehr viel Spaß gemacht, so lang ich kää borzellanerne Deller mit sammt der Carmenat un dem Schisselche mit gemischte Salat hab uff die Erd falle lasse, odder en Gast mit ere sauere Rindsbratesoos iwwergosse hab. Was awwer mei Vatter for Frääd an seim Geschäft gehalte hat, deß hat en ganz annern Grund gehat. Mir war's drum zu dhu, derrbei sei und zuhörn zu derfe, bei dene Demagogeversammlunge." So kommt er in die Lage, mit seinem Fürwitz der Retter des Flüchtlings aus Homburg zu werden, wobei ihm Annett und der Vetter Schornsteinfeger, Jean Hildebrand aus Hörla, behilflich sind. Nach glücklich bewirkter Flucht ist der Vater höchlich erstaunt über das Hilfswerk des Sohns. „Was? Fritz, das hättest Du getan?"

Seit dem 14. Juni 1833 wurde durch Wilhelm Sauerwein eine geschriebene Zeitung für das Brückenau-Kolleg, die „Kollegzeitung", hergestellt, in einem ganz kleinen Format, wohl um sie leichter verstecken zu können.

Es wurden in ihr, oft in humoristischer Form, alle Vorkommnisse gebucht, die für die Mitglieder von Wichtigkeit

waren. Aus diesem wertvollen Schriftstück, das sich erhalten hat, läßt sich ersehen, daß dem Vorstand die Herren Rust, D. Theisinger, Susenbeth, A. Sauerwein und Dörr angehörten. „Doyen“ des Kollegs war Rieger sen. „Kollegsyndikus“ Dr. Jucho, „Kollegsprokurator“ Wilhelm Sauerwein. Als Vorleser der Kollegzeitung ist Funck bezeichnet, als „Kollegsbuchverbreiter“ Karl Körner, als Kollegsmaler und Deklamator Ramadier, als Kollegsdiener Ph. D. Wittlich, als Prediger des Kollegs Dr. Gerhard Friederich. Schenkwirt war Dillenburger. Weitere Mitglieder waren u. a. der Buchhändler Oehler und der Journalist Herold. Der Kollegdiener Wittlich, eine urkomische Figur und humoristische Persönlichkeit, diente den Redakteuren Funck und Sauerwein auch als Kolporteur verbotener Schriften. In der Kolleg-Zeitung, die am 15. November den Namen „Brückenauer Beobachter“ erhielt, gab Sauerwein ganze dramatisierte Szenen zum Besten, und geschah es nach mündlichen Berichten Wittlichs, so wurde dieser manchmal als Autor genannt. Ein Hauptstück „Der Doyen oder der Julitag auf dem Gemüsmarkt“ schilderte einen komischen Konflikt, in den Herr Rieger sen., der ein am Markt gelegenes, sehr einträgliches Porzellangeschäft hatte, mit seinen Grundsätzen geriet, die er durch das Tragen einer Jakobinermütze auch äußerlich zum Ausdruck brachte. Ein Tumult der vor seinem Laden hockenden Gemüsweiber nötigte ihn, auf dem Römer polizeiliche Hilfe zu holen.

Wilhelm Rieger, der Sohn dieses originellen Manns, damals ein angehender Dreißiger, war der stets hilfsbereite Protektor der jungen Schriftsteller. Wir besitzen von ihm ein Charakterbild aus der Feder eines andern damals jungen Autors, der etwas später Gelegenheit hatte, die Hilfe dieses urechten Altfrankfurters in Anspruch zu nehmen. Um die Frankfurterin Helene Cardini heiraten zu können, hatte Otto v. Corvin als preußischer Leutnant in Saarlouis quittiert und bereits manchen vergeblichen Versuch, als Schriftsteller vorwärts zu kommen, gemacht, als er Wilhelm Riegers Bekanntschaft machte. In seinem Buch „Erinnerungen eines Volkskämpfers“ schrieb er später: „Wilhelm Rieger war ein Mann, über den die Urteile in Frankfurt äußerst verschieden lauteten; die Großhänse schimpften über ihn und suchten ihm etwas am Zeuge zu flicken, während der Mittelstand und der gemeine Mann ihn liebten und achteten. Das war natürlich; Wilhelm Rieger war ein vernünftiger Mann

und ein Liberaler, denn von Demokraten wußten wir damals noch nichts. Die Polen und andere „politische Märtyrer“ fanden nicht nur wortreiche Sympathie, untermischt mit ein paar Kernflüchen, bei ihm, sondern auch sehr gütige, substantielle Unterstützung und Hilfe, ohne alle Rederei. Wilhelm Rieger wurde es nie müde, zu geben, und wenn ihm auch noch so oft mit Undank vergolten wurde. Obwohl Kaufmann, interessierte er sich doch für alle Gebiete der Künste und Wissenschaften; er wußte von allem etwas und von manchem viel; er hatte nicht allein sehr viel gesunden Menschenverstand, sondern er war ein Denker, der an keiner Erscheinung im Leben gedankenlos vorüberging. Wilhelm Rieger war kein Salonmann und liebte eine etwas derbe Sprache, obwohl er sich sehr artig und gut auszudrücken und zu benehmen wußte. Es fehlte ihm nicht an Humor und noch weniger an Geschmack daran, und eine lustige Geschichte lebte oft nur zu lange in seinem Ohr und Munde. Sein Herz war brav, rein und treu; sein Gemüt zart und weich, wie das eines Weibes; aber sein Wille der eines Mannes. Sein Leben war einfach, seine Sitten waren rein, seine Neigungen edel; mit einem Wort, er war einer der bravsten und besten Menschen, denen ich im Leben begegnete. Seine Fehler waren erträglich. Er war etwas rechthaberisch und selbst tyrannisch; aber letzteres mehr theoretisch und mit dem Munde als mit der Tat. Er war und blieb unverheiratet, weil er zu bescheiden war und nicht glaubte, daß ihn ein Mädchen seiner selbst wegen lieben könne. Seine Figur war freilich nicht elegant, aber seine Erscheinung war Zutrauen einflößend, angenehm. Der starke Kopf war etwas viereckig und die Stirn massiv; die Erhöhung über den Augen stark, Mund und Augen trotz buschiger Brauen sanft, oft nachdenklich. — Wilhelm Rieger konnte Offiziere nicht leiden; Wilhelm Rieger mochte Edelleute gar nicht leiden; Wilhelm Rieger haßte Preußen; da ich nun alle diese Eigenschaften in meiner Person vereinigte, so waren meine Chancen gering mit ihm; allein, da ich für die ihm mißfälligen Unglücke nichts konnte und ihm persönlich gefiel, so endete unsere Unterredung besser, als ich erwarten durfte. Er hatte Zutrauen zu meinem Unternehmen und erklärte sich bereit, das zu seiner Ausführung nötige Geld herzugeben.“

Während sich in der Konstabler Wache auf der Zeil, namentlich auch dank Riegers Hilfe, ein ganz fideles Gefängnis-

leben entwickelte, das sich freilich furchtbar in die Länge zog, saßen in der Hauptwache, wo im März 1820 Börne gesessen hatte, zwei der Rädelsführer bei den bisherigen Frankfurter Unruhen, Friedrich Funck und Christof Freyeisen, in Arrest. Funcks „Volkshalle" war unterdrückt, er selbst am 12. November 1832 verhaftet worden. In seiner Zeitschrift hatte er trotz der Juli-Beschlüsse des Bundestags, die jede Kritik desselben mit Strafe bedrohten, zur Abschüttelung einer schimpflichen Knechtschaft gemahnt, den Bundestag und den Bund für unabhängig von Preußen und Österreich erklärt, und gesagt, daß ihr Gebahren für die Verfassungen deutscher Länder ein Hohn sei! Sein Rechtsbeistand war Dr. Jucho, der schließlich auf die Einreichung der Akten bei der Juristenfakultät in Tübingen drang. Auf Erkenntnis derselben wurde Funck zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt. Gegen Freyeisen war man wegen seiner Flugschrift „Die Republik" vorgegangen. Natürlich wurden auch diese Gefangenen von dem Verpflegungskomitee bedacht.

So waren Funck und Freyeisen noch auf der Hauptwache in Haft, als am 3. April 1833 das Attentat der Verschworenen auf diese und die Konstabler Wache, das „April-Attentat", für kurze Zeit den Schrecken der Revolution über Frankfurt verhängte.

Die von Metternich diktierten Bundesbeschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli, hatten die politische Gesetzgebung in den Einzelstaaten als abhängig vom Bundestag erklärt, den Verfassungsstaaten strenge Überwachung und Beschränkung der Verhandlungen in den Langtagskammern zur Pflicht gemacht, für das ganze deutsche Bundesgebiet aber das politische Vereinswesen, alle Volksversammlungen, die Besprechung „deutscher" Angelegenheiten in der Presse sowie das Tragen schwarzrotgoldner Abzeichen verboten. Alle Bundesglieder waren verpflichtet worden, sich gegenseitig jedem Volksaufstand gegenüber unverzüglich militärische Hilfe zu leisten. Dieses Vorgehen des Bunds weckte überall in Deutschland, wo nationaler Stolz und Freiheitsliebe das politische Leben beseelten, die tiefste Erbitterung. Der Gedanke, daß jetzt nur noch gewaltsamer Widerstand helfen könne, gewann tausend kühner Herzen unter den Verfassungs- und Vaterlandsfreunden. Man sah die schwer erkämpften Verfassungen in ihrem Kern bedroht, und wirklich plante Metternich bereits, sie ganz zu beseitigen. Natürlich war vom Bundestag auch ganz direkt das Verbot des Vaterlands-

vereins ergangen. Die Leiter desselben in Rheinbayern, soweit sie nicht bereits gefangen oder flüchtig waren, beriefen eine Versammlung von Vertretern der einzelnen Vereine nach Frankfurt, die am 22. Juli im Hause des reichen Weinhändlers Hinckel stattfand. Frankfurt sollte in aller Form Vorort des Preßvereins werden. Außer Hinckel nahmen an der Beratung teil von Frankfurtern Dr. Gärth, Dr. Jucho, D. Theisinger, J. G. Einbiegler, von Rheinbayern C. Scharpff, Knöbel, Fitz, ferner Dr. jur. Strecker aus Mainz, dessen Schwager Advokat Bansa aus Gießen, Advokat Reh und der frühere Leutnant Dr. Wilhelm Schulz aus Darmstadt, Redakteur Strohmaier aus Mannheim, Bäckermeister A. Fischer aus Koburg, Webermeister Krug aus dem Thüringer Wald, die Heidelberger Studenten Venedey, v. d Hude und Ludwig Frei, ferner vom Vorstand des Heidelberger Preßvereins Küfermeister Haarbarth, Handelsmann Fr. Aab, dann der Schwager der Brüder Bunsen Apotheker Trapp aus Friedberg, Pfarrer Flick aus Petterweil. Das Präsidium übernahm Dr. Strecker, ein Mitglied der Hessischen Ständekammer. Auf dieser Versammlung wurde wirklich das Zentral-Komitee des Vaterlandsvereins nach Frankfurt verlegt. Es wurde ferner beschlossen, dahin zu wirken, daß die Ständeversammlungen Protestationen und Remonstrationen gegen die Bundesbeschlüsse ergehen ließen, daß das Volk belehrt werde, welche Rechte es besitze, und der frühere Leutnant Dr. Wilhelm Schulz, ein ausgezeichneter Publizist jener Zeit, wurde aufgefordert, dies in einer leicht verbreitbaren Schrift zu tun, was dann auch unter dem Titel „Das Recht des deutschen Volks und die Beschlüsse des Frankfurter Bundestags“ geschah. Zu dem nach der Versammlung bei Hinckel im „Weidenbusch“ (dem jetzigen Union-Hotel) stattfindenden Mittagessen fanden sich noch die Herren vom Hanauer Preßverein ein, die eine bereits gedruckte Protestation mitbrachten. Als Mittel des Kampfes wurden in jener Schrift empfohlen: Protestationen gegen die Bundesbeschlüsse, wie sie in Kurhessen, Württemberg, Baden und Bayern bereits ergangen seien, Wahl entschlossener Männer in die Ständekammern, von welchen zu verlangen sei, daß die Bundestagsgesandten in öffentlichen Anklagezustand versetzt und die Steuern verweigert würden, schließlich bewaffneter Widerstand gegen die Steuererheber und gegen die Soldaten, welche die Bundesexekution etwa ausüben wollten.

Viele, die bei Hinckel getagt hatten, waren dann auch Teilnehmer an dem „Mittagessen in der Mainlust“, das am 10. September hinter geschlossenen Türen „zu Ehren der badischen Abgeordneten v. Rotteck und Welcker aus Freiburg“ in dem neueröffneten Riedschen Vergnügungsetablissement am Main stattfand. Präsident dieser Versammlung war Graf Bentzel-Sternau. Hier traten Führer der drei von mir oben charakterisierten Bewegungen, der konstitutionellen, der des Vaterlandsvereins und der „entschiedenen“ Burschenschafter in Beratung. Die Einladung dazu war von einem Komitee ergangen, dem die zwei Doktoren Bunsen, die Advokaten Eder, Gärth, Jucho, Körner und Reinganum und der Weinhändler Hinckel angehörten. Von Frankfurtern war noch der Buchhändler Val. Meidinger anwesend, aus Friedberg Apotheker Trapp, Karl und Wilhelm Zeuner u. a., aus Hanau Advokat Dehnhardt, ferner der längst steckbrieflich verfolgte Dr. v. Rauschenplatt aus Göttingen, Rektor Weidig und Gemeinderat Kuhl aus Butzbach, der Saleninspektor Wilhelmi aus Nauheim, Dr. Neuhoff aus Bonames, Hammerwerksbesitzer Friedrich Döring aus Marburg, lauter Männer, auf deren Hilfe später die Veranstalter des Frankfurter Attentats rechnen zu dürfen glaubten. Auch Dr. Bansa aus Gießen und Dr. Strecker aus Mainz waren wieder erschienen. In der Besprechung, die dem Essen folgte, mahnten Reinganum, Welcker und von Rotteck, sich auch weiterhin auf energische Agitation mit konstitutionellen Mitteln zu beschränken, dagegen führte Graf Bentzel-Sternau aus: es genüge nicht mehr, in streng konstitutionellen Formen sich zu bewegen; es sei am besten, es wie die Italiener zu machen, in Sektionen zu fünf und fünf Mann zusammenzutreten. Die Sektionen sollten sich bewaffnen, um zu jedem Zwecke bereit zu sein; jeder einzelne einer Sektion solle wieder mit fünf anderen in Verbindung treten und eine Sektion bilden, über diejenige Sektion aber schweigen, welcher er bereits angehöre. Nach dieser Versammlung schieden sich die Konstitutionellen von den zur Revolution Entschlossenen und in Frankfurt trat ein revolutionäres Aktionskomitee zusammen, welchem die Bunsen, Gärth und Gust. Körner angehörten.

Über das Programm der geplanten Bundesreform hatten sich vorher die Gießener Bansa und Follenius mit dem Rektor Weidig bei einer Zusammenkunft in dem Dorf Großenlinden verständigt. Man forderte landständische Volksvertretung

in allen Bundesstaaten, eine mehr demokratische Organisation des Deutschen Bundes, größere Einheit zwischen den Bundesstaaten, namentlich durch völlig freien Verkehr, ferner Preßfreiheit, allgemeines Petitions- und Versammlungsrecht, allgemeine Bürgerbewaffnung.

Wir können hier nicht im einzelnen verfolgen, wie die Verschwörung im Geheimen ihre Fäden spann, die von Straßburg bis Würzburg, von Ludwigsburg bis Marburg und Göttingen reichten. Auch Militär war durch den württembergischen Oberleutnant Koseritz und den Militärarzt Dr. Breidenstein in Homburg in dieselbe verwickelt. Ich muß den Leser auf des Marburger Juristen Ilse „Geschichte der politischen Untersuchungen &c. der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und der Bundes-Centralbehörde zu Frankfurt (1860)", im besonderen auf den von W. Stricker offenbar übersehenen Abschnitt Seite 388 bis 443 verweisen, wo von den Zusammenkünften mit den drei Brüdern Bunsen die Rede ist.

Zu Weihnachten 1832 fand der Burschentag zu Stuttgart statt. Auf demselben wurde den Delegierten eröffnet, es sei eine deutsche Revolution in Vorbereitung und das kommende Frühjahr sei für den Ausbruch in Aussicht genommen. Dabei zähle man auf die Beteiligung der Studenten und es sollten sich überall die Burschenschaften darauf vorbereiten. Einer der Heidelberger Burschenschafter, die dann am Frankfurter Attentat teilnahmen, Heinrich Eimer aus Lahr, hat in später geschriebenen Aufzeichnungen berichtet, es hätte sich daraufhin in Heidelberg aus den Entschiedenen ein politischer Klub gebildet. „Es kamen auch zu zwei malen alte Burschenschafter aus Frankfurt, Körner und Karl Bunsen, zu uns, um uns über den Stand der Sache Bericht zu bringen. Es seien, hieß es, die Burschenschaften fast aller Universitäten zum Losschlagen bereit. Der Frankfurter Soldateska sei man durch den Hauptmann Jungmichel sicher, ebenso seien einige württembergische Regimenter, speziell in Ludwigsburg, gewonnen, und an die Spitze würden die bewährtesten deutschen Volksmänner treten. Schließlich wurde uns mitgeteilt, am 3. April sollte der Aufstand stattfinden, und zwar sollten von den einzelnen Universitäten eine Anzahl Studenten nach Frankfurt kommen, um dort den Hauptcoup zu tun, den Bundestag bei voller Sitzung aufzuheben." Die Fäden der Verschwörung mündeten

in der Frankfurter Münze, wo die beiden jüngeren Brüder Bunsen, Karl und Gustav, gleich ihren Eltern wohnten.

Der Versuch, die unter den verschiedensten Voraussetzungen da und dort geplante Revolution, die bei den damaligen Verhältnissen — ohne Eisenbahnen, Telegraphen! — sicher eine Unmöglichkeit war, zum Ausbruch zu bringen, ist nie gemacht worden. Das „Frankfurter Attentat", der Sturm auf die Frankfurter Wachen am Abend des 3. April 1833 gelangte nicht als Anfang dieser Revolution zur Ausführung, sondern als ein Verlegenheitsakt, der doch etwas von dem großen Vorhaben ausführen sollte, nachdem die Frankfurter Führer von überall her Absagen für diesen von ihnen ausgeschriebenen Termin erhalten hatten, während andrerseits ein polnischer Flüchtling, der Major Michalowski, aus Frankreich zur Übernahme der militärischen Leitung des Aufstands in Frankfurt eingetroffen war.

Der äußere Vorgang ist oft erzählt worden. Um 9½ Uhr abends überfielen plötzlich gegen dreißig Bewaffnete, die von der Katharinenpforte herkamen, die Hauptwache, erschossen den Wachtposten und den Sergeanten, entwaffneten die Mannschaft und befreiten die wegen politischer Vergehen in den Haftlokalen sitzenden Gefangenen. Der Leutnant war durch das Fenster entwichen. Gleichzeitig wurde von einem zweiten Haufen Bewaffneter die Konstablerwache angegriffen, die Wache nach lebhafter Gegenwehr und nachdem mehrere getötet und verwundet worden waren, ebenfalls überwältigt und auch hier die politischen Gefangenen befreit. Eine kleinere Schar hatte sich des Pfarrturms bemächtigt und die Sturmglocke läuten lassen. Da aber der ältere Herr Bürgermeister von Guaita schon am Vormittag eine anonyme Warnung erhalten hatte, war das Linienbataillon in der Kaserne bereitgestellt, und dieses nahm, durch flüchtige Wachmannschaften alarmiert, die Wachen wieder, noch ehe die Insurgenten weiteres hätten unternehmen können. Die Tore wurden nun geschlossen und militärisch besetzt, Generalmarsch wurde geschlagen, um die Stadtwehr zusammenzurufen, von dieser durchzogen dann nachts Patrouillen die Straßen, während die Polizei in den Gasthäusern auf die Attentäter zu fahnden begann, von denen auch viele verhaftet wurden. Aber weit hinein bis ins nächste Jahr hat es gedauert, bis die Kriminal-Untersuchung von dem

Zusammenhang des „Aprilattentats“ mit den auswärtigen Verschwörungen, acht Jahre bis die Sache soweit von der Justiz aufgehellt war, daß man den Frankfurter Herd der Hauptverschwörung erkannte. Erst ganz allmählich sind authentische Nachrichten bekannt geworden über die Rollenverteilung der Männer, die als Führer das Attentat leiteten. Den Sturm auf die Hauptwache hatten die Studenten unternommen, etwa 25 an der Zahl, in drei Haufen gegliedert, welche von Gustav Bunsen, von Körner und Berchelmann geführt wurden, während v. Rauschenplatt kommandierte. Sie hatten sich alle eine Stunde vor dem Aufbruch in Gustav Bunsens Wohnung in der Münze getroffen, wo sie bewaffnet wurden. Die Flinten hatte der Schwertfeger Glauth geliefert. Schwarzrotgoldne Binden, von Bundesschwestern genäht, lagen bereit. Eine etwas kleinere Schar, die aus älteren Burschenschaftern, mehreren Frankfurter Handwerkern und ein paar herbeigekommenen polnischen Insurgentenoffizieren bestand, war von Dr. Gärth und dem Major Michalowski gegen die Konstablerwache geführt worden. Sie hatten sich in der Weinwirtschaft von Pauli „hinter der Rose“ getroffen und bewaffnet. Das Läuten der Sturmglocke bewirkte Gustav Bunsen, nachdem die Hauptwache genommen war. Die älteren Brüder sollen sich bei der Gärth'schen Truppe befunden haben. Die Verschworenen rechneten nicht nur auf Zuzug aus der immer noch über die Chikanen der Mautwächter empörten Bauernschaft, sondern auch aus Hanau. Als Rauschenplatt vor der Hauptwache Raketensignale loslassen wollte, fehlte ihm Feuer zum Anzünden. Natürlich war dafür gesorgt worden, daß dem erwarteten Zuzug aus Hanau das Eindringen durch das Friedberger- und das Allerheiligentor erleichtert werde. Durch diese Tore sollten auch die befreiten Gefangenen fliehen, soweit sie sich dem Aufstand nicht anschließen wollten.

Die Brüder Bunsen aber hatten, nach ihrem eigenen Fanatismus die anderen Menschen beurteilend, nicht nur auf den Anschluß dieser Gefangenen, nein, auf den Anschluß der Tausende gerechnet, von denen sie wußten, daß sie die Herrschaft des Bundestags über Frankfurt wie über ganz Deutschland unerträglich fanden. Sie rechneten auf die Wirkung der kleinlichen Prozesse gegen die Mitglieder des aufgehobenen „Mittwochskollegs“, gegen die „Preßprotestanten“ u. s. w. Die Verschworenen überschätzten die Erbitterung dieser Bürger und das Vertrauen,

das ihr Unternehmen bei ihnen wecken konnte, durchaus. Vergeblich wurden, nachdem die beiden Wachen genommen waren, von einzelnen Studenten Proklamationen verlesen und die Gewehre der geflüchteten Soldaten den nächsten Zuschauern angeboten. Die Verschworenen glaubten viele Soldaten, ja auch Offiziere, wie den obengenannten Hauptmann Jungmichel, für die Sache gewonnen. Gerade dieser aber war es, der mit seinen Schützen die Konstablerwache nach heftigem Gefecht wieder nahm. Der Sturm von außen auf die beiden genannten Tore schließlich versagte. Wohl hatte sich um die verabredete Zeit von Bonames aus unter der Anführung des Dr. Neuhoff ein Haufe von etwa 80 Bauern mit einer Trommel und einer schwarzrotgoldnen Fahne in Marsch gesetzt. Das auf dem Wege nach Frankfurt liegende Mauthaus des kurhessischen Nebenzollamts Preungesheim wurde gestürmt, die Papiere desselben wurden vernichtet, die Beamten verjagt. Als aber die Schar vor das Friedberger Tor kam, war es schon mit verstärkten Wachen besetzt, und so zogen sich die Aufrührer ohne den Versuch eines Angriffs zurück.

Da sich gleich nach dem Attentat, während dem im Theater eine starkbesuchte Aufführung der Oper „Robert der Teufel" stattfand, in Frankfurt die Kunde verbreitete, daß sowohl der Frankfurter Senat als der Bundestag vom Bevorstehen der Revolte unterrichtet waren, regte sich sehr bald das Erstaunen darüber, daß von beiden Seiten keine Verhinderungsmaßregeln getroffen worden waren. Der jüngere Bürgermeister Dr. Kappes hatte wohl die Wachen verstärkt und das Linienbataillon in der Kaserne bereitgestellt; das war aber auch alles. Auffällig erschien es auch, daß der Präsident und der Vizepräsident der Bundesversammlung, Graf von Münch und Minister von Nagler, sich beide fast gleichzeitig vor dem verhängnisvollen Tag von Frankfurt wegbegeben hatten, so daß sie beim Eintreffen der Nachricht vom Mißlingen des „Attentats" in Wien und Berlin daselbst sofort in der Lage waren, mit ihren Chefs, Metternich und Ancillon, für die Ausbeutung des revolutionären Ereignisses zur völligen Unterdrückung der Einheits- und Freiheitsbestrebungen in Deutschland gehörig zu sorgen. Mit Leichtigkeit hätte Freiherr von Manteuffel, der sächsische Bundesgesandte, der in Münchs und Naglers Abwesenheit den Vorsitz führte, schon am 3. April ein militärisches Aufgebot aus Mainz kommen lassen können; er begnügte sich, dem Gouverneur die Möglichkeit von Unruhen anzuzeigen, so daß

dieser wirklich Mannschaften zum sofortigen Abmarsch bereit hielt. Das alles ließ den Verdacht aufkommen, der Bundestag habe die Aufrührer absichtlich gewähren lassen wollen, „um die Demagogen endlich einmal," wie Treitschke es ausdrückt, „auf handhafter Tat zu ergreifen." Erwiesen ist diese damals allerorten geglaubte Anschuldigung freilich nicht und ebensowenig die andre, daß Metternich selbst durch geheime Agenten bei dem Zustandekommen des ganzen Revolutionsplans seine Hand im Spiel gehabt habe. Sicher haben die Bunsens, Gärth und Körner nichts von solchen Intriguen gewußt. Nach dem Zweck des Attentats befragt, hat einer der Mitverschworenen später im Verhöre erklärt, Gustav Bunsen habe ihm als einen Hauptzweck des Aufstandes angegeben, der deutschen Volksbewegung das Bundesarchiv in die Hände zu spielen. Das Bundesarchiv, das die Protokolle all der geheim gehaltenen Sitzungen und Abstimmungen barg, welche die vaterländischen Zwecke des Bundestags seit 1819 unter dem Einfluß Metternichs in das gerade Gegenteil verkehrt hatten, das Bundesarchiv wäre allerdings ein Preis gewesen, der auch blutiger Opfer wert war! Stand der Versuch, das Bundesarchiv aus dem Bundespalais zu entführen, wirklich im Plan, so war die Zeit der Abwesenheit der Gesandten Oesterreichs und Preußens für den Anschlag auch vorzüglich gewählt; es muß dann das Vorhaben bestanden haben, nach der Eroberung der Wachen einen nächtlichen Sturm auf das Bundespalais zu unternehmen, wofür wohl entsprechende Vorbereitungen getroffen und die älteren Brüder Bunsen als Führer bestimmt waren. Die Studenten aber, die sich in Frankfurt auf den Ruf der ihnen meist ganz unbekannten Führer eingefunden hatten, jugendfrische, begabte, in ihrem Enthusiasmus irregeleitete Vertreter der Burschenschaften von Heidelberg, Würzburg, Erlangen, Gießen und Göttingen, haben von diesem Zweck nichts erfahren. Für sie gab dem Unternehmen einen höheren Zweck die Befreiung der politischen Gefangenen, die, über dreißig an der Zahl, seit den Herbstkrawallen von 1831 und 1832 in den Zellen der Konstablerwache und der Hauptwache saßen, unter ihnen die jugendlichen Freiheitskämpen Funck und Freyeisen.

Wilhelm Sauerwein, den bisher das Schicksal seiner Kollegen Funck und Freyeisen nicht getroffen hatte, der von der Bunsenschen Verschwörung wohl wußte, aber sie gleich den anderen Liberalen

des Brückenau-Kollegs verfehlt fand, hat die Ereignisse des 3. Aprils bald danach in einer besonderen Schrift geschildert, der er den Titel „Die stille Woche“ gab. Sie wurde natürlich verboten und Sauerwein wegen ihr und der anderen „Das Ende des Mittwochskollegs“ in eine Untersuchung gezogen, die jedoch mit seiner Freisprechung endete. Die ganz objektiv gehaltene Darstellung stellte die Befreiung der in den Wachen schon so lange der Rechtsprechung harrenden Freiheitsmänner in den Vordergrund.

Auch Funck und Freyeisen, welche die ihnen bei der Befreiung von ihren Befreiern dargebotenen Gewehre zwar ergriffen, aber nicht gebraucht hatten, kehrten noch in der Nacht freiwillig in die Hauptwache zurück. Nach Zeugenaussagen, die sich in den Kriminalakten finden, hatten sich nach dem Attentat verschiedene der befreiten Krawaller aus der alten Gefolgschaft Funcks, die wir als Stammgäste des Rebstocks kennen, dort eingefunden. Auch die Frauen der Verheirateten stellten sich ein und diese bewirkten, daß sich alle freiwillig wieder in ihr Gefängnis zurückbegaben. Gegen Annett Stoltze aber sagte einer der nichtbefreiten Kriminalgefangenen in der Konstablerwache an einem der nächsten Tage aus, sie habe am Nachmittag des 3. April mit der Frau des Georg Rottenstein an der Ecke der Friedberger Gasse und der Zeil gegenüber der Wache gestanden. „Die Stoltze machte gegen das Gefängnis des Rottenstein ein Zeichen dergestalt, daß sie beide Hände mit ausgespreizten Fingern in die Höhe hob, sie einige Zeit in dieser Stellung hielt und dann mit der einen Hand eine Bewegung erst nach dem Fenster zu und dann nach der Straße machte.“ Das wurde dahin gedeutet, daß die Stoltze den Rottenstein auf die Befreiung am Abend gegen 10 Uhr vorbereiten wollte. Aus alledem möchte ich schließen, daß Annett Stoltze, der geheime Schutzgeist der politischen Gefangenen von 1831 und 1832, um das Vorhaben der Gefangnenbefreiung schon vor derselben gewußt hat, ja an dem Plane dazu vielleicht beteiligt war.

Dagegen wußte ihr Bruder Fritz nicht vorher von der Verschwörung. Von den Vorgängen am Abend des 3. April hat er aber in der folgenden Zeit so viel von Mitbeteiligten und Augenzeugen erzählt bekommen, daß er die einzelnen Ereignisse bis ins Alter in deutlicher Erinnerung behielt. Und so hat er denn nach fünfzig Jahren in der „Latern“ ausführlich

über das „April-Attentat“ berichtet. Das traurige Mißverständnis, dem der befreite Weißbindermeister Henckelmann erlag — nachdringende Studenten hielten ihn für den Gefängniswärter und stachen ihn nieder — ist dort in Verbindung mit einem persönlichen Eindruck erzählt. „Henckelmann war ein Ehrenmann und ein braver uneigennütziger Freiheitskämpe gewesen. Ich sah ihn im Sarge liegen, über und über mit Blumen bedeckt, die Brust offen mit der weitklaffenden Todeswunde. Obgleich er, auf Polizeibefehl, in der Stille begraben werden sollte, so kehrten sich die Frankfurter doch daran nicht und ein langer Zug folgte seinem Sarge. Meine Schwester Annett und Fräulein Buß gingen hinter dem Leichenwagen und trugen Kränze mit schwarzrotgoldenen Schleifen geschmückt. Dafür wurden die zwei Mädchen nachher polizeilich um je fünf Gulden gestraft.“ Am ausführlichsten ist aber eine Episode humoristischen Charakters erzählt und zwar so, wie sie der Humor Sauerweins umgeschaffen hatte aus den etwas prosaischeren Vorgängen in den Räumen des Glöckners Pfister auf dem Pfarrturm. Mit Einbruch der Dunkelheit war bei diesem der Rottmeister Beyer erschienen mit dem Auftrag, vom Rundaltan des Turmes aus herab zu vigilieren, ob vor den Toren sich nichts Ungewöhnliches zeige. Er wurde nach Sauerweins Darstellung, wie sie in der Brückenaukollegzeitung sich vorfindet, von Gustav Bunsen und seinen Begleitern, die zum Sturmläuten heraufdrangen, überrascht und gezwungen, statt ihrer den Glockenstrang zu ziehen. Mit köstlichem Behagen hat Stoltze ausgemalt, wie Gustav Bunsen und seine Begleiter, unkenntlich mit ihren geschwärzten Gesichtern, den ganz verdatterten Diener der Hermandad zum „Glöckner“ der Revolution machten.

„Alleh, vorwärts, Beyer! Hie is die Stormglock un jetz läut so lang de noch e Glidd rege kannst, sonst geht derrsch e Vertelstunn schlecht! Alleh! Geläut! — Nur ernsten und erhabnen Dingen ist ihr metallner Mund geweiht! — Freiheit hoch! Hurrah!“ — Und der Rottmeister Beyer fing an aus Leibeskräften Sturm zu läuten. — Der eine der sechs schwarzen Männer aber trat dicht an den Rottmeister heran und schrie ihm in die Ohren: „Läut zu, bis de liche bleibst. Mir stelle uns enaus vor die Dhier un basse uff, daß de die Sach ordentlich mechst! Merk derr deß!“ Und nach dieser Ermahnung begaben sich der Schwarze und seine fünf Kameraden aus dem

Glockenhaus, schlossen die Türe zu und eilten dann, unter Mitnahme des Schlüssels, die Pfarrturmstreppe hinunter.

„Wartet! euch fangen wir da droben!" sagte der Obrist v. Schiller und beorderte einen Trupp Linienmilitär nach dem Pfarrturm. Im vollsten Laufschritt langte dieser am Pfarrturm an, umzingelte den Turm nebst der ganzen Domkirche, besetzte alle Ausgänge, so daß ein Entrinnen unmöglich war. Zwanzig Mann aber mit gefälltem Bajonett stürmten die Treppen des Pfarrturms hinan. Als sie vor der Türe des Glockenhauses anlangten, läutete es da drin immer noch lustig drauf los. Ja, als sie mit den Gewehrkolben mit aller Wucht wider die Türe stießen, läutete es nun erst recht Sturm.

„Aufgemacht! Aufgemacht!"

„Ach, ich kann net mehr!" ertönte in der Glockenstube ein geller Aufschrei.

„Aufgemacht! Aufgemacht!"

Aber der Rottmeister Beyer, in der Meinung, es seien noch immer die schrecklichen sechs schwarzen Männer draus vor der Türe, läutete mit seinen letzten Kräften weiter Sturm. Er war des Glaubens, man sei da draus vor der Glockenhaustür mit seinen Leistungen nicht zufrieden.

„Aufgemacht! Aufgemacht!"

Aber die massive Türe des Glockenhauses wollte den Kolbenstößen nicht weichen. Da kamen glücklicherweise noch zwei Sappeure des Linienbataillons an und wenige wuchtige Hiebe mit ihren Aexten genügten, um die Türe zu zertrümmern.

Den Unteroffizier mit der brennenden Fackel voran, stürzten die Soldaten hinein in die Glockenstube und fanden da den ihnen allen wohlbekannten Rottmeister Beyer, halbtot, aber immer noch am Seil der Sturmglocke zupfend. Tableau!"

Wenn sich auch diese köstliche Episode nicht historisch beglaubigen läßt, sie vielmehr nach den Feststellungen des Stadtarchivars Dr. Jung im Widerspruch steht mit der beglaubigten Tatsache, daß der Polizeidiener Bayer sich von der Frau des Türmers verstecken ließ und diese Frau es war, die auf Bunsens Befehl das Stürmen übernehmen mußte, so hat auf unsern Stoltze doch die humoristische Ausschmückung Sauerweins als vermeintliche Wahrheit gewirkt. Und so war es das Schicksal Stoltzes auch bei dieser Gelegenheit, Erhabenes und Komisches eng verflochten zu sehen. Fast gleichzeitig drang das Gelächter

Sauerweins über den „Glöckner“ Beyer und der Zornesausbruch der Schwester Annett auf ihn ein, deren schwärmerischer Sinn auf einen allgemeinen Anschluß der liberalen Bürger an das Beispiel der Studenten gerechnet hatte. Bald teilte er diese Stimmung und er dichtete das Sonett:

„Jawohl! Im Wirtshaus hinter Krug und Würsten,
Da schwatzt ihr viel von heil'gen Völkerrechten,
Da seid ihr Helden, die mit Gabeln fechten,
Und löscht in bayrisch Bier das Rachedürsten.

Da schreit ihr schrecklich: Nieder mit den Fürsten!
Mit allen heimischen und fremden Mächten!
Und Pereat den Feiglingen und Knechten!
Und dabei stecht ihr nach den Leberwürsten.

Und trinkt Gesundheiten die schwere Menge,
Denn ganz natürlich müßt ihr Vielen huld'gen,
Um's viele Trinken schicklich zu entschuld'gen.

Und wenn vom Turm zum Sturm die Glocke klänge,
Da schlichet ihr euch heim wie arme Sünder
Und sprächt: Ja, hätten wir nicht Weib und Kinder!“

Annett aber wirkte sehr bald im Dienst einer neuen Verschwörung, an deren Spitze der Dr. Karl Bunsen stand und die den Zweck hatte, die „Aprilgefangenen“ zu befreien. Sein Bruder Gustav war geflohen, nachdem er sich eine Zeitlang in Frankfurt versteckt gehalten hatte. Er ging nach Amerika, wo er in Kentucky schon im Jahre 1836 verschollen ist. Georg Bunsen leitete seine Erziehungsanstalt noch fast ein Jahr lang, wie sein Neffe W. Stricker in seinem Geschichtswerk angibt, dann ging auch er nach Amerika, wo sein Freund Körner in Belleville (Illinois) eine gute Stellung als Richter gefunden hatte; beide haben es in der Folge als Bürger der Union zu hohem Ansehen gebracht. Anders ging es dem mittleren der Brüder, dem Doktor Karl, als Mitglied des „Männerbunds“ „der Gute“ genannt. Er scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, nicht eher von Frankfurt zu weichen, als bis die Studenten befreit wären, die durch seine Mitschuld so schweres zu leiden hatten. Er reorganisierte zu diesem Zweck den Männerbund in Frankfurt nach dem Vorbild der Carbonari. Den wichtigsten Beistand bei dem Unternehmen leistete ihm Friedrich Funck, nachdem dieser endlich Rechtens aus dem Gefängnis entlassen worden war, im Verein mit Sauerwein, Freyeisen u. a. Annett Stoltze aber war es, die den ge-

fangenen Studenten die ersten Beziehungen zur Außenwelt vermittelte, obgleich in der Konstablerwache nicht mehr der Gefangenenwärter Greiß kommandierte. Er war beim Attentat nicht unbedeutend verwundet worden. Ihr Helfer wurde jetzt der Barbier Rensch, der Raseur ihres Vaters, der auch die neuen Gefangenen zu rasieren hatte.

Die Aufzeichnungen, die der schon genannte Heidelberger Burschenschafter Heinrich Eimer aus Lahr in späterer Zeit als Arzt in Freiburg i. B. über seine damaligen Gefängniserlebnisse gemacht hat, bestätigen dies ganz unmittelbar. Nachdem er erzählt hat, wie er nach der Niederlage bei der Konstablerwache sich erst mit einem Freunde gegen das Allerheiligentor gewandt habe, wo aber alles ruhig gewesen sei und dann mit diesem den Gasthof „Zum Donnersberg" wieder aufgesucht habe, wo die Polizei sie noch in der Nacht aus dem Schlaf schreckte, heißt es weiter:

„Am anderen Morgen wurden wir einzeln abgeholt und auf die Constabler-Wache geführt. Hier ward ich in ein Gefängniß gesperrt, aus Mangel an Platz zu einem wegen Preßunfug inhaftierten Frankfurter Bürger Namens Rottenstein; dessen Frau brachte ihm täglich Bier und Mittags Kaffee. Er teilte dies, sowie sein Bett, redlich mit mir. Die blecherne Kaffeekanne hatte einen doppelten Boden, und derart wurden kleine Bedürfnisse, Papier, Bleistift u. s. w. eingeschmuggelt und ich kam in Korrespondenz mit außen, insbesondere mit einem Fräulein Stoltze, die ich nie gesehen. . . . Anfang Mai wurde Rottenstein aus der Haft entlassen; die Korrespondenz speziell mit Fräulein Stoltze erlitt aber keine Unterbrechung, da der Barbier, der zwei bis drei mal wöchentlich zum Rasiren kam, Zettelchen heraus und herein beförderte, obschon zwei Soldaten und zwei Wächter immer während der Operation um uns herumstanden und aufpaßten, und da in den ausgehöhlten Stöpseln in den beiden Bierflaschen, die mir von Frankfurter Wohlthätern täglich zugeschickt wurden, immer Brieschen spediert wurden."

In den Frankfurter Untersuchungsakten der Jahre 1833—1836 findet sich auch eine Aussage des „Barbierers Nikolaus Rensch aus Nußloch" über diesen Verkehr. Obgleich von den „Liberalen" nicht für voll angesehen, rechnete sich doch dieser schwatzhafte Leichtfuß, der in „Polen und Studenten" die lustige Person bildet, ganz ernsthaft zu ihnen und bezeigte sich den Führern und ihrem Anhang gern gefällig. Er gestand, als er wegen seines Anschlusses an den „Männerbund" schließlich auch in Untersuchung kam, daß er sowohl dem Eimer wie den Studenten Fries und Matthiä sogleich nach dem Attentat Zettel überbracht habe, die er von Fräulein Stoltze empfangen habe.

Er gestand auch, eins dieser Zettelchen überlesen zu haben: „Die Adressaten wurden darin angewiesen, wie sie im Verhöre antworten sollten." Die Stoltze habe ihm gesagt, sie seien von dem Advokaten Jucho. Auf die Frage, ob er wisse, woher die Stoltze den Dr. Jucho gekannt habe, antwortete Rensch: „Das weiß ich nicht, indessen kamen zu dieser Zeit, wie ich sagen hörte, die Doktoren vom Brückenau-Kolleg, darunter auch Jucho, abends um elf Uhr von der Brückenau in den Rebstock." Allmählich habe der Verkehr zwischen der Stoltze und dem Eimer den Charakter einer Liebschaft gewonnen.

Doch bevor ich auf diese Frage des näheren eingehe, muß ich einige allgemeine Angaben über das Schicksal der gefangenen Studenten einflechten. Das „Frankfurter Attentat" bot den Regierungen Österreichs und Preußens den gewünschten Vorwand, die Mainzer „schwarze Kommission" zu erneuen. Am 30. Juni 1833 wurde die „Zentralbehörde für die politischen Untersuchungen" eingesetzt; sie erhielt ihren Sitz diesmal nicht in Mainz, sondern in Frankfurt im Bundespalais. An den Frankfurter Senat aber stellte der Bundestag das Verlangen, die politischen Gefangenen auszuliefern; das Attentat habe ihm gegolten, und er wolle die Hochverräter der Sicherheit halber nach Mainz schaffen lassen. Doch der Senat weigerte sich; er bestand darauf, die Schuldigen den Frankfurter Gerichten zur Untersuchung und Strafe zu lassen, denn der Tat nach sei der ganze Auftritt auf Erstürmung der Wachen und Befreiung der Gefangenen hinausgelaufen. Der ältere Bürgermeister v. Guaita und der Vertreter der Freien Stadt am Bundestag Schöff Thomas hatten einen schweren Stand, aber sie setzten den Willen von Senat und Bürgerschaft durch. Das Peinliche Verhör-Amt und das Appellationsgericht der Freien Stadt Frankfurt, dem bis Mitte 1833 Buchner, dann Danz präsidierte, übernahmen die Untersuchung. Die Bundesgesandten traten auch in Beratung über die Frage, ob das Frankfurter Linienbataillon und Kriegs-Zeugamt dem Bundestag überhaupt noch die nötige Sicherheit gewähre. König Ludwig I. von Bayern lud gleichzeitig die Bundesversammlung zur Übersiedelung nach Regensburg ein, in dessen Nähe kürzlich die neue Walhalla ihre Eröffnung erlebt hatte. Man entschied sich zum Bleiben; dagegen wurden etwa 2500 Mann Österreicher und Preußen aus Mainz abberufen und unter dem Kommando des österreichischen

Generals Piret in den Ortschaften rings um Frankfurt einquartiert. Frankfurt selbst blieb unter der Obhut des Linienbataillons und der Stadtwehr; nur für den Fall ausbrechender Unruhen ward der Oberbefehl Pirets auch über diese zur Bedingung gemacht. Die Mißstimmung über dies Vorgehen war im Senat wie in der Bürgerschaft gleich lebhaft. Frankfurt war ja nunmehr auf beiden Ufern des Mains von den Truppen der Bundes-Großmächte zerniert.

Allgemein war auch das Mitleid mit den Studenten, die hinter Kerkergittern ihren verblendeten Schwärmersinn büßen mußten. Selbst Treitschke, der für die Vorgänge, die wir hier schildern, in seiner „Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts" fast nur Hohn und Spott hat, wirft bei Besprechung ihres Schicksals die Frage auf: und wer konnte auch den unglücklichen Studenten menschliche Teilnahme versagen? Ihre Verführer waren entkommen; sie aber, die von den Hintergedanken der polnischen Mitverschworenen wenig oder nichts wußten, büßten in endloser Untersuchungshaft. . . . Die halbe Stadt beschäftigte sich mit den verwegenen Jungen; keine Woche verging, wo man nicht von einem vergeblichen Fluchtversuch hörte.

Natürlich waren jetzt in Frankfurt Haussuchungen, Vorladungen, Überwachungen, auch vieler, die ganz unschuldig waren, an der Tagesordnung; trotzdem sah sich die Bundeszentralbehörde wiederholt veranlaßt, über Lauheit der Frankfurter Behörden zu klagen, und vergeblich forderte jene z. B., nachdem sie von dem „Frühstück bei Hinckel" erfahren hatte, daß dieses Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung verhaftet werde. Von inhumen Grundsätzen war der Vorsitzende des Verhöramts, Kriminalrat Dr. Gwinner, der spätere Senator und Verfasser des Werkes „Kunst und Künstler in Frankfurt a. M." schwerlich beseelt; dem Aktuar des Amtes Dr. Joh. Jak. Thomas (übrigens kein Verwandter von Gerhard Thomas) ist dies dagegen hartnäckig nachgesagt worden. Ende 1835 wurde sein Nachfolger Dr. Schnieder. Am Polizeiamt wirkten als Assessoren Dr. J. Müller (später Direktor der Main-Weserbahn) und G. W. Pfeiffer (der dann als Schriftsteller zahlreiche Romane aus Frankfurts Vergangenheit verfaßt hat) und die Aktuare Münch und Rügemer. Das eigentliche Polizeipersonal mußte in Folge des Prozesses stark vermehrt werden.

Große Unzuträglichkeiten für die Gefangenen wie für die Behörden ergaben sich aus dem Mangel an einem ordentlichen Untersuchungsgefängnis. Die Gefangenenzellen in den beiden Wachtgebäuden, im Turme über dem Fahrtor und im Rententurm, sowie das Schuldgefängnis in der „Mehlwage" reichten nicht aus für so viele Gefangene, für die sich sehr bald Einzelhaft nötig erwies. Solange die Studenten in der Konstablerwache aus den vergitterten Fenstern auf die Zeil hinaussehen konnten, erregte dies beständig Aufläufe und Sympathiebezeugungen. So wurden sie sehr bald unter großer Vorsicht in die Gefängnisse im Fahrtor und im Rententurm überführt, worauf in der Konstablerwache vor den Gefängnisgittern Holzkästen angebracht wurden, was mit Recht großes Ärgernis in ganz Frankfurt erregte. Bitter beklagten sich die Studenten, als sie in die nun halbfinsteren Räume zurückgebracht wurden, über diese Behandlung. Fluchtgelegenheiten ergaben sich leicht aus dem Herkommen, daß die Gefangenen zum Verhör unter polizeilicher Bedeckung zum Römer gebracht werden mußten. Wenn im Laufe des ersten Jahres von den gefangenen Studenten nur einer entfliehen konnte, so war dies der Strenge zu danken, mit welcher die oberen Behörden den unteren Beamten die Wichtigkeit der politischen Gefangenen einschärften. Verschiedene Gefängniswärter, bezw. Gehilfen wurden im Laufe der Zeit abgesetzt oder kamen in Strafe, weil sie sich doch Nachgiebigkeiten zu Schulden kommen ließen. Die Strenge der Beaufsichtigung wuchs, als es dem Studiosus Lizius am 31. Oktober 1833 wirklich gelungen war, unter Beihilfe von außen unentdeckt zu entkommen. Die Hilfe kam vom Brückenau-Kolleg. Noch am selben Tage dichtete Sauerwein, das alte Polizeifaktotum Schnitzspahn verhöhnend, das Lied:

„Jetzt, Schnitzspahn, streck' die Beine aus,
Die Fall' ist offen, fort die Maus;
O Polizei, wie viel Verdruß
Macht dir der Studio Lizius!" —

ein Lied, das wenige Tage später in allen Straßen, in allen volkstümlichen Wirtschaften Frankfurts vom Volke gesungen wurde, was sogleich wiederum Gegenstand eines Polizeiverbots wurde. Dem jungen Stoltze gefiel das lustige Gedicht ungemein und bis ins Alter konnte der Dichter sämtliche Verse auswendig, von denen ich wenigstens noch die drei nächsten zitieren will:

„Die Vorsicht war gewißlich groß,
Doch macht der Inquisit sich los,
Bricht Gitter, Kasten, und am Seil
Läßt er sich nieder auf die Zeil.

Wer weiß, wie lang er fort schon war,
Da ward's die Schildwacht erst gewahr;
Das Seil hing noch am alten Ort,
Jedoch der Galgenstrick war fort.

Nun kam heran die Polizei
Und alle riefen: Ei, ei, ei!
Die Häscher haschten gar nichts mehr,
Der Strick, der niederhing, war leer ..."

Als Eimer im Rententurm saß, hatte er in Knoblauch einen sehr strengen Gefängnisaufseher. Das brachte seinen Briefverkehr mit Annett zur Entdeckung. Es heißt hierüber in Eimers Niederschrift:

„Einmal glaubte ich am Benehmen des Gefängnißwärters zu bemerken, daß er auf die Stöpsel der Bierflaschen fahnde, und ich meldete hinaus, man solle diesen Beförderungs-Modus unterlassen und in Zukunft in die untere Höhlung im Boden dazu geeigneter Flaschen die Zettel stecken und darüber eine Schicht schwarzen Pechs decken. So geschah es. Noch etwa vierzehn Tage lang wurde derart korrespondiert, da wurde plötzlich verboten, ich dürfe kein Bier mehr zugeschickt bekommen. Und im Verhör wurde mir ein Stöpsel vorgelegt, in den ein Zettelchen unerheblichen Inhalts gesteckt war, das ich geschrieben haben sollte. Man hatte noch vierzehn Tage lang die Flaschen mit dem Zettelchen im Boden auf das Verhöramt bringen lassen und befördert, ohne etwas zu finden. Rottenstein hatte mir einen kleinen Spiegel zurückgelassen, in dessen hinterer seitlicher Wand ein verborgener Behälter angebracht war, in dem ich einen Bleistift mit etwas Papier versteckt hatte, das ich derart immer bei den verschiedenen Versetzungen in andere Gefängnisse wieder erhielt. Einmal wurde ein Kirschkuchen für mich ins Gefängnis geschickt, in den eine Uhrfedersäge eingebacken war. Der schlaue Gefangenwärter hatte Verdacht, durchschnitt den Kuchen und fand die Säge. Ich wußte nichts von der Sache und erfuhr erst später davon."

Die „Acta criminalia des Peinlichen Verhör-Amtes der Freien Stadt Frankfurt" geben über diese angedeuteten Vorkommnisse ergänzende Auskunft. Auch der verräterische „Zettel" befindet sich bei den Akten, vergilbt, an zwei brüchigen Stellen braun gefärbt und etwas zerrissen, so daß links ein Stück fehlt. Die Vorderseite ist mit Tinte von einer sehr flüchtigen kleinen Damenhand, die Rückseite in einer kräftigen, aufrechten Männerhandschrift mit Bleistift beschrieben. Nach meiner Entzifferung lautet der Inhalt der ersten Seite:

„. . . . geh' nicht mehr zu nahe an das Fenster, sonst möge man dich in ein anderes Gefängniß bringen, dann könnte ich dich ja nicht mehr sehen, thus mir zu Liebe, wenn ich dich nur sehen kann, die anderen brauchen dich nicht zu sehn und wenn ich vorbeigehe, schreibe ich dir es zuerst. Heute hab ich zu der Frau des Alten geschickt, sie war nicht zu Hause, ich werde mein möglichstes thun, wende nur auch alles an, ach wenn ich dich einmal sehn, sprechen könnte — ich weiß nicht was ich geben würde. Gestern (?) habe ich dir nur in einen Stopfen etwas gethan, weil ich noch keine Antwort von dir hatte, so glaubte ich immer noch, daß du was gehabt hättest, sei nur vorsichtig, guter H., nachdem ich las, du hättest vorgestern zwei Stopfen heruntergeworfen, jagte ich gleich meine Magd weg, sie hat aber nur einen gefunden, ich werde sehen, ob nicht der andre noch zu finden ist, werfe nichts mehr herunter, drücke lieber die Stopfen in die Flasche, ich werde jetzt wieder um ³/₄12 das Bier schicken. Hast du denn alle deine Sachen aus der Konstabler-Wache erhalten? J. kömmt noch jeden Sonntag zu mir, er brachte mir auch die Pfeife, welche ich dir gegeben, ich sagte ihm, daß sie im Strohsack stäke, er hatte sie geholt und mir gleich gegeben, er ist wohl treu, aber viel ist nicht mit ihm zu machen. — Heute sagte mir mein Knecht, ich solle Geld schicken, ich werde morgen selbst dem Knoblauch das Geld geben und wenn ich die Frau sehe, gebe ich ihr ein Zeichen, daß sie mir folgt. [Lenz] hat dir also den Brief, welchen ich von Henckelmann [oder Heidelberg?] erhielt, noch nicht [gegeben, ich] werde ihm sagen, doch böse darf ich nicht gegen ihn [sein, sonst würde ich alles] verderben. — Heute Abend werde ich dir Gute Nacht zurufen . . . . ich habe wohl gestern Abend deine Stimme [gehört. Vergiß nicht,] ich gehe nach 3 Uhr vorbei, ich hoffe meinen Freund zu sehen, ach könnte ich dich sprechen!!! ich wünschte es sei jetzt schon . . .“

Die Antwort lautet:

„Ach, innig geliebte A. Wie glücklich, wie selig machst du mich heute: aber wie hab ich mich über mich geärgert. Du batest mich, ich solle nicht ans Fenster gehen. Als ich dich nun gesehen hatte, legte ich mich auf . . . für die Zukunft zu machen, da hörte ich husten, ich dachte du könntest es sein, und als ich heruntersehe, sehe ich die Mlle. Freieisen im Laden. Schnell gehe ich zurück, um dir zu folgen, ich höre immer husten und denke schon, wie ich dir schreiben will, wie gehorsam ich dir bin, da blick ich doch noch einmal herunter und sehe dann dich doch! Ach ich hätte vergehen mögen vor Aerger. Sage aber der Mlle. Freieisen nicht, daß ich wegen ihr nicht hätte hinuntersehen wollen. Ja, ich sah oft hinaus und besonders, wenn ich die Marseillaise pfeifen hörte, aber immer Deinetwegen, du könntest mitkommen. Ich scheine [dir unge]-duldig, ja ich bin es auch seit einiger Zeit. Wenn ich allein stünde, würde ich mich eben als gestorben betrachten, denn ich wollte mich aufopfern, sterben fürs Vaterland . . . ob ich nun durch eine Kugel oder durch Kerker und Ketten den Tod gefunden hätte, das wäre ja einerlei [aber seit] ich dich kenne, dich liebe, hab ich noch andre Wünsche.“

Sowohl Heinrich Eimer als Annett Stoltze haben im Verhör, als ihnen am 3. Juli nach einander der Zettel vorgelegt wurde, ihren Anteil an dem Schriftstück geleugnet. Die

gefangenen Studenten hielten so lange es ging an ihrem Eid als Burschenschafter fest, nie etwas zu verraten, und fühlten sich hierdurch zu hartnäckigstem Leugnen vor Gericht verpflichtet. Auch Annett hielt es für Ehrenpflicht alles zu leugnen, was den Gefangenen schaden und ihr die weitere Hilfstätigkeit hätte verlegen können. Daß aber der aufgefangene Zettel tatsächlich der Korrespondenz zwischen Eimer und Annett Stoltze angehörte, wurde der Untersuchungsbehörde bald durch das Geständnis des Jakob Deubert bestätigt. Dieser war in der Zeit nach dem Attentat Gefangenknecht auf der Konstablerwache gewesen. Später entlassen und gefänglich eingezogen, gestand er, daß „Anna Stoltze" ihn in der fraglichen Zeit beauftragt habe, eine Pfeife, die Eimer auf der Konstablerwache zurückgelassen, ihr zu bringen. Er also war der „J." von dem es in Annetts Brief heißt: „J. kommt noch jeden Sonntag zu mir. Er brachte mir auch die Pfeife, welche ich dir gegeben, ich sagte ihm, daß sie im Strohsack stäke."

Auch der Kirschkuchen, von dem Dr. Eimer in seinen Erinnerungen Erwähnung getan, wurde dem Gefangenen von Annett Stoltze geschickt. Mit odysseeischer Erfindungsgabe suchte sie sich in dieser Sache herauszureden. Indem sie zunächst manches zugab, machte sie ihre Ableugnung um so glaubhafter. „Obwohl ich mich bisher", sagte sie, „mehrfach für den Studiosus Eimer interessiert habe, so kenne ich denselben doch nicht, sondern wir haben von der Mutter des Stud. Eimer den Auftrag erhalten, für denselben so viel als möglich zu sorgen. Daher hat Eimer Bier von uns erhalten, auch zuweilen Lebensmittel; namentlich hat er auch gestern Kirschkuchen von uns überschickt bekommen. Als ich nämlich Samstag Mittag spazieren ging, begegnete mir am Fahrtor der Lithograph Kreischer, der sich mit mir in ein Gespräch über die Kasten an den Gefängnisfenstern einließ und mich fragte, ob ich keinen der verhafteten Studenten kenne. Da ich nun antwortete: keinen, außer dem Stud. Eimer, dem wir täglich Bier schicken! so sagte er weiter, ob Eimer nicht auch das Essen von uns bekomme; und als ich dies im Allgemeinen verneinte, jedoch bemerkte, daß ich dem Eimer schon Kuchen geschickt habe, so sagte er, er wolle mir morgen ein Stück Kuchen für den Eimer schicken, mit dem er glaube einige Tage zusammen gesessen zu haben, es werde bei ihm zuhause Kirschen-

kuchen gebacken. Wirklich brachte auch am andern Morgen ein kleines Mädchen ein Stück Kirschenkuchen, im Auftrag des Kreischer und mit dem Bemerken, daß dieser den Abend selbst kommen würde. Diesen Kuchen habe ich gestern durch unsern Knecht auf den Rententurm für den Studiosus Eimer geschickt." Auf besonderes Befragen erklärte sie noch: „Wie Kreischer mit dem Vornamen heißt und wo er wohnt, weiß ich nicht; ich kenne ihn daher, daß er öfters in unsre Wirtschaft kommt. Kreischer ist von mittlerer Statur, er trägt einen samtnen Rock, graue Hosen und hat ein kleines, schwarzes Schnurrbärtchen; er ist meines Wissens aus Hanau oder Rumpenheim gebürtig, und dahier als Lithograph gegenwärtig in Arbeit."

Das Verhöramt ließ nun sofort durch alle Polizeiorgane nach diesem Lithographen Kreischer fahnden. Es klang ja so glaubhaft, was das hübsche Mädchen da vorgebracht hatte. Doch ein Kreischer war in ganz Frankfurt nicht zu finden, so viele Krischer es auch barg.

Von den Vorladungen, die „Mamsell Stoltze" im Juli 1833 wegen des Kuchens erhielt, hat auch die Brückenaukolleg-Zeitung Notiz genommen. Und weiter ward hier unterm 2. Oktober vermerkt: „Die Kuchenuntersuchung vom vorigen Sommer ist wieder aufgegriffen und es sind zwei Bäckermeister polizeilich vernommen worden," am 16. Oktober aber: „Die berühmte Kuchenuntersuchung ist im vollen Gange. Die Mamsell St . . . . ist unter strenger Bedrohung angegangen worden, den Kreischer zur Stelle zu schaffen." Das war ein Gelächter, als dieser Eintrag im Kolleg zur Verlesung gelangte! Dort wußte man allgemein, daß der Bäcker Schrimpf der Hersteller des kunstreichen Kuchenstücks gewesen war. Und nicht weniger wird über diese Veruhzung der Hermandad im Rebstock gelacht worden sein.

Doch schon zog sich über dem Hause das finstere Verhängnis zusammen. Bis in diese Zeit war der Rebstock das Stelldichein der Demagogen sowohl aus dem Altstädter Bürgerstand wie aus der jüngeren Doktorenwelt geblieben. Kurz darauf aber hatte die Brückenaukolleg-Zeitung zu berichten: „Der Gastwirt Stoltze im Rebstock ist von der Polizei zu einer Geldstrafe von 10 Talern verurteilt worden, weil er des Nachts von seiner Stube aus ein Individuum tüchtig ausgeschimpft

hatte, das lauernd und spähend an den Fensterläden seiner Wirtsstube herumschlich." Und wenige Tage danach trug Wilh. Sauerwein in die Zeitung ein: „Aus der Protokoll-abschrift, die der Gasthalter Stoltze zum Rebstock sich wegen der erwähnten Sache von dem Polizeiamte ausgebeten hat, gehet hervor, daß die Polizeipatrouille Ordre hat, folgende vier Lokalitäten unter besonderer Aufsicht zu halten: die Brückenau, den Rebstock, die Münze, den Garten der Frau Bunsen."

Die beiden Rebstock-Kinder, die es — trotz Börne — so gut verstanden, die Begeisterung für den Freiheitskampf ihrer Mitwelt mit der höchsten Verehrung für Goethe zu vereinen, mögen bei dem wachsenden Polizeiterrorismus in der Vaterstadt damals gar manchmal an das Brüssel in Goethes Freiheitsdrama „Egmont" gedacht haben. Und wie das „Klärchen" im Egmont, das in Annettens Seele längst zum verführerischen Ideal geworden war, sann diese unerschütterlich weiter auf die Befreiung ihres gefangenen Freiheitsmärtyrers.

Auch ein Brackenburg fehlte nicht dem Liebesdrama. Als solcher erscheint in den Akten ein Jugendfreund Heinrich Eimers, Ferdinand Diehl aus Lahr, der gerade um die Zeit des „Attentats" eine Stellung als Kommis in Frankfurt, bei Eckhardt jun., angetreten hatte.

Ferdinand Diehl, der Sohn eines wohlhabenden Fabrikanten, quartierte sich im Rebstocker Hof im Hause des Buchbinders Brümmer ein und wurde sehr bald Stammgast im Rebstock. Vor Gericht sagte er später aus, er sei so oft in den Rebstock gegangen, „um mit der Tochter des Hauses zu plaudern." Am 20. November 1833 kam es zu einem Befreiungsversuch, der von Annett Stoltze und ihm von langer Hand vorbereitet war. Man wußte, daß Eimer morgens um 9 Uhr von der Konstabler-wache, wo er jetzt wieder saß, in den Römer zum Verhör geführt werden würde. Eimer war unterrichtet worden, daß um diese Zeit in der Zeil vor der Hirschapotheke Diehl mit einem leichten Einspänner halten werde. Eimer bat die ihn geleitenden Polizei-diener, ihn über den Graben zu führen, von wo er in das Ludwigsche Haus entsprang, dessen Front auf der Zeil lag. Diehl aber war nicht rechtzeitig zur Stelle und auch dieser Befreiungsversuch mißlang. Eimer, der nach der Eschenheimer Gasse zu floh, wurde von seinen Verfolgern ereilt und in seinen Kerker zurückgebracht. Vor Gericht erklärte Diehl, er habe

eine Lustfahrt vorgehabt. Beim Einfahren in die Zeil habe er eine große Menschenmenge gesehen und gehört, daß ein Gefangener entsprungen sei. „Ich hielt still," heißt es in diesem nur zum Teil wahren Geständnis, „übergab, nach dem ich ausgestiegen war, das Chaisechen dem Knecht Johann aus der Stoltzeschen Wirtschaft, den ich zufällig in der Gegend der Hirschapotheke traf, zur Bewachung, und ging nach der Großen Eschenheimer Straße hin, von wo der Entflohene zurückgebracht wurde. Als mir der Unglückliche nahekam, erkannte ich in ihm meinen Jugendfreund, den jungen Eimer aus Lahr. Das üble Aussehen desselben, dem die Haare zu Berge standen, und dessen eingefallenes Gesicht ein Bild der Verzweiflung darbot, ging mir sehr zu Herzen. Ich kehrte sogleich darauf mit meinem Chaisechen um, da mir alle Lust zu der Fahrt vergangen war."

Der Knecht Johann May aus dem Rebstock bezeugte dagegen unter Eid, daß er von Fräulein Stoltze beauftragt war, auf die Zeil zu gehen, um Herrn Diehl ein Pferd an der Hirschapotheke zu halten. Annett leugnete dies, gab aber zu, daß sie an jenem Tage den Hausknecht in die Öhlersche Leihbibliothek geschickt habe, um ihr dort Bücher zu holen. Am Abend des verhängnisvollen Tages hatte sich Diehl im Gespräch mit Annett in eine solche Desperation über das Mißlingen des Plans hineingesteigert, daß er noch in der Nacht den ganz sinnlosen Versuch machte, mit geladenen Pistolen in die Konstablerwache zu dringen. Das führte zu seiner Verhaftung.

Als Annett diesmal vor das Peinliche Verhör-Amt geladen wurde, war sie krank und in tiefer Trauer. Am 6. November, vierzehn Tage vor der Ausführung des Diehlschen Befreiungsplans, war ihr Vater, der Gasthalter Friedrich Stoltze zum Rebstock, gestorben.

Am 11. November meldete die Zeitung des Brückenaukollegs: „Beim Leichenzug des Gastwirts Stoltze zum Rebstock, der auf militärische Weise gehalten wurde, fanden sich die Offiziere von der Linie darum nicht ein, weil ihnen ihr Oberst den Befehl gegeben hatte, um 10 Uhr beim Leichenzug zu erscheinen, während sich dieser schon um 9 Uhr in Bewegung gesetzt hatte. Der liberale Geruch, in dem der Todte stand, war wohl die Ursache, daß der Herr Oberst sich irrten."

Tiefe Trauer herrschte in den noch unlängst so oft von heiterer Festlust belebten Räumen in den folgenden Monaten,

während deren nicht nur die Tochter, sondern auch die Witwe und der Sohn des Verstorbenen in der Diehlschen Untersuchung aufs Verhöramt zitiert wurden.

Erst am 23. Mai 1834 — die Untersuchungen zogen sich alle erschrecklich in die Länge — war der nun siebzehnjährige Fritz vorgeladen. Er stellte jede nähere Beziehung zu Diehl und Eimer in Abrede, letzteren kenne er gar nicht. Den Verkehr mit den Liberalen, „die im Rebstock verkehren", konnte er ruhig ableugnen; die alten Stammgäste hatten sich ja infolge der polizeilichen Überwachung verzogen. Er sei Lehrling in dem Handelshause G. C. Melchin und an jenem Tage habe er sich die ganze Geschäftszeit über im Comptoir befunden. Den Studio Eimer kenne er nicht. Auch später hat Stoltze bezeugt, daß ihn die Schwester in bezug auf ihren Verkehr mit Eimer nicht in ihr Vertrauen gezogen hat. Schlüsse ziehen aus dem, was er sah, konnte er freilich, und später hat sie ihm alles gebeichtet.

Er war ein eifriger Theaterbesucher geworden. Schillers, Goethes Freiheitsdramen — Götz, Egmont, Fiesko, Tell — taten von der Bühne herab ihre erste Wirkung auf ihn. Nicht dem Beispiel Börnes, Funcks, Sauerweins trieb es ihn zu folgen, nicht in der Art, wie die Dichter des jungen Deutschland, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Wienbarg und die andern, mit poetisch gestimmter Rede und direkter Satire in den Kampf der Zeit einzugreifen. Auf die Bahnen jener großen Dichter zu gelangen, war der Traum seiner Nächte. Mit Hendrichs, der jetzt auf dem Stadttheater jugendliche Helden spielte und dem er manches Theaterbillett zu verdanken hatte, pflegte er die alte Freundschaft weiter, und nach dem Tode des Vaters folgte er bald Hendrichs' Beispiel; er erwirkte bei seinem gütigen Lehrherrn, daß ihn dieser vor Ablauf der Lehrzeit entließ, wobei ihn der Wunsch der Mutter unterstützte, — der kaufmännisch geschulte Sohn sollte ihr bei der Ordnung der geschäftlichen Lage des Rebstocks helfen. Der Vater hatte die Verhältnisse in einem ziemlich zerrütteten Zustand hinterlassen.

Am 15. November 1833 war im Frankfurter Journal die folgende „Todesanzeige" erschienen:

„Ich erfülle hiermit die traurige Pflicht, allen meinen Verwandten, Freunden und Bekannten schuldigst anzuzeigen, daß es am 6. d. Mts., abends 9 Uhr, dem Allmächtigen gefallen hat, meinen geliebten Ehegatten, Friedrich Christian Stoltze, Gastgeber zum Rebstock allhier, nach schwerem Leiden, in einem Alter von 50 Jahren, 7 Monaten und 15 Tagen von

dieser Welt abzurufen, und verbinde hiermit zugleich die fernere schuldige Anzeige, daß ich, mit Hilfe meiner beiden Kinder, sowohl die von meinem seligen Ehegatten bisher geführte Gastwirtschaft, als das von ihm betriebene Mineralwasser-Geschäft fernerhin fortsetzen und durch gute und billige Bedienung mich in aller Hinsicht bei Jedem zu empfehlen wissen werde.

Frankfurt a. M., den 14. Nov. 1833.

Anna Maria Stoltze, Wittwe,
geb. Rottmann."

Die in Aussicht gestellte Hilfe der beiden Kinder versagte jedoch unter den traurigen Umständen, in die der „Rebstock" geraten war. Beide strebten, der strengen Zucht des Vaters ledig, hinaus aus der ihnen verleideten Welt, er, um das Versäumte nachzuholen, was ihn zum Besuch einer Universität berechtigen würde, Annett, um sich zur Sängerin auszubilden. Der Versuch der Witwe, den Gasthof und das Geschäft in der alten Weise weiterzuführen, mißglückte.

Nach Jahresfrist sah sich die der verwickelten Aufgabe nicht gewachsene Frau veranlaßt, zunächst die Wirtschaft im Rebstock zu verpachten. Anfang 1837 zog sie mit ihren Kindern, wie ich einer Feststellung des Stadtarchivars Dr. Jung entnehme, in die Schnurgasse, ein paar Jahre später nach Bornheim.

Unter den Stürmen der Demagogenzeit, unter den Folgen der Zollsperre an den Grenzen hatte die Freie Stadt Frankfurt als Meßstadt immer mehr verloren. Der Ersatz für die ausbleibenden Meßgäste, den der Rebstock als Flüchtlingsherberge und Stelldichein der „Liberalen" gefunden hatte, war nun auch hin: wer von den Stammgästen dieser Art nicht im Gefängnis saß, war in das Ausland geflohen. Im April 1834 kam auch „Literatus" Funck wieder in Haft, was für Sauerwein und Freyeisen das Signal war, in die Schweiz zu flüchten. Der Anlaß zu Funcks Verhaftung war ein Preßvergehen; doch nach dem großen Befreiungsversuch, der im Monat darauf (am 2. Mai) fünf der in der Konstablerwache gefangenen Studenten die Flucht durchs Fenster ermöglichte, von denen aber nur einer, Alban aus Gräfentonna, entkam, zeigte es sich den Gerichten, daß die vorausgegangene Verschwörung von Karl Bunsen und Funck eingeleitet und organisiert worden war; sie wurden nach langem Prozeß zu 4, bezw. 5 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Unter den ausgebrochenen Studenten befand sich auch Eimer; doch kam der Pechvogel, als er sich vom Fenstergitter herabließ, zu Fall und brach ein Bein, er wurde von da an trotz dieses Schadens mit besonderer Strenge behandelt.

Am Zustandekommen der Verschwörung, die mehr als hundert Frankfurter Bürger und eine Kompagnie Scharfschützen umfaßte, war auch Annett Stoltze beteiligt. Sie geriet zu einem ihrer Helfer in ein Liebesverhältnis, das ihr Verderben wurde. Und als der Treulose sie im Stich ließ und das tapfere Mädchen sich in jeder Weise enttäuscht und betrogen sah, da traf sie nachträglich noch ihre Verurteilung.

Mit großer Milde waren Polizei- und Verhör-Amt gegen sie verfahren; wie viel Belastendes hatten seit dem Juni 1833 die Untersuchungen nicht gegen sie zu Tage gebracht! Auf viel geringere Verdachtgründe hin waren andere Mädchen und Frauen damals in Untersuchungshaft gekommen. Die Tochter des Gasthalters zum Rebstock, wurde immer wieder nur als Zeugin, nicht als Angeklagte, vor die Schranken des Verhöramts gefordert. Offenbar wußte das Gericht die idealen Motive ihrer Handlungsweise zu würdigen, zumal ja aus der aufgefangenen Stöpselkorrespondenz hervorging, daß Liebe mit im Spiele war. Der Chef der Untersuchungsbehörde war Schöffe Thomas. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Bruder Fritz das Wohlwollen seiner Gönnerin, der Geheimrätin Willemer, benutzt hat, um es zu Gunsten seiner Schwester einzusetzen. Thomas stand mit seiner Stief-Schwiegermutter auf sehr gutem Fuß, ihr Wort galt ihm hoch. Seine humane Gesinnung steht außer Frage. Aber zwischen die Anmaßungen des Bundestags und die erbitterte Volksmeinung gestellt, konnte er nicht ohne Schwankungen seiner Pflicht als oberster Richter über die Aufrührer und ihre Helfer genügen.

Als am 19. November 1834 Diehl auf Grund eines ziemlich günstigen Gutachtens der Leipziger Juristen-Fakultät zu einem Jahr Gefängnis über den bereits erlittenen Arrest hinaus verurteilt wurde, stand auch Annett Stoltze als Angeklagte in den Akten und es hieß in bezug auf sie: „Dagegen mag über die Annette Stoltze zur Zeit noch nicht erkannt werden, weil sie wegen Versuchen, mit Eimer zu kommunizieren u. s. w. noch in Untersuchung steht.“

Um diese Zeit beschloß Schöffe Thomas, die noch schwebenden, viel zu sehr in die Länge gedehnten Untersuchungs-

verhandlungen des Verhöramts durch energisches, persönliches Eingreifen bis zum Ende des Jahres zum Abschluß zu bringen. Er ordnete das gesamte Material und bekam so wieder die Akten der Stoltze zu Händen. Dieselben enthielten schon das „Schuldig“ in der Kirschkuchenaffäre. Schöffe Thomas, der mit seinem Kollegen v. Meyer zusammenarbeitete, verwies die Sache wiederum an das Polizeiamt und schied sie somit endgültig aus der Großen Kriminaluntersuchung aus. Unter Hinweis auf das Leipziger Urteil gegen Diehl verfügte er: „Das Polizeiamt müßte daher auch in dieser letzteren Sache der Stoltze die nötigen Vorhalte machen und dann sprechen, wobei die Teilnahme an der Beihilfe des Diehl, den Eimer zu befreien, mit in Betracht kommen könnte.“ Er verzichtete, ein besonderes Dekret zu erlassen. Es werde genügen, das Polizeiamt mündlich hierauf aufmerksam zu machen. Die Verfügung liegt in Thomas' eigener Handschrift in Gestalt eines Zettels vor, welcher der Großen Aktenübersicht vom Ende des Jahres 1834 eingeklebt ist.

Wahrscheinlich also gegen Thomas' Erwarten erfolgte wirklich seitens des Polizeiamts eine Verurteilung der Wirtstochter aus dem Rebstock. Es verhängte lediglich wegen Beihilfe zu Fluchtversuchen Eimers vier Wochen Arrest über sie. Als dieses Urteil gesprochen war, fand sich Annett nicht in der Lage, der Vorladung zu folgen. Sie war leidend unter den Folgen der herzerschütternden Konflikte, die sie durchlebt hatte. Ihre Mutter wußte durch Vorstellungen im Römer wiederholt Aufschub zu erwirken. Das vom Schicksal schwer getroffene Mädchen büßte die ihr zuerkannte Strafe im August und September 1835 im Rententurm, wohl in derselben Zelle, die im Sommer 1833 Eimer bewohnt hatte. Die Zwei, die damals Liebesbriefe unter so erschwerenden Umständen tauschten, haben sich nie wieder gesehen.

Dies Schicksal Annetts hat auf den Bruder tiefer gewirkt als alle die anderen Eindrücke, die er damals in verwirrender Folge empfing. Das Miterleben derselben hat für immer den tiefen Haß gegen alle Vergewaltigung des politischen Freiheitssinnes in ihm begründet, der sich so merkwürdig in seinem Charakter mit harmlosem Humor und duldsamer Menschenliebe verschmolz. Im „Roten Schornsteinfeger“ hat der Dichter den Worten über Annetts politische Anzettelungen die grimmigen

Worte zugefügt: „Es war der Keim zu ihrem frihe Dod, un die rebublikanisch Frankforter Bollezei, die sich in de dreißiger Jahrn iwwerhääpt sehr scheene Denkmäler gesetzt hat, hat sich mit der Einkerkerung von eme junge Mädche, des mehr Herz for sei Vatterland gehat hat, wie die ganz Bollezei zusamme-genomme, das allerscheenste Denkmal geschaffe. Ihr Bruder hat err die Vers zum Aadenke gedicht't:

Im Thurme hinter'm goth'schen Erker,
So stark vergittert ganz und gar,
Saß eine Taube in dem Kerker,
Weil sie gedacht hat wie ein Aar.

Gefangen hinter Eisenstäben
Stand eine Rose manchen Tag,
Weil in dem lieben Blumenleben
Das Rauschen einer Eiche lag!"

Als das Geschick der Schwester sich so tragisch schürzte, hatte Fritz die Privatstunden beim Professor Textor wieder aufgenommen. In seinen Musestunden aber sann er dem Plane eines Dramas nach, das in geschichtlicher Spiegelung die Schicksale darstellen sollte, die soeben die Vaterstadt bis ins tiefste erschüttert hatten. Er gedachte wohl auch, das Schicksal der Schwester, von seiner Phantasie idealisiert, wie es ihm überhaupt erschien, hineinzuverweben.

Der Stoff, der ihn ergriffen hatte, gehörte derselben historischen Stimmungswelt an wie Schillers „Don Carlos" und „Fiesko", wie Goethes „Egmont", dem Zeitalter Kaiser Karls V. und seines Sohnes. Der große Doge Andrea Doria, der seine Vaterstadt Genua von der Herrschaft der Franzosen befreit, nachdem er vorher Admiral Franz des Ersten von Frankreich gewesen war, wurde sein Held. Die Weigerung des Dogen, die politischen Gefangenen auszuliefern, durch welche er sich die Ungnade Königs Franz I. zuzog, bot eine ins Auge springende Analogie zum Verhalten des Frankfurter Senats unter der Führung des Schöffen Thomas, der dem Bundestag seine politischen Gefangenen nicht hatte ausliefern mögen. Genua, die ruhmreiche Handelsempore und Städterepublik des Mittelalters, die aus der Abhängigkeit von Frankreich sich löst, um freiwillig der Macht Karls V. zu huldigen, war ein Pendant zu der alten Freien Reichsstadt Frankfurt am Main, die, nachdem Napoleon Bonaparte sie zur Provinz gemacht hatte, zu Deutschlands Befreiungskampf be-

geisterungsvoll ihre Freiwilligen stellte. Andrea Doria schloß sich dem Kaiser nur an unter der Bedingung, daß die Selbstständigkeit Genuas geachtet werde, er befestigte dann diese Selbständigkeit durch eine neue Verfassung, die bis zur Auflösung des genuesischen Staatswesens Bestand hatte. Zum Dank erhielt der große Seeheld und Staatsmann durch Beschluß des genuesischen Senats den Ehrentitel „Vater des Vaterlands und Wiederhersteller der Freiheit“. Das war der Held unsres jungen Dichters. Ein Bild des Trostes und der Aufrichtung für die Frankfurter in dieser Zeit tiefen Niedergangs wollte der achtzehnjährige Jüngling entwerfen, ganz bereits — der echte Stoltze.

Aber auch dem jungen Dichter hatten die erlebten Schicksalsstürme in Vaterhaus und Vaterstadt die Gesundheit erschüttert. Als er mit der Gestaltung des Dramas so weit war, daß er mit der poetischen Ausführung begann, ward er vom Typhus ergriffen.

In dem autobiographischen Abriß, den der Dichter im Alter skizzierte, heißt es von ihm: „Kaum hatte er zu schreiben begonnen, kam auf einmal mitten durch die geschlossene Türe des Nebenzimmers Seine apostolische Majestät Karl V. in allerhöchsteigener Person und im vollen Kaiserornat zu ihm in die Stube herein, schritt feierlich an ihm vorbei und verschwand durch das Getäfel. Und gleich hinter Karl V. kam der Doge Andreas, ebenfalls im vollen Ornat. Der Dichter warf entsetzt die Feder weg und eilte zur Tür hinaus. Nach dieser Vision, die Folge überreizter Phantasie, kam der Typhus zum Ausbruch. Er überstand ihn, behielt aber als Präsent eine nervöse Reizbarkeit des Herzens, die ihm noch lange zu schaffen machte.“

Die Krankheit selbst und der folgende Schwächezustand währten lange. Es scheint, daß in diese Zeit die Gefängnishaft der Schwester fiel. Ihm erschien ihr Schicksal unerträglich; es erhöhte seine verzweifelte Stimmung. Der Zusammenbruch all der Hoffnungen, die er begeisterten Mutes mit seiner Schwester geteilt hatte, das Triumphieren der empörenden, auf die Vernichtung des Deutschtums gerichteten Bundespolitik, das schaurige Ende der Unternehmungen braver Bürger zur Verpflegung und zur Befreiung der politischen Gefangenen, das gänzliche Verkanntwerden des harmlosen Mutwillens, der so vielem zu Grunde

lag, was jetzt als Hochverrat bestraft wurde, ward für den Genesenden zur Quelle langanhaltender Schwermut. Sein eigener Mutwille und Humor waren völlig versiecht. Das angefangene Drama vom Dogen Andrea war ihm verleidet. Das weitere Schicksal der gefangenen Studenten hatte ihn um den Optimismus gebracht, dem er den Plan verdankte.

Zur Wiederaufnahme des Dramas wurde er auch nicht ermutigt durch die Bekanntschaft mit dem Dichter Grabbe, der im Jahre 1835 auf Veranlassung seines Verlegers Kettembeil in Frankfurt lebte. In der Genesungszeit besuchte Stoltze öfter ein Kaffeehaus am Roßmarkt, und hinter seiner Limonade konnte er den Dichter des „Hannibal" beobachten, dessen liederliche Lebensführung zum Stadtgespräch geworden war. Dies hielt Stoltze nicht ab, die Bekanntschaft des genialen, damals berühmten Mannes zu suchen; doch bekam er von ihm so heillose Dinge über den Fluch des Epigonentums zu hören, daß es den Jüngling vor der eigenen Schiller-Nachahmung grauste.

Auch die ihm im Alter näherstehenden norddeutschen Schriftsteller, die sich im gleichen Jahre um die von dem Österreicher Eduard Duller in J. D. Sauerländers Verlag herausgegebene „Frühlingszeitung" „Der Phönix" scharten, den Berliner Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg aus Kiel, Eduard Beurmann aus Bremen, bekam der noch kränkelnde Jüngling zu Gesicht. Wie sich diese Autoren mit dem Schlesier Heinrich Laube, mit Theodor Mundt in Berlin als ein literarisches „junges Deutschland" empfanden und im Begriff waren, dieser Gemeinschaft ein eigenes Organ in der „Deutschen Revue" zu schaffen, welche in Frankfurt bei Gutzkows Freund Karl Löwenthal erscheinen sollte, wurde dem stillen Beobachter freilich auch erst bekannt, als der berüchtigte Beschluß des Bundestags dieses Unternehmen im Keime erstickte. Der Schlag, der die geistesfrischen jungen Autoren, die nach Börnes Beispiel in den Formen der Unterhaltungsliteratur, in Reiseschilderungen, Novellen, Kunstkritiken, den Kampf der liberalen Patrioten weiterführten, von seiten der Gewalthaber traf, konnte auch nur niederschlagend auf ein zaghaftes Dichtergemüt wirken. Am 10. Dezember 1835 wurden mit Heine und Börne die Jungdeutschen Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt und Kühne von dem Bundesbeschluß getroffen, der nicht nur ihre bisherigen, sondern auch alle Werke, die sie in Zukunft schreiben würden,

verbot. Mit diesem Ukas, der in weiten Kreisen als Schmach empfunden wurde, hatte endlich die Reaktion den Höhepunkt erreicht. Gutzkow, der zunächst die Sünden seiner „Wally“ im Gefängnis zu Mannheim büßen mußte, blieb auch in den nächsten Jahren in Frankfurt, wo er sich mit Amalie Klönne, einer Nichte des Verlegers Val. Meidinger, verheiratet hatte, aber seine Versuche, hier unter Verleugnung seines Namens literarisch tätig zu sein, wurden ihm so erschwert, daß er sich 1837 nach Hamburg wandte, um die neue Zeitschrift „Der Telegraph“ ins Leben zu rufen. Trotz dieser üblen Erlebnisse hat Gutzkow später in seinen „Rückblicken“ mit vieler Liebe und Anhänglichkeit das Frankfurt jener Tage geschildert:

„Nichts Behaglicheres“, heißt es dort, „von einem städtischen Leben kann man sich denken, als das Ensemble, in dem man damals in Frankfurt alles, was zu des Lebens Anmut, Bequemlichkeit und höherer Würde gehörte, in nächster Nähe beisammen hatte. Da lag das Theater mit mehr als mittelmäßigen, zuweilen trefflichen Leistungen. Unmittelbar daneben die Post, ringsum lagen Gasthöfe, die für die Kunst der Hotelhaltung als Akademie galten; Kaffeehäuser, gemütlich eingerichtet, noch nicht durch die Fremden aus den nahegelegenen Bädern verfranzösiert. Ein Lesezimmer ersten Ranges lag auf dem Roßmarkt. Eine Gasse voll Buchhandlungen, die Buchgasse, war im Nu zu erreichen (sie legte den Grund zu Deutschlands Einheit, denn hier begann, was sich später in Leipzig für die Kommunikationswege des geistigen Verkehrs fortsetzte); dazu die Senckenberg'sche Stiftung, eine Art Akademie für die Naturwissenschaften, sogar mit einer Sternwarte und Anatomie. Nicht zu vergessen das Städelsche Museum, eine lehrreiche Gemäldegalerie mit vielem Schönen und Wertvollen älterer und neuerer Kunst. Und unmittelbar nahe sorgsam gepflegte Promenaden, die sich um die Stadt zogen und sich immer mehr vervollkommneten, mit der Zeit Staffagen immer zahlreicherer Neubauten. An Konzerten, geistigen Genüssen dabei kein Mangel. Was nur an berühmten Namen auftauchte, holte sich, wenigstens hielten die Frankfurter auf diesen Glauben, das Diplom seines ob wirklichen oder nur gemachten Wertes erst von einer Frankfurter Beweisführung für sein Talent. Der Cäcilienverein, der Liederkranz, beide waren von Dirigenten ersten Ranges (Messer, Just) geleitet. Ein geschlossener Verein,

die Museumsgesellschaft, bot einen Mittelpunkt für geistige Geselligkeit. . . .

„Christ und Jude waren damals gesellschaftlich noch mannigfach getrennt. Zu jener eben gerühmten Lesegesellschaft wurde kein Jude zugelassen. Doch gab es Gelegenheiten genug, wo ein jeder soviel galt, als sein Name, seine Bildung, sein Geist vertreten konnte. Immer mehr an Macht gewann die Börse. Börsenspiel wurde eine Kunst, die sich auf Erkenntnis der politischen Zustände gründete, eine Erkenntnis, die nicht überall anzutreffen war. Der Bundestag mochte diese vielen herumwandelnden verkörperten Barometer kaum wünschen, tat sich aber gütlich an den Folgen des immer mehr steigenden Wohlstandes . . . Ab und zu fuhren die umwohnenden Souveräne die stattliche „Zeil“ herauf. Denn bei Rothschild gab es immer zu handeln und zu markten. Stammgast in Frankfurt war der Herzog von Nassau, der sich im Gasthof zum „Römischen Kaiser“ sogar mehr als ersten Weinhändler Deutschlands, denn als Fürst zu fühlen schien. . . Dies Frankfurt am Main, das jedem, der sich etwa zu sagen erlaubte: Wer wird wohl einmal diesen Bissen verschlucken, Österreich oder Preußen? entrüstet antwortete: Der Bissen wird Euch im Halse stecken bleiben! Frankfurt verschlucken wollen, heißt einen europäischen Krieg veranlassen —! wie verriet es Selbstgefühl im Guten und im Schlimmen, in Vorzügen und in verrotteten alten Fehlern!“

Von solchen Fehlern hebt Gutzkow vor allem hervor die Absperrung gegen jeden Zuzug von außen, die kleinliche Kontrolle über jeden Fremden.

„Wer sich nach acht Tagen nicht empfahl, war dem Senat unbequem, verdächtig. Willfährigkeit, jemand die Ansiedelung zu erleichtern oder wohl gar einen Gewerbebetrieb zu errichten, scheiterte an zahlreichen gesetzlichen Bestimmungen.“ Mit Schärfe zeichnet er die Korruption der Presse und des öffentlichen Lebens, die vom Bundestag ausging, „Zuträger von Neuigkeiten bei den Gesandten, pensionierte Beamte kleiner Staaten, betriebsame alte, weißhaarige Gesandtschaftssekretäre, auch Thurn- und Taxissche Beamte, besonders solche, die im Ruf der Brieferbrechungskunst standen, kurz eine Art von privilegierter Lohndienerschaft, die sich um den Bundestag herumbewegte.“ Die Gesandten von Österreich und Preußen wetteiferten miteinander, das Brieferbrechungssystem zur Kontrolle der Korrespondenz ihrer Gegner

immer mehr zu vervollkommnen. Einen traurigen Ruhm hat sich namentlich Preußens damaliger Bundesgesandte, der grimme Feind der Entwicklung des Eisenbahnwesens, Generalpostmeister v. Nagler in dieser Beziehung erworben. Eine grobe Taktlosigkeit desselben sei auch hier erwähnt. Als Anfang 1836 der Vertrag zum Abschluß gelangt war, durch welchen Frankfurt dem Deutschen Zollverein beitrat, wurden den Frankfurter Bevollmächtigten preußische Orden verliehen. Der Frankfurter Senat ließ seinerseits die üblichen Geschenke auch dem Minister v. Nagler zu teil werden. Er erhielt eine schöne Dose, die auf dem Deckel das Bild der Frankfurter Mainbrücke zeigte und mit 20 Brillanten besetzt war. Nagler nahm das Geschenk an, verhandelte es aber nach einiger Zeit wieder an den Lieferanten, den Juwelier Speltz.

Bei der Abhängigkeit der Frankfurter Presse von der Zensurbehörde und den Gesandtschaften des Bundestags bestand für einen jungen liberal gesinnten Frankfurter, der sich zum Dichter berufen fühlte, also keine Verlockung, sich als Journalist den Weg in die literarische Welt zu bahnen. Aber ein junger Dichter will sich gedruckt sehen. Das Weihnachtsfest des Jahres 1836 brachte unserm Friedrich Stoltze zum ersten Mal dies Vergnügen. Seine humoristischen Genrestückchen im Dialekt der Altstadt hatten bei mündlichem Vortrag in dem Kreis junger Künstler, dem sein Freund Hendrichs angehörte, viel Beifall gefunden. Aber er wollte als „hochdeutscher" Dichter anerkannt sein. Eins seiner religiösen Gedichte mit dem Titel „Hymnus an Gott" schickte er an Wilhelm Wagner, Redakteur der belletristischen Beilage des Frankfurter Journals, der „Didaskalia". Es war nicht sein bestes Gedicht, aber die Schlußstrophe doch recht bezeichnend für ihn:

„Hoch über Raum und Zeit blickst du hernieder,
Du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Tief in den Staub, ihr stolzen Weltgebieter,
Tief in den Staub, ihr Wesen flücht'ger Zeit!"

Dem Redakteur war die Hymne willkommen und er brachte sie in der Nummer 355, Samstag, den 24. Dezember 1836. Für Fritz war das eine heißersehnte Genugtuung. Seiner Mutter war der Beweis erbracht, daß er wirklich zum Dichter berufen sei. Aber es kam noch besser. Von den in Frankfurt lebenden Musikern genoß damals der Schweizer Xaver Schnyder v. Wartensee das größte Ansehen. Der Enkel eines alten

Luzerner Geschlechts, hatte er nach Überwindung manchen Widerstands, seine Studien in Wien noch zu Beethovens Lebzeit gemacht, und sich dann, 1817, in Frankfurt niedergelassen, wo er in den Museumskonzerten, im Cäcilienverein, später auch in dem nach dem Stuttgarter Vorbild 1827 gegründeten „Liederkranz“ am Klavier und als Geiger tüchtig mitwirkte. Die Aufführung seiner Oper „Fortunat“ auf der Frankfurter Bühne hatte ihn in näheren Verkehr mit dem lebenslustigen Künstlervölkchen gebracht, dessen Seele Hendrichs war. Wenige Tage nun nach dem Erscheinen der „Hymne“ erhielt ihr Verfasser einen Brief mit der Adresse: „S. Wohlgeboren Herrn Friedrich Stoltze, Dichter, im Rebstock Littera L Nr. 87, dahier.“ Hocherrötend hielt er den noch uneröffneten Brief der herzutretenden Schwester entgegen. Der Brief war von Schnyder von Wartensee.

„Lieber junger Herr!

Ich hatte neulich in der Wirtschaft des Herrn Resch, bei Gelegenheit des Künstlerabends der Mitglieder des Frankfurter Theaters das Vergnügen, mich an Ihrer heitern Laune zu erfreuen. Gestern habe ich nun auch in der „Didaskalia“ Ihre Hymne gelesen. Ich bin ein Freund derjenigen fröhlichen Jugend, die sich dabei zugleich ein frommes unverdorbenes Herz bewahrt. Um Ihnen eine Freude zu machen, habe ich Ihre Hymne komponiert.

Mit freundlichem Gruß

X. Schnyder v. Wartensee.“

Die Komposition lag dem Briefe bei. Als Annett den Brief vorgelesen hatte, fühlte sich Fritz wie von einer höheren Macht zum Dichter geweiht. Und wie zum Gebet trat er hinter die Schwester, die sich ans Klavier setzte und ihm seine, von einem Schnyder komponierte Hymne frisch vom Blatt vorsang.

Mit seinen Studien beeilte sich der junge Dichter nun erst recht nicht. In der Erholungszeit nach dem Typhus, als er sich schonen mußte, hatte er sich an ein behagliches Tempo des Lebens gewöhnt, und als dann die Daseinslust in ihm neu erwachte und ihm geraten wurde, sich wieder etwas zuzumuten, tat er dies im Stile eines jungen Mannes, der sich als halbwüchsiger Knabe gewöhnt hat, des Sonntags mit den Eltern auszufahren oder auch hoch zu Roß durch die Promenaden zu reiten. Seine Mutter hielt er für reich. In der Tat bezog Frau Stoltze bis ins Jahr 1839 erhebliche Einnahmen aus dem Betrieb des Rebstocks, den sie an den Weinwirt C. L. Bessier verpachtet hatte. Erst am 7. Dezember 1841 kam der Gasthof

durch Versteigerung an den Insatzkläger, Phil. Sim. Häffner, einen Verwandten der Witwe. Vorher aber hatte bereits das Schicksal dafür gesorgt, daß dem etwas leichtsinnigen Sohn die Augen über den Ernst der Lage aufgingen: Fritz war zwanzig Jahre alt, er hatte Schulden gemacht, weil ihn die Mutter seiner Ansicht nach zu knapp hielt, da ließ ihn sein Vormund auf das Kuratelamt im Römer zitieren und die Vorhaltungen, die er hier vom Senator Neuburg erhielt, blieben von nachhaltiger Wirkung.

Von der inneren Vereinsamung, in die der junge Dichter hierdurch geriet, zugleich aber von dem Trost, den ihm darin die Poesie gewährte, zeugt ein Gedicht, dessen Überschrift „Wohin?“ bezeichnend ist für die Ratlosigkeit, in der er sich nun mehr als je befand.

„Wo will dein Herz, noch unverdorben,
Nun hin mit seinem vollen Schlag?
Du weißt, die Freiheit ist gestorben
Und steht nicht auf am dritten Tag.
Und ach, um sie dein reinstes Sehnen!
Die Wünsche, die dein Busen barg,
Sie stehen da mit bittern Tränen,
Wie Kinder um der Mutter Sarg.

Und suchst du, um dein Heil betrogen,
Der Freundschaft Trost und Sympathie,
Hat dir noch nie ein Freund gelogen,
So gehe hin und finde sie!
Und wenn die Freunde dich verließen,
So kehre bei der Liebe ein!
Doch von verlornen Paradiesen
Singt jede Nachtigall im Hain. — — —

Komm mit ins heil'ge Land der Töne,
Der Dichtung, zauberisch erhellt,
Dort blühet in verklärter Schöne,
Was dich versöhnet mit der Welt;
Dort wirst du reiner dich entzünden
An allem, was da schön und hoch,
Und doppelt wirst du wiederfinden,
Um was das Leben dich betrog.“

Dieses Gedicht weist Anklänge an die Lieder eines Dichters auf, der damals wie im liberalen Frankreich so auch im liberalen Deutschland die größte Verehrung genoß, an jene „Chansons“, mit denen der größte Volksdichter Frankreichs, Béranger, vor der Julirevolution so schmerzlich den Untergang der Freiheit beklagt und dann ihre Wiederkehr so hoffnungsfreudig ver-

kündigt hatte. Bérangers an volkstümliche Weisen sich anschmiegende Lieder, die mit heiliger Glut die idealen Güter des Volks besangen oder die heitere Festlust der Pariser Mitbürger hellen Klangs idealisierten, sie wurden dem kranken Herzen des jungen Dichters, dem das quälende „Wohin?“ auf der Seele brannte, zu einem stärkenden Labsal.

Unter dem Druck der häuslichen Verhältnisse hatte er den Plan, doch noch zu studieren, aufgeben müssen. Die deutschen Universitätszustände, die nun wieder unter strenger Bundeskontrolle standen, hatten zudem auch nichts Lockendes für einen jungen Dichtergeist von Stoltzes Art. Er bereitete sich jetzt mit Eifer für einen Aufenthalt in Frankreich vor, wo er als gelernter Kaufmann durch Freunde eine Stelle zu finden hoffte. Béranger bildete seine Hauptlektüre, aber auch mit Viktor Hugos Poesien befreundete er sich. Unter deren Einfluß entwickelte sich in ihm die Lust an landschaftlichen Schilderungen in einer aufs Großartige gerichteten Bildersprache. Der Charakter der heimatlichen Landschaft milderte zunächst diesen Hang, der dann in der Schweiz, als er wirklich nach Frankreich ging, mächtige Anregung fand, wie das Gedicht „Angesichts der Jungfrau“ bezeugt. Stoltzes „Taunusbilder“, die im Sommer 1837 in der „Didaskalia“ erschienen, spiegeln aber weit unmittelbarer das persönliche Erleben des Dichters, sein inniges Verständnis für die besondere Schönheit der heimatlichen Berge, die Genesungswonne, die er im Frühling des genannten Jahres beim Durchwandern derselben genoß. Eine Stelle der ältesten Fassung verrät uns auch, daß sein Herz jetzt die Seligkeit der ersten Liebe kosten durfte; selbst die Namen der Geliebten — Lyda Christine — vertraut er der Strophe an, welche die Sehnsucht uns schildert, mit der die Augen des Dichters den Giebel in der fernen Vaterstadt suchen läßt, unter welchem die Besungene atmet. Ich komme noch später auf diese Gedichte zu sprechen, die in ihrer liebenswürdigen Schönheitsandacht noch heute frühlingsfrisch wirken. Sie und das bald danach entstandene stimmungsvolle Gedicht „Am Rechneigraben zu Frankfurt am Main“ feiern die Genesung, die das Altfrankfurter Stadtkind damals der schönen Umgebung der Vaterstadt und seiner jungen Liebe zu danken hatte. Der kleine schönumgrünte See in den Anlagen am Rechneigraben ist in der Tat ein Kleinod an Stimmungspoesie . . . .

„Wie schön ist's hier in einer solchen Nacht!
Der Silbermond bricht durch den Tannenhügel
Und magisch glänzt, wie flüssiger Smaragd,
In seinem Strahl der grüne Wasserspiegel.
Am Ufer, jenseits, plätschern um den Kahn
Im gleichen Takt die kleinen Wellen leise,
Und in des Weihers Mitte zieht der Schwan
In majestät'scher Stille Furchenkreise ....

Dort, wo die Birken sich mit lindem Schwung
In malerischen Gruppen säuselnd neigen
Und in der holden Mondesdämmerung
Durchs dunkle Grün die weißen Stämme zeigen:
Dort schließt der Tannenhintergrund sich an,
Wo Guiollett ein stilles Grab gefunden,
Dort schläft er sanft, nach dessen schönem Plan
Um Frankfurt sich ein Blumenkranz gewunden.

Weht mir die Ruh von dorther ins Gemüt,
Wo er sie träumet in der Tannenkühle?
Zog sie im süßen Nachtigallenlied
Mir durchs entzückte Ohr in die Gefühle?
Mir ist so mild in dieser schönen Nacht,
Als hätte sich erfüllt so all mein Sehnen,
O wäre Jedem, der jetzt mit mir wacht,
Das Aug' so heiter und so frei von Tränen.

Doch glänzen dort am Teich im Mondesstrahl
Des neuen Hospitales weiße Wände,
Und drinnen wohnt der Schmerz und wohnt die Qual,
Und mancher ringt in dieser Nacht die Hände.
O, der du alles kannst und fügest, schau
Erbarmungsvoll auf diese Leidensmüden!
Und träufle nieder deinen Lindrungstau
Und gebe jedem Herzen meinen Frieden!"

Auch der Stadt Frankfurt brachte jene Zeit einen günstigen Umschwung der Verhältnisse. Die Demagogenbewegung zeitigte im Stillen doch Allen willkommene Wirkungen. Am 2. Januar 1836 war die Freie Stadt dem Deutschen Zollverein beigetreten, dem seit 1833 auch Sachsen, Bayern und Baden angehörten. Die Schlagbäume an den Warttürmen fielen. Noch im Laufe des Jahres wurde der „Sperrbatzen" beseitigt. Die Errichtung des Zollgebäudes und der Lagerhäuser am Main hatte die Entfernung der alten Wassertore zur Folge; das Leonhardstor, das Holzpförtchen, das Fahrtor wurden abgetragen; der neue Mainkai vom alten Holzausladeplatz bis zum Weinmarkt beim Rententurm gelangte bis 1840 zur Ausführung.

Das Jahr 1836 brachte auch für Frankfurt den Prozeß gegen die Aprilattentäter bis zu einem gewissen Abschluß. Am 9. Oktober wurde das Urteil der Tübinger Rechtsfakultät den Angeklagten eröffnet. Danach wurden zehn zu lebenslänglicher, einer zu 15 jähriger, einer zu 12 jähriger, einer zu 6 jähriger und einer zu 6 monatiger Zuchthausstrafe verurteilt. Während der langen Untersuchungshaft waren zwei der Studenten entkommen, drei gestorben, zwei als wahnsinnig in Irrenhäuser überführt worden. Heinrich Eimer, der den Dr. Eder zum Anwalt hatte, war auf sein Verlangen auf die badische Festung Kislau verbracht worden. Am Tage nach der Publikation des Urteils entwich der Studiosus v. Rochau, ein Göttinger, der später als Historiker und Publizist ein eifriger Verfechter der „Realpolitik" werden sollte. Lange dauerte es freilich noch bis das Oberappellationsgericht in Lübeck das Tübinger Urteil bestätigt hatte, so daß noch sechs der Studenten, Ernst Matthiä, Ed. Fries, W. Obermüller, W. Zehler, H. F. Handschuh, F. Sartori vorher entweichen konnten. Im März 1837 traten die übrigen in der Bundesfestung Mainz, auf dem Hartenstein, ihre Strafe an. Im Monat vorher war Börne in Paris gestorben. Auf dem Hartenstein saßen auch Funck, Öhler, Jucho und Karl Bunsen, welcher letztere kurz nach seiner Entlassung im Jahre 1838 starb. In diesem Jahre erhielten die noch übrigen Gefangenen, die zu längerer Haft verurteilt waren, die Erlaubnis zur Auswanderung nach Amerika. Das Jahr bedeutet in unsrer Darstellung in mehr als einer Beziehung einen Abschnitt. Am 19. Oktober starb Johann Jakob v. Willemer im 79. Lebensjahr und wenige Tage später, am 1. November, erlag sein Schwiegersohn Gerhard Thomas mitten in seiner Wirksamkeit als oberster Repräsentant des Freistaats einem Leiden, das er sich unter den Stürmen der Demagogenzeit zugezogen hatte. Das Leichenbegängnis von seinem Haus vor dem oberen Maintor nach der Familiengruft in Sachsenhausen, zu welchem sämtliche Korps der Stadtwehr und des Linienmilitärs ausrückten, brachte die ganze Stadt in Bewegung; Geistliche sämtlicher Konfessionen befanden sich in dem Zuge.

Vor seinem jähen Tod hatte sich Bürgermeister Thomas aber noch an dem Gruß einer neuen Zeit erfreuen können.

Am 29. und 30. Juli 1838 wurde in Frankfurt das erste deutsche Sängerfest, veranstaltet vom Frankfurter

Liederkranz, geleitet von den Komponisten Schnyder v. Wartensee und Wilhelm Speyer abgehalten. Mit diesem Fest wurde Frankfurt zum Vorort einer neuen Bewegung, die mit rein friedlichen Mitteln im Geist der Freiheitsliebe das Ideal der deutschen Einheit pflegte. Aus all den Ländern, in denen 1833 die Sendboten der Vaterlandsvereine und der Revolutionsausschüsse heimlich nach Frankfurt gekommen waren, zogen nun öffentlich, zum Teil auf reichbewimpelten Schiffen von Mainz und Aschaffenburg her, die deutschen Sänger nach der Bundesstadt. Wohl durfte sich das verpönte Schwarzrotgold auch jetzt noch nicht wieder hervorwagen; aber in dem von vielen Tausenden besuchten Waldkonzert auf dem Forsthaus bildete den Höhepunkt der Vortrag des Arndt'schen Liedes „Was ist des deutschen Vaterland?" in Wilhelm Speyers Komposition, und schon bei der Hauptprobe unter Justs Leitung im Theater hatte es infolge des begeisterten Beifalls der Zuhörer wiederholt werden müssen. Bei dem Schlußfest auf der Mainlust saß am Präsidententisch der ältere Bürgermeister Thomas neben dem jüngeren, Dr. Souchay, dem Exkonsul Dr. Harnier und dem Polizeisenator Reuß. Um die Erlaubnis zur Veranstaltung des Festes zu bewirken, war in den Verhandlungen mit dem Senat der größte Nachdruck auf den Zweck gelegt worden, durch die Einnahmen Mittel für die zu gründende „Mozartstiftung" zu gewinnen; der patriotische Hauptzweck wurde aber von allen Machtfaktoren im Freistaat gebilligt. Dem Frankfurter Sängerfest verdankt das „deutsche Lied", „Wenn sich der Geist auf Andachtsschwingen", seine Geburt, das ein junger Frankfurter Lehrer, Dr. Heinrich Weismann, zum Festheft beisteuerte und das in der Weise von Kalliwoda noch heute, namentlich unter den Deutschen Österreichs machtvolle Volkstümlichkeit besitzt . . Zu den Teilnehmern des Festes gehörte auch der Rheinländer Karl Wilhelm, der etliche Jahre später des Schwaben Max Schneckenburger schon 1840 gedichtete „Wacht am Rhein" komponierte, die im Krieg von 1870 zu einem idealen Machtfaktor wurde, der nach Bismarcks Ausspruch den Wert von mehreren Armeekorps hatte.

Die Idee zu dem Fest war dem Komponisten Wilhelm Speyer zu danken, dessen Lieder im Volkston („Mein Herz ist am Rheine", „Der Wirthin Töchterlein") damals in ganz Deutschland ungemein populär waren. Als intimer Freund Felix

Meiner Schwester Anette.

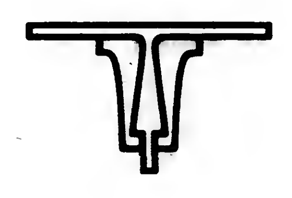
Im Thurme, hinterm gothischen Erker,
So stark vergittert ganz u. gar,
Saß eine Taube in dem Kerker,
Weil sie gedacht hat wie ein Aar.

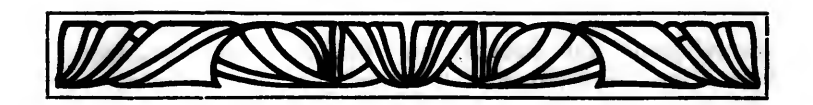
Gefangen hinter Eisenstäben
Stand eine Rose manchen Tag,
Weil in dem lieben Blumenleben
Das Rauschen einer Eiche lag.

÷

Mendelssohns und Spohrs, als Präsident des Liederkranzes, übte seine schaffensfrische liebenswürdige Persönlichkeit einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Frankfurter Musikleben aus. „Zum Genuß des Lebens erzogen", so urteilte Gutzkow über ihn, „glücklicherweise zum edleren Genuß desselben, aufgewachsen in jenem seinen Eltern gehörenden Offenbacher André'schen Hause, wo einst „Lili" ihre „Menagerie" aufgeschlagen und Goethen darunter als Gezähmtesten am Gängelbande geführt hatte, früh verheiratet mit einer Adligen, stand er durch den großen Finanzsturm von 1825 plötzlich mittellos und erhob sich erst allmählich und mit Anstrengung als beeidigter Börsenmakler zu einer Stellung, die ihn erhielt."

Eines der frühesten Liebeslieder Stoltzes, „Geh' ich in der Abendstund' Liebchens Haus vorüber" wurde von W. Speyer komponiert. Und noch im Jahre 1838 brachte der junge Dichter der neuen Bewegung seinen ersten Tribut mit dem „Bundeslied der Deutschen in Lyon", das einige Jahre später Felix Mendelssohn komponierte.





III.

Lange hat es gedauert, bis sich die Eindrücke, die Stoltze als Kind und heranwachsender Jüngling in der Frankfurter Altstadt empfing, in den poesieverklärten Erinnerungsschatz wandelten, der ihm später zum Hauptstoff seiner humoristischen Dichtungen wurde. Und fast ebensolange hat es gedauert, bis das unerschütterliche Bewußtsein, zum Dichter bestimmt zu sein, ihn aus dem Irrsal von allerlei Versuchen, auf andere Weise sich eine Lebensstellung zu schaffen, zu einer ersprießlichen Existenz in Frankfurt gelangen ließ. Nichts aber ist für die Wanderjahre, die ich nun zu schildern habe, so bezeichnend, als daß dem jungen Frankfurter Handlungsbeflissenen Fritz Stoltze, der 1838 in einem Seidengeschäft zu Lyon Stellung fand, in Frankreich, dem lustigen Frankreich, das damals so vielen Deutschen als das gelobte Land der Freiheit erschien, das Heimweh zur Muse wurde, die ihn in der Fremde den patriotischen Grundton seiner späteren politischen Lyrik finden ließ.

Die Handelsbeziehungen Frankfurts zu Lyon, der gewerbreichen Hauptstadt Südfrankreichs waren von altersher lebhafte. Zu der deutschen Kolonie der schönen Rhonestadt stellten die Frankfurter schon längst ein stattliches Kontingent. Auch Karl Malß, der Dichter des „Bürger-Kapitains“, war vor seiner Beteiligung an den Freiheitskriegen Volontär in einem Lyoner Handelshaus gewesen. Der Seidenhandel en gros, der in Frankfurt früher durch Mailänder Kaufleute zur Blüte gebracht worden war, hatte in der Rheinbundszeit von Lyon aus neue Impulse erhalten. Unter den Frankfurter Handelsherren, die das in großem Stil auszunützen verstanden, war bei weitem der erfolgreichste Marquard Seufferheld, ein geborener Frankfurter,

der jetzt in den sechzigern stand. Sein Geschäft, „Seufferheld und Scheibler," in gefärbter und roher Seide en gros, befand sich in der Großen Gallusgasse. Dem Kaufmann Seufferheld, der auch wegen seiner gemeinnützigen Tätigkeit und als Förderer von Kunst und Wissenschaft ein hohes Ansehen genoß, war es zu danken, daß Stolze nach Lyon hatte gehen können. Die Sache scheint nicht ohne Widerspruch der Mutter zu stande gekommen zu sein; das schöne „Weihnachtslied", das der Sohn aus Lyon nach Haus sandte, läßt dies vermuten:

„Und zögst du tausend Meilen weit
In alle Welt hinaus,
Und kommt die liebe Weihnachtszeit,
Du wolltst, du wärst zu Haus!
Die Nachtigall, so süß sie singt,
Weckt Sehnsucht nicht so sehr
Als wenn das Weihnachtsglöckchen klingt
Von deiner Heimat her.

Da fällt dir mit dem Tannenbaum
Und mit dem Lichterschein
Der ganze schöne, goldne Traum
Von deiner Kindheit ein.
Es wird dir so erinnerungsmild,
Die Tränen kommen schier,
Und manches liebe Menschenbild
Tritt vor die Seele dir.

Und mancher, der dir teuer war
Und Gutes dir erzeigt,
Der schläft nun auch schon manches Jahr,
Die Erde sei ihm leicht.
Und wem du in der Heimat bist
In Liebe zugetan,
Dem steckteſt du zum heil'gen Christ
Gern auch ein Lämpchen an.

Und bist geschieden du in Groll,
Heut tut dir's doppelt leid,
Und denkst nach Haus wohl wehmutsvoll,
Das macht die Weihnachtszeit!
Denn bittrer ist die Fremde nicht
Als in der Weihnachtsluft,
Wo du, ein unbekannt Gesicht,
Beiseite treten mußt."

Den Gemütsweichen zog es nicht in die Flüchtlingskonventikel, die damals gerade, unter Mazzinis Einfluß, in Lyon bestanden und wo er manchen Frankfurter hätte treffen

können. Doch einem Flüchtling hatte er gewiß Grüße zu bringen, dem Dichter der Frankfurter Demagogenbewegung, Wilhelm Sauerwein, der 1836 von Paris aus in St. Marcelin bei Lyon eine Hauslehrerstelle gefunden hatte, die ihm Muße ließ, an neuen Dialektdichtungen zu bosseln. In der Schweiz, in Frankreich hatte Sauerwein vieles schlechter gefunden als daheim; auch er litt an Heimweh; schließlich befiel ihn eine ernste Krankheit, ein Rückenmarksleiden, das seine Überführung in ein Krankenhaus in Lyon nötig machte, bis seine Verwandten ihn nach Frankfurt heimholten. Die Gespräche, die der schon kränkelnde Humorist und Poet mit seinem jungen Verehrer führte, sind gewiß für diesen keine verlorenen gewesen; aber weder Sauerwein noch Stoltze ahnten damals, daß hier der Ältere mit seinem Nachfolger sprach, der ihn einmal im eigensten Genre, der Frankfurter Dialektdichtung, weit überflügeln werde. Stoltze träumte jetzt nur von Erfolgen als Lyriker in reindeutscher Sprache und dafür erhielt er lebhafte Anregungen in Lyon selbst.

Hier bestand seit kurzem ein deutscher Sängerverein unter dem Namen „Cäcilia", von dem wir in Otto Elbens Buch „Der volkstümliche deutsche Männergesang" lesen: „Sein Stifter war Kaufmann Bauer aus Eßlingen, ein glänzender Tenor. Bauer, der im Frühjahr 1834 nach Lyon kam, gründete daselbst mit seinen Freunden Niels aus Düsseldorf, Nestle aus Frankfurt a. M. und Reuße aus Kassel, gleich ihm jungen Kaufleuten, ein Quartett, für welches als erste Gesänge Silchers Volkslieder und dessen Tübinger Liedertafel, sowie der „Orpheus" aus Deutschland verschrieben wurden. Der Gesang fand Anklang; bald wurde aus dem Quartett ein Chor, der sich unter der Direktion von André aus Offenbach bis zu 24 Mann erhob, lauter junge deutsche Kaufleute. Der Verein erregte nicht geringes Aufsehen, um so mehr als er mit seinen Liedern nicht geizte und Pariser Notabilitäten, die nach Lyon kamen, z. B. Nourrit, Duprez, Mad. Falcon, mit Ständchen beehrte. . . Dieser Verein war es, der Mendelssohn bei seiner Durchreise durch Lyon mit einigen Liedern begrüßte, worauf derselbe das bekannte schöne Lied „Was uns eint als deutsche Brüder, Wo die stolze Rhone fleußt, Das sind unsrer Heimat Lieder, Und die Lust am deutschen Geist", dieses „Lied der Deutschen in Lyon", von Leipzig aus zusandte."

Dieses Lied, das als Komposition Felix Mendelssohns erst aus dessen Nachlaß (1847) zum Druck gelangte, wurde 1838 von Stoltze zum Stiftungsfest des Lyoner Cäcilienvereins gedichtet; in seinem Wortlaut etwas geändert, ging es in die späteren Sammlungen der hochdeutschen Gedichte Stoltzes über:

„Was uns eint als Deutsche wieder
An der Rhone grünem Strand,
Das sind unsrer Heimat Lieder,
Und die Lust am Vaterland.
Laßt sie rauschen! laßt sie wallen,
Wie's ihr künster Flug vermag,
Daß die Lüfte Welschlands schallen
Unter'm deutschen Flügelschlag.
  Laß mich deine Hand ergreifen!
  Bruderherz! auf Du und Du!
  Mit denselben Liedern schweifen
  Wir derselben Heimat zu.

Welch ein Zauber, welche Schöne,
Webt und lebt im deutschen Lied!
Es ergießt das Herz in Töne
Und die Töne ins Gemüt!
Flutet auf in vollen Chören,
Zart wie Liebe, kühn wie Wein!
Daß die Rhoneufer hören,
Wie man singet an dem Rhein!
  Laß mich deine Hand ergreifen rc.

Wie im ächten Liederschalle
Wir des Einklangs Wunder seh'n,
Laßt uns Einer steh'n für Alle
Und uns All' für Einen steh'n!
Schwört's bei jedem Lied auf's Neue,
Daß der stolze Franke sieht,
Wie die Blume deutscher Treue
Auch noch fern der Heimat blüht.
  Laß mich deine Hand ergreifen rc.

Scheiden wir dereinst, ihr Brüder,
Und es winkt der Heimat Glück,
Bringen wir die deutschen Lieder
Und das deutsche Herz zurück!
Leichten Sinnes, frohen Schalles
Zieh'n wir von der Rhone Strand,
Denn es geht uns über Alles
Unser deutsches Vaterland!
  Laß mich deine Hand ergreifen,
  Bruderherz! auf Du und Du!
  Mit denselben Liedern schweifen
  Wir derselben Heimat zu!“

So brachte dies Bundeslied die jugendfrische Begeisterung zum Ausdruck, mit welcher der Jüngling in diesem Kreis mitten in Frankreich die Vaterlandslieder Körners und Arndts, Rückerts und Uhlands in den kraftvollen Weisen, die ihnen K. M. v. Weber, Kreutzer, Speyer, Silcher, Marschner, Methfessel verliehen, in festlicher Runde hoffnungsfroh gesungen hatte. Bei der Wahl der Form hatte ihn Schillers Lied an die Freude beeinflußt, während die Durchführung des Refrains auf den Einfluß Bérangers hinweist.

In Paris, auf der Durchreise, machte der junge Dichter die persönliche Bekanntschaft dieses von ihm aufs höchste verehrten Liederdichters. Börne war nicht mehr am Leben; zu Heine, dessen scharfe Feindseligkeit gegen Börne allgemein von den deutschen Liberalen mißbilligt wurde, hatte er noch kein klares Verhältnis gefunden. An Börnes Grab auf dem Friedhof Père Lachaise ward in seiner Seele der ganze Ingrimm über das deutsche Elend wieder lebendig, über die schmähliche Unterdrückung der großen Bewegung, dessen geistvollster Führer Börne gewesen war, über die Zwietracht der Führer, welche alle nationalen und freiheitlichen Bestrebungen in Deutschland immer wieder zersplitterte. In Béranger, den er aufsuchte, trat ihm ein Sänger der Freiheit entgegen, welcher der Göttin in seinem Lande glänzende Siege bereitet hatte, die im vollen Einklang standen mit dem entschlossenen und erfolgreichen Vorgehen der verbündeten Liberalen aller Volksschichten.

Er war das große Vorbild all der Dichter, die in jener Epoche des „Völkerfrühlings" dem Begriff des Volksdichters eine neue Bedeutung gaben, die eines Vorkämpfers der Volksrechte durch die Macht des Lieds. In Béranger fand dieser Begriff seine erste und zugleich auch seine vollkommenste Verkörperung. Jetzt stand Frankreichs großer Chansonnier auf der Höhe seiner Laufbahn: der Handwerkerssohn aus der Pariser Altstadt, der die altüberlieferte Form der Chanson den Fortschrittsidealen seiner Nation dienstbar gemacht hatte und aus einem Sänger heiterer geselliger Lieder ein Apostel der Freiheit geworden war, bildete den Gegenstand begeisterter Verehrung von ganz Paris. Mit ihm als dem höchsten Vertrauensmann des Volks und der studierenden Jugend hatte nach der siegreichen Julirevolution Lafayette verhandelt, als es galt, die Wahl Ludwig Philipps zum „Bürgerkönig" bei der republikanischen

Partei durchzusetzen. Hatte vorher der revolutionäre Geist seiner Lieder die Pariser entzückt, hatte die Verfolgung, die ihn deshalb traf und ins Gefängnis brachte, seine Popularität ins Unbegrenzte gehoben, so wußte er nach der Errichtung des Julikönigtums diese Sympathie sich zu erhalten durch die stolze Bescheidenheit, mit der er Orden und Titel, Ehrenstellen und Ehrenspenden ablehnte, die jetzt von seiten der Regierenden ihm angeboten wurden. „Frei wie der Vogel" lebte er, schlicht und bedürfnislos, mit der geliebten Frau, in seinem gemütlichen Häuschen zu Passy, das damals noch ein ganz ländlicher Vorort zwischen der Seine und dem Bois de Boulogne war. Die einzige Form, in der er seinen Ruhm gern genoß, bestand in der Freude, mit der er, wo er weilen mochte, seine Lieder erklingen hörte, auf den Lippen der Milchmädchen und Gemüshändler, wenn sie des Morgens zu Markte zogen oder Abends heimkehrten, von fröhlichen Schülern des Quartier latin, von Liebespärchen auf dem Wege hinaus in die Wirtsgärten an der Seine, von gesinnungstüchtigen Männern, die sich zu Wahlversammlungen oder politischen Festen vereinten, von den Damen der Begüterten, die am Klavier die empfindsamen Weisen der „Adieux de Marie Stuart", der „Rossignols" usw. sangen. Im Preise des „charmant pays de France" waren alle Franzosen einig.

Wenn der junge Stoltze den berühmten Dichter damals im Volke verkehren sah, wenn er hörte, wie die schlichten Leute der Vorstadt dem Dichter huldigten durch den Gesang seiner Lieder und dabei ebensoviel Verständnis bezeugten für seine schalkhaften Strophen, die den Lebensgenuß feiern, wie für seine erhabensten Hymnen zum Preise der Freiheit, da sah er das Dichterideal verwirklicht, das ihm selbst für seine Zukunft vorschwebte. Und was viele deutsche Dichter, die um diese Zeit mit zum Teil glänzendem Erfolg sich nach Bérangers Beispiel bildeten — der Württemberger Georg Herwegh, der Österreicher Moritz Hartmann — übersahen, das prägte sich dem Sohn der Frankfurter Altstadt bewußt oder unbewußt ein: Béranger war so volkstümlich, weil er, wie kunstvoll sein Lied meist gebaut war, doch am liebsten die Sprache der Gefühle redete, die das Volk als eigene empfand, weil er aus der Anschauung der weiten Volkskreise heraus dichtete; er war der Dichter ihrer persönlichen Freuden und Leiden, ihrer kleinen Sorgen und Feste, und das hatte ihn dem Volke zum Vertrauensmann gemacht

in den großen Angelegenheiten, die dessen gemeinsames Glück zum Ziel hatten. Mit diesem Eindruck verschmolz sich das Bild des Dichters selbst, und dieses Vorbild hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß sich in Stoltze jenes hohe Dichterideal für die eigne Lebensbahn ausbildete, das er in den folgenden Strophen gestaltet hat:

„Zum Lichte sei dein Angesicht gekehrt
Und Hoheit leuchte Stirne und Geberde!
So tritt einher in deinem Menschenwert,
Der freigeborne Sohn der grünen Erde!
Ob auch kein Purpur dir vom Rücken wallt,
Und Kronenreif und Herrscherstab dir fehle,
Stolz trage deine menschliche Gestalt
Im Hochgefühle einer freien Seele!

Denn das ist dein! Dein freies Erb' und Recht,
Und keine Macht vermag dir das zu rauben!
Entsagen kannst du ihm, — und wirst zum Knecht,
Und, ach, entsagest an dich selbst dem Glauben.
O tritt nicht diesen Himmel in den Staub!
Gott oder Sklave ist die Wahl, — nun wähle!
Begehe nicht den ungeheuren Raub
Am Hochgefühle einer freien Seele . . .

Denn das ist dein! Ein Zeugnis bringst Du's mit,
Den rechten Adelsbrief des ächten Blutes;
Mit diesem Siegel an der Stirne tritt
Vor den Tyrannen hin voll stolzen Mutes!
Ob er dich schleifen lasse auf's Schaffot,
Auf Folterbänken deinen Leib zerquäle,
Du blutest und du stirbst — doch wie ein Gott:
Im Hochgefühle einer freien Seele!

Denn das ist dein! Was ist's um Glanz und Pracht?
Und wer steht mit dem Glück im ew'gen Bunde?
Und Macht? — Die Macht kann stürzen über Nacht,
Und Ruhm ist Schall, ersterbend auf dem Munde.
Die Schönheit währt nur eine Morgenzeit,
Die Rose stirbt, so klagt die Philomele,
Du aber trägst in dir die Ewigkeit
Im Hochgefühle einer freien Seele! . . . .

Denn das ist dein! O dulde drum und trag',
Wie auch der Haß nach dir den Giftpfeil sendet,
Wie dich die Lüge überhäuft mit Schmach
Und dich die Armut drückt, die dich nicht schändet;
Verfolgung dulde, dem Verbrecher gleich,
Verbannung aus dem heimischen Getäle,
Ach du bist elend! — Und doch himmelreich
Im Hochgefühle einer freien Seele!

Denn das ist dein! Und stirbst du auch verkannt,
Es wird der Enkel deinen Wert erkennen!
Gerechten Stolzes wird das Vaterland
Und wird die Nachwelt deinen Namen nennen.
Doch trüge dich zur Nachwelt auch kein Ton,
Kein dankbar Buch und keine Sängerkehle,
Du trugst ja in dir selbst schon deinen Lohn
Im Hochgefühle einer freien Seele! . . . ."

Das stolze Selbstbewußtsein, das ihm einige Jahre später diese Strophen eingab, hatte er damals aber noch nicht dem Leben abgerungen, als er aus Frankreich nach Frankfurt heimkehrte. Und dort erwarteten ihn trübe Herzenserfahrungen, die sein Gemüt, das eben erst frisch erstarkt und gesundet war, schwer niederdrückten. Am 17. November 1840 starb nach längerem Siechtum seine Schwester Annett, die einst so schöne stolze Schwester, 27 Jahr alt. In den furchtbaren Schmerz, den ihm dieser Verlust bereitete, mischte sich die Reue, daß er sich ihr während seiner Abwesenheit nicht hatte widmen können.

„Herz meiner Seele! Du bist tot!
Hüll' sie in deinen Purpur, Morgenrot,
Und lege sie dem Frühling in den Schoß!
Ach, er wird weinen, denn er zog sie groß.
Was soll mir noch das Leben taugen?
Was kann mir Liebes noch gescheh'n?
Ach, weint euch blind, ihr jungen Augen!
Ich mag die Sonne nicht mehr sehn.
Ach, jede Ros', die eine Rebe
Umarmet treu und schwesterlich,
Ist mir ein Vorwurf, daß ich lebe
Und daß ich atme ohne dich!"

Daß unter dem Druck dieser Stimmung, in dem Verlangen nach Trost und Teilnahme sein Verhältnis zu dem geliebten Mädchen in dem Giebelhaus auf dem Kleinen Kornmarkt einen immer festeren Charakter annahm, war natürlich. Das Wiedersehen mit Christine war voll Zärtlichkeit gewesen und in Jugendluft genoß das junge Menschenpaar den sich ihm erschließenden Liebeslenz.

„Es ist Mai! Es ist Mai!
Komm, mein Liebchen, Frühlingsluft
Trink in vollen Zügen!
Lasse dich von Klang und Duft
Durch die Fluren wiegen.
Es ist Mai! . . .

Es ist Mai! Es ist Mai!
Turteltäubchen, zwei und zwei,
Schnäbeln sich und nisten,
Grade wie im vor'gen Mai,
Als wir uns so küßten!
Es ist Mai."

Den Halt aber, den der warmblütige junge Dichter bei dem geliebten Mädchen suchte, konnte sie ihm nicht gewähren. Christine hatte früh die Mutter verloren; vor dem Vater trug sie Scheu, von ihrer zunächst noch so aussichtslosen Liebe zu reden. Bald war der verschwiegene Liebesbund in ein Verhängnis verstrickt, aus welchem dem jungen Paar Sorgen und Pflichten erwuchsen, die unerträglich geworden wären, wenn nicht die alte Frau Stoltze, die herzensgute, aber auch schwache Mutter des Dichters, sich nun Christinens angenommen hätte.

So bedeutete die warme Teilnahme, die gerade jetzt Herr Marquard Seufferheld dem Talente seines jungen Schützlings zuwandte, für diesen eine Rettung. Stoltze hatte dem wackeren Großkaufmann, dessen Bildung in bezug auf Literatur und Kunst nicht lückenlos war, manche gute Hilfe leisten können als Berater und Korrespondent in Angelegenheiten, die er als Mäcen aufgriff. So machte Seufferheld 1840 im Verein mit seinem in Mailand wohnenden Geschäftsfreund Heinrich Mylius und Dr. Eduard Rüppell, dem berühmten Frankfurter Afrikaforscher, die herrliche Goethe-Statue von Pompeo Marchesi der Frankfurter Stadtbibliothek zum Geschenk, in die er nach Anton Kirchners Tod auch dessen Büste gestiftet hatte. Nach dem Jubelfest der Erfindung der Buchdruckerkunst (24. Juli 1840) stand er an der Spitze des Komitees für das Gutenberg-Denkmal, das später auf dem Roßmarkt errichtet wurde. Die über ganz Deutschland verzweigte Sammlung der Beiträge für dieses Denkmal, ein Unternehmen, das durch den Kampf um die Preßfreiheit vom Geist des Liberalismus getragen war, lag in Seufferhelds Händen, und die ganze Korrespondenz und Buchführung wurde von ihm dem jungen Stoltze anvertraut. Da faßte dieser den Mut, das Interesse Seufferhelds für seine poetischen Versuche in Anspruch zu nehmen, und er tat es mit bestem Erfolg. Der wackere Kunstfreund, der als gläubiger Protestant und langjähriger Freund Anton Kirchners eine besondere Freude an den religiösen Gedichten seines Schützlings hatte, veranlaßte diesen eine Auswahl des Besten

seiner Lyrik zu treffen und einer sachverständigen Persönlichkeit zur Begutachtung vorzulegen. Das Urteil fiel ermunternd aus, und nun erklärte Seufferheld sich bereit, die Druckkosten für diese Auswahl zu tragen. Er hatte als Kaufmann lebhafte Handelsbeziehungen zum Rheinland; der Bankier Scheibler in Krefeld war sein Schwiegersohn. Damals war gerade die Ortschaft Rübenach im Rheinpreußischen abgebrannt, und so erhielt das Unternehmen die Form, daß es „zum Besten der Abgebrannten in Rübenach" herauskam.

Im Oktober 1841 erschien diese erste Sammlung: „Gedichte von Friedrich Stoltze. Frankfurt a. M., 1841. Gedruckt bei G. Weil" — ein dünnes Heft. Der junge Dichter selbst sprach in seinem Vorwort zwar auch von dem wohltätigen Zweck, aber sein „erstes Auftreten als Dichter" war ihm natürlich die Hauptsache. Am Schluß hieß es: „Es war eine schöne Zeit, in der ich diese Lieder dichtete. Keines von allen ist mir von der Schwermut aus der Seele gelockt, keines von allen hat eine trübselige Erinnerung in mir zurückgelassen. Frei, froh und leicht, wie mir's damals um's Herz war, ergriffen mich die Gedanken, frei, froh und leicht warf ich sie aufs Papier. Und so blieben sie auch meist. Nur meine „Taunusbilder", die im Sommer 1837 in der „Didaskalia" erschienen waren, fand ich für gut fast ganz umzuarbeiten. Und so mögen denn meine Gedichte hübsch bescheiden in die Welt wandern. Ich habe mich in ihnen fern gehalten von jener beliebten Gemüthszerrissenheit, in der sich unser junges Deutschland so wohl gefällt, ohne daß ich dabei befürchten zu müssen glaubte, nichts neues hie und da bieten zu können."

Radikale Ideen irgendwelcher Art brachte die Auswahl des Büchleins nicht zum Ausdruck. Wohl fand sich darin auch eine Klage über das Los der kühnen Bekenner, die hinter finstern Kerkermauern um ihre Frühlingszeit betrogen werden; in einem der Taunusbilder hieß es:

„Hier fühl' ich, wie das Herz mir schwillt
Und wie der deutsche Mann,
Wenn's um die goldne Freiheit gilt,
Auf Einen zählen kann."

Aber sonst war so ziemlich alles vermieden, was die Argusaugen der hochnotpeinlichen Zensur irgendwie hätte reizen können. Rein politisch war nur „Der Dritte von der heil'gen

Alliance". Der Tod Friedrich Wilhelm III. von Preußen gab dem Dichter die Vision ein, wie im Elysium den zwei dort bereits weilenden Alliierten der Freiheitskriege Theodor Körners Geist von „Sieg und Freiheitsglanz" vorsingt, als der Dritte von der heil'gen Alliance bei ihnen erscheint. Die Wahl des Titels zeigt, wie unbefangen damals noch der jugendliche Autor dem Begriff der „Heiligen Alliance" gegenüberstand, hinter dem sich der Geist der Karlsbader Beschlüsse geborgen hatte; sie zeigt ihn frei von jeder Voreingenommenheit gegen das preußische Königtum, von dem sich 1840 nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ja die ganze liberale Welt Deutschlands die Erfüllung ihrer sehnlichsten Wünsche wieder einmal versprach. Edler Gedankenschwung und kühne Bildersprache im Dienst begeisterter Naturschilderung zeichneten Gedichte wie „Bergkönig" und die „Taunus-Bilder" aus, in denen sich romantische Stimmung und lebendiges Wirklichkeitsgefühl oft zu echt poetischen Wirkungen vereinten.

Diese letzteren Gedichte, das Idyll „Am Rechnei-Graben in Frankfurt a. M.." und die lebensvolle Schilderung „Der Pfingstdienstag" gaben der Sammlung ihren besonderen Charakter. Stoltze stellte sich der Vaterstadt als Verherrlicher der Naturreize ihrer Umgebung vor. Das zuletzt genannte Gedicht allein schlug den humoristischen Ton an, der für sein späteres Schaffen so bezeichnend wurde. Mit ihm begann er seine Laufbahn als poetischer Verherrlicher der Feste seiner Vaterstadt. Die schöne Sitte der Frankfurter, am Pfingstdienstag in den Wald zu ziehen und dort den Frühlingsanfang in hundertfach zerstreuter und der Stimmung nach doch einheitlicher Geselligkeit zu feiern, war für diesen Anfang wahrlich der berufenste Gegenstand. Die späteren Sammlungen der hochdeutschen Gedichte Stoltzes enthalten das Gedicht in etwas veränderter Fassung. „In unsrem Volkesfestkalender Mit goldner Schrift prangt dieser Tag" begann es schon damals. Der Schluß lautete:

„So wird getrunken und gesungen,
So wird gescherzt und wird gelacht,
So wird getanzt und wird gesprungen
Bis in die späte Mitternacht.
Denn dieser Tag ist ohne Zweifel
Ein nationales Freudenfest,
Drum gebt denn auch dem armen Teufel
Von Eurem Tisch den Überrest!"

Erst später entstand der schönere Schlußvers:

„Und heut', da gilt kein Rang, kein Titel,
Die Freude hat uns gleich gemacht."

Ein ähnliches Resultat ergibt ein Vergleich der „Taunus-Bilder" in ihrer damaligen und ihrer späteren Fassung. Dort gab sich das Ganze als „Maifahrt." Drei von den zwölf Gedichten „Prolog", „Die Hofheimer Kapelle" und „Das Lorsbacher Tal" fanden in die späteren Sammlungen keine Aufnahme. Dem Ganzen war das Motto aus Rückert gegeben: „Die Welt ist schön genug, den Himmel zu erwarten." Vom Lorsbacher Tal steigt der Wandrer die steilen Felsenwege hinan und „lustberauscht" weidet sich sein Blick an der Aussicht. In dem Gedicht „Auf dem Feldberg" tritt dann auch die Vaterstadt in das herrliche Aussichtsfeld:

„O wie so lieblich über das Gezweig
Die Dörfer aus den Wiesengründen schimmern!
Doch eines, dem an Reiz kein andres gleich,
Ist Königstein mit seinen Festungstrümmern.
Der Falkenstein, ihm nah, strebt himmelwärts
Und birgt Ruinen unter blüh'nden Moosen.
So trägt die Brust oft ein gebroch'nes Herz
Und auf den Wangen lächeln noch die Rosen.

Dort drüben nun beginnt der Taunus sacht,
Nach Westen, sich der Eb'ne zuzusenken,
Indem er sich in hundert Gipfeln flacht,
Hat er die Lust, sich noch im Rhein zu tränken.
Ich schaue dich, du herrlich-stolzer Rhein,
Herüber blitzt im Sonnenstrahl dein Spiegel,
Gediegen Gold führst du in Sand und Stein,
Und flüssiges führt mancher deiner Hügel!

Es dämmern aus der Ferne blauem Flor
Die stolze Pfalz, des Rheingaus milde Fluren.
Und kühn hebt sich der Donnersberg empor
In ungeheuren schwankenden Konturen.
Wohl ist in Deutschlands mächtigem Gebiet
Kein Ort dem herrlichen Rheintal zu vergleichen:
Dort rauscht bei Becherklang und gutem Lied
Die Freiheit noch in Herzen wie in Eichen!

Dort liegt die liebe Vaterstadt im Süd!
Dort wo des Maines gelbe Wogen gleiten;
Im Villenkranz, von Gärten rings umblüht,
Mit ihren Türmen, ihren Prachtgebäuden.
O wär' die Kraft verliehen meinem Blick,
Daß ich im Häusermeer den Giebel fände,
Wo meine Liebe atmet und mein Glück,
Und ich dahin die Seele senden könnte! . . .

Die Wolke, dieser Schwan im Äthermeer,
Umkreist mein Haupt mit blendendem Gefieder,
Und als ob das Gebirg ein Eiland wär',
Läßt sie sich langsam, rauschend darauf nieder.
O ihrem Fittich möcht' ich mich vertrau'n,
An ihrem Busen möcht ich fest mich schmiegen,
Um so mit ihr hoch über alle Gau'n
Hinein ins liebe deutsche Land zu fliegen."

Dem Wunsche, nun einmal auch ins deutsche Land hinauszuziehen, brachte Erfüllung das nächste Jahr.

Noch am 5. November 1841 erhielt Stoltze in Bornheim von Seufferheld einen inhaltschweren Brief. Der wackere Kunstfreund schrieb ihm, das Bändchen Gedichte habe bei einem seiner Freunde, „einem competenten Richter", großen Beifall gefunden, und nach dessen Äußerung wäre es schade, wenn Stoltze diese Pfade nicht weiter verfolgte. „Ich bin gerne bereit, Sie hierinnen nach meinen Kräften zu unterstützen und so Ihnen dieses genehm ist, so erwarte ich Ihren Besuch und zwar jeden Morgen zwischen 8 und 9 Uhr."

Der Mann, der Seufferheld das Talent Stoltzes so warm empfohlen hatte, war der Pfarrer Maximilian Kirchner, der Sohn Anton Kirchners. Seine Empfehlung wurde unterstützt von Schnyder v. Wartensee und dem Dozenten der Philosophie v. Leonhardi an der Heidelberger Universität, der mit Seufferheld gleichfalls befreundet war und öfter nach Frankfurt zu seinen Verwandten herüber kam. Auch dieser Wackre nahm an dem jungen Dichter ein noch weiterhin betätigtes warmes Interesse. Seufferheld warf seinem Schützling ein Jahresgehalt aus und zwar in der Form, daß er ihn als seinen Privatsekretär anstellte.

„Als dann im nächsten Jahre," so berichtet Stoltze in der schon öfter benutzten Niederschrift weiter, „die Tochter Seufferhelds, die in Crefeld an den Bankier Scheibler verheiratet war, mit ihren Kindern nach Frankfurt zu Besuch kam, erteilte ich den zwei älteren Kindern, Heinrich und Luise, Unterricht, und zwar mit gutem Erfolg. Ich gab mir, von Dankbarkeit getrieben, alle Mühe mit den übrigens auch gut beanlagten Kindern. Herr Seufferheld meinte nun, ich hätte ein entschiedenes Talent zum Lehrer. Das war jedoch nicht der Fall. Mir fehlte vor allem die Geduld und die Aufopferung für einen Stand, den ich für den höchsten im Staat halte, aber auch für

den verantwortlichsten. Zu jener Zeit nun kamen die Fröbelschen Kindergärten in Aufnahme. Herr Seufferheld wollte sie in Frankfurt einführen. Er schickte mich zu Friedrich Fröbel nach Keilhau-Blankenburg, damit ich mir das Fröbelsche System aneigne und dann in Frankfurt einige Schulen darnach einrichte. Ich hielt, nachdem ich mir den Fröbelschen Kindergarten angesehen, solche Gärten vorab für Kinder geeignet, deren Eltern, wegen ihres Berufs, die Überwachung und Leitung ihrer Kinder nicht selbst übernehmen könnten. Sonst aber fand ich manches Schablonenhafte in der Fröbelschen Kindererziehung. Ich schrieb dies auch Herrn Seufferheld. Mein Aufenthalt in Blankenburg gehört zu meinen schönsten Lebenserinnerungen."

In unseres Dichters schriftlichem Nachlaß fand sich auch ein Merkzettel, der diesen Aufenthalt betrifft; fast scheint es, daß er im Alter die Absicht gehabt hat, diese poesieverklärte Episode seines Lebens wie andere in einer Erzählung zu schildern. Da findet sich das Lehrerpersonal zu Keilhau vom Jahre 1843 verzeichnet: „Direktor Barop; Dr. Besser, Latein, Griechisch; Dr. Ausfeld, Naturwissenschaft; Dr. Kohl, Deutsche Sprache, Geschichte; Middendorf, Schreib- und Turnunterricht; Unger, Zeichnen; Kapellmeister Rhode, Musik; Pfarrer Meyer, Religion; Stoltze, Deutsche Sprache." Das Lehrerpersonal der Kindergarten-Lehranstalt in Blankenburg bestand aus dem Direktor Professor Friedrich Fröbel und den Lehrern Middendorf und Stoltze. Von Schülern macht der Merkzettel Lothar Degner, Wild, Flinsch, Rückert namhaft, und ferner nennt er den Hauswirt Lämmerzahl. Unter der Überschrift „Blankenburg" finden sich folgende Namen: Regierungsrat Sigismund, Dr. Berthold Sigismund, Laura und Meta Sigismund (um den Namen Laura ist ein Blumenkränzlein gezeichnet), ferner Aktuar Schmiedeknecht, Arzt Dr. Fritsche, Bader Fischer, Aurelie Fischer. Weiter heißt es: Ratswirtin; Gasth. z. W. Roß. Chrysopras. — Watzdorf, Burg, Paulinzelle. — Schwarza, Rinne, Saale. Unter „Rudolstadt" steht notiert: Schloß; Auf dem Damm. Schillerhöhe. — Buchhändler Renovanz; Fröbel. Gasthof Zum Ritter. Post. Posthalter Curioni. Unter „Volkstädt": „Völk, Porzellanfabrik. — (Schiller)." Unter „Saalfeld": „Schützenhof. — Hoher Schwarm." Die Reise nach Thüringen trat er Anfang Januar 1843 im Gothaer „Omnibus" an.

Schlugen auch die Erwartungen fehl, welche Herr Seufferheld an die Lehrtätigkeit seines Schützlings bei Friedrich Fröbel in Keilhau geknüpft hatte, so war doch das Zusammenwirken Stoltzes mit diesem idealgesinnten pädagogischen Reformer und dessen Gefährten für seine Charakterbildung von entschiedenem Einfluß. Stoltze's Idealismus, der von der natürlichen Bestimmung des Menschen, von Menschenwürde und Humanität so hoch dachte, wie es seine Freiheitslieder mit oft geradezu religiöser Inbrunst zur Aussprache gebracht haben, hat im Kreise jener für die harmonische Ausbildung der menschlichen Kräfte begeisterten Lehrerschaft die Weihe fürs Leben erhalten. Den idealen Sinn der Fröbelschen Kindergärtnerei hatte Stoltze schon in Frankfurt auf Grund des Programms erfaßt, als er Herrn Seufferheld ein Kinderasyl einrichten half. Zur Eröffnung desselben dichtete er einen Prolog und darin heißt es:

„Seht einen Mai! wie sorgsam seine Güte
Der Früchte wegen jede Blüte hegt;
Des Kindes Herz ist eine schönre Blüte
Und ist der zarten Hand wohl wert, die's pflegt;
Es ist für etwas Höheres erglommen
Wie alle Früchte, die ein Mai verspricht;
Drum laßt die Kindlein zu uns kommen
Und wehret ihnen nicht!

Von jedem Eindruck läßt das Kind sich leiten,
Da der Verstand noch nicht sein Tun regiert,
Es kann die Bahn nicht wählen und bereiten,
Die es zum Guten und zum Schönen führt;
Den Eltern aber ist zumeist benommen,
Durch ihren Brotberuf, die Führerpflicht;
Drum laßt die Kindlein zu uns kommen
Und wehret ihnen nicht . . ."

Als er nun in Blankenburg unter Fröbels Leitung sich selbst praktisch als „Kindergärtner" versuchte und gleichzeitig in der „Allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt" sich als Lehrer übte, sah er freilich bald ein, daß seine Natur sich nicht für diesen Pflichtkreis eigne, aber das ernste Wirken der älteren Männer erfaßte er sogleich in seiner tieferen Bedeutung und den idealen Kern machte er sich zu eigen.

Die „Allgemeine deutsche Erziehungsanstalt" Fröbels bestand schon seit 1816. Die Ideen Fichtes, Arndts, Jahns, die an der Erweckung des deutschen Geistes vor dem Befreiungskriege einen so starken Anteil gehabt hatten, wollte er als

Pädagog verwirklichen helfen. Als Lützower hatte er an dem Freiheitskriege teilgenommen. Sein erstes Studium galt der Naturwissenschaft; von dorther stammte sein Prinzip, die Zöglinge in innigen Verkehr mit der Natur zu bringen. Bei Plamann in Berlin und bei Pestalozzi in Iferton hatte er sich, also unter ähnlichen Einflüssen wie Georg Bunsen, zum Reformer auf dem Gebiete des nationalen Schulwesens entwickelt. Was Schiller von der ästhetischen Erziehung zur Freiheit erhoffte, erwartete er von der harmonischen Ausbildung der Körper- und Seelenkräfte in dem heranwachsenden Geschlecht.

Als Stoltze nach Keilhau kam, hatte Fröbel nicht lange zuvor die Leitung der alten Anstalt an Barop abgetreten, um sich ganz der neuen Bildungsanstalt für Kinderpflegerinnen zu widmen, die er in Blankenburg gegründet hatte. Das Dörfchen Keilhau und die reizende Landstadt Blankenburg liegen, von einem Hügelzug getrennt, eine Stunde auseinander. Stoltze war in beiden Anstalten tätig und zu seinen Obliegenheiten gehörte es, den jungen Kindergärtnerinnen der Fröbelschen Anstalt Unterricht im Deutschen zu erteilen. Dieser Umstand schuf der Tochter des Blankenburger Amtmanns, Laura Sigismund, die sich bald lebhaft für den jungen Lehrer interessierte, manch eifersüchtige Anwandlung. Denn der aus seinen hellen blauen Augen oft gar schwermütig blickende Dichter, der es offenbar sehr ernst mit seinem Beruf nahm, übte gerade hierdurch auf verschiedene der hübschen Kindergärtnerinnen einen sichtlichen Zauber aus.

Stoltze hatte sich in Frankfurt schweren Herzens von Christine getrennt. Die Mutter nahm sich weiter ihrer an. Noch war der Dichter erst kurze Zeit in Blankenburg als ihn die Nachricht vom Tod Christinens in tiefe Trauer versetzte.

„Wie bleich sind nun die Sterne,
Wie meine Augen trüb'!
Es ist in weiter Ferne
Gestorben mir mein Lieb . . .
Sie haben sie begraben
Und sprachen das Gebet,
Und meine Lippen haben
Dabei nicht mitgefleht . . .
Doch trag' ich im Gemüte
Um sie ein tiefes Leid,
Um sie, die keine Blüte
So hold und schön erneut.

Hätt' ich sie nie besessen,
Besäß' ich doch den Schmerz,
Und könnt' ich sie vergessen,
Vergäß' ich ja mein Herz!"

In solcher Stimmung wurde er allmählich als Gast im Hause des Amtmanns Sigismund heimisch, nachdem er sich mit dem jungen Arzt Dr. Berthold Sigismund befreundet hatte. Das Familienleben in diesem Haus muß ganz besonders reingestimmt und behaglich gewesen sein, was sich aus den stimmungsvollen Natur- und Lebensbildern schließen läßt, mit denen Berthold Sigismund etwas später ein beliebter Mitarbeiter von Ernst Keils „Gartenlaube" wurde. Ein künstlerisch anregendes Element in diesem Kreis war der Maler Unger, der in späteren Jahren als Custos am „Germanischen Museum" in Nürnberg angestellt war. Die warme Sympathie, die von der ältesten Tochter des Hauses Stolze entgegengebracht wurde, konnte seinen Augen nicht entgehen. Die zarte Anmut, die feine Bildung Lauras übten auf den Verstörten einen wohltätigen Zauber aus, dem er sich auf die Dauer nicht zu entziehen vermochte. Aber das Gefühl, einer Toten Treue zu schulden, hielt ihn zurück, bis es doch zur poetischen Aussprache seines Empfindens kam. Gleichzeitig aber entstand die ergreifende Ballade „Die weißen Rosen" — „Er hatte Weib und Kind zu Haus — und zog in alle Welt hinaus" — ein Phantasiestück selbstquälerisch übertreibender Reue, das von einem an Bürgers Lenore gemahnenden schaurigen Reiz ist. Seine Neigung für Laura hatte den Todeskeim in sich; dieser entstammte der Reue, mit der er an Christine zurückdenken mußte. An Laura richtete er aus Frankfurt, nachdem er zurückgekehrt war, die folgenden Strophen:

„Einen Gruß aus dem Getümmel,
Aus der Stadt voll Stolz und Pein,
Unter deinen stillen Himmel,
In dein sanftes Herz hinein!

Aus den Tücken und den Ränken,
Aus dem Prunke und dem Neid,
In das milde Angedenken
Einer schönen Weiblichkeit!

Könnten mich die Träume tragen,
Die in meiner Seele blüh'n,
Wie ein Gott im Sonnenwagen
Würd' ich aus den Toren zieh'n.

Könnt' ich mit der Sehnsucht schweifen,
Wo die fernen Kuppen blau'n,
Würd' ich deine Hand ergreifen
Und in deine Augen schau'n."

Bald aber kehrte er nach Thüringen zurück. Er hatte Seufferhelds Einwilligung gewonnen, daß er zunächst auf ein Jahr nach Jena gehe, um zu studieren. Der Weg führte ihn wieder nach Blankenburg und auch vor der zweiten Heimreise stellte er sich hier ein.

Es ist ein herrliches Stück Deutschland, das Stoltze in jenen zwei Jahren mit wechselnder Stimmung fleißig durchwandert hat. Überall in Thüringen fand er gastliche, teilnehmende, gemütliche Menschen, die sich gern von der Kaiser- und Goethestadt Frankfurt erzählen ließen. Überall entzückten ihn anmutschöne Landschaftsbilder, die ihn an die trauten bachdurchrauschten Waldtäler des Taunus gemahnten. Blankenburg, das sich vor dem Eingang des wildromantischen Schwarzatals malerisch ausbreitet, liegt nur ein paar Stunden sowohl von Rudolstadt wie von Saalfeld entfernt. „An der Saale hellem Strande" von Rudolstadt nach Jena zu wandern, oder von Blankenburg über Stadtilm nach Weimar, ist ein guter Tagesmarsch. Volkstädt, wo Schiller als glücklicher Bräutigam lebte und das Lied von der Glocke entwarf, liegt zwischen Rudolstadt und Blankenburg. Wie viel Erinnerungen an die Kämpfe der Reformation, an die „Franzosenzeit", an die goldenen Tage von „Ilm-Athen" knüpften sich nicht an die Sehenswürdigkeiten dieser Gegend, an die Burgen und Schlösser des Saaletals! Auch in Blankenburg gab es eine historische Denkstätte und gerade sie hatte eine Beziehung zu Frankfurt. Auf Burg Greifenstein, der Ruine, die die Fröbelstadt überragt, war jener Günther von Schwarzburg geboren, der 1349 in Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser erwählt ward und der im Frankfurter Dom auch sein Grab fand. In solcher Landschaftsidylle ein Liebesidyll zu erleben, war gewiß ein beneidenswertes Glück. Aber sein zweiter Abschied von Thüringen war auch ein Abschied auf ewig von — Laura Sigismund —

„Dort wo aus düstrem Felsenpaß
Der Schwarza wilde Wasser schäumen. . . ."

Den Schmerz über diese zweite Herzensenttäuschung konnte sein Gemüt lange nicht verwinden. Noch im Alter hat er dies ausgesprochen:

„Zum Tod betrübt hier saßen wir,
Es wagte keins ein Wort zu sprechen.
Rings war's so still! Man hörte schier
In meiner Brust das Herze brechen.

Dann sprang ich auf, ich mußte gehn,
Das Schicksal hatte es beschlossen,
Es war auf Nimmerwiedersehn!
Und meine heißen Tränen flossen. . .“

In dem Schwarzburger Ländchen bestand noch die Pflege des Volkslieds in alter Frische. Stoltze, der schon als Knabe unter dem Einfluß von Goethes Liedern nach diesem Ton in den ersten eignen Poesien gesucht hatte, versenkte sich jetzt mit liebevollem Verständnis in das Studium der Volkspoesie. Er lernte nicht nur die noch lebendigen Thüringer Volslieder selbst singen; er nahm auch teil an der literarischen Forschung, die damals überall in Deutschland auf dem Gebiete der nationalen volkstümlichen Überlieferung nach dem Vorbild der Brüder Grimm, Uhlands, Simrocks sich regte. Die literarischen Notabilitäten des Thüringer Landes, denen er nahe trat, Adolf Bube, Ludwig Bechstein, Ludwig Storch, waren Sammler der Sagen und Märchen, der Lieder und Geschichten aus der Thüringer Vorzeit, der sie auch vielfach die Stoffe für das eigene Schaffen entnahmen. In Jena aber wirkte O. L. B. Wolff, der Herausgeber zahlreicher Anthologien deutscher und fremder Volkspoesie, als Professor der neueren Sprachen und Literaturen. Professor Wolff war auch in anderer Beziehung von Bedeutung für unseren Dichter. Er hatte in Italien die Kunst der Improvisatoren studiert und sich selbst unter dem Beifall Goethes zu „Deutschlands erstem Improvisator“ entwickelt, als welcher er zu wohltätigen Zwecken in allen größeren deutschen Städten nach und nach auftrat. Stoltze, der bis ins Alter mit erstaunlicher Leichtigkeit die Verse „aus dem Ärmel zu schütteln“ verstand, mag von Wolff mancherlei profitiert haben. Von seinen in Thüringen entstandenen Liedern trägt eines die Aufschrift: „Improvisation auf der Wanderung“:

„O diese frische Morgenluft!
Diese Höhen mit Forsten und Quellen!
O Morgenschwall! o Wälderduft!
O Rauschen von Wipfeln und Wellen! . . .
Durch Schluchtendampf, von Steig zu Steig,
Auf den glühenden Gipfel zu treten,
Und dort, im lichten Himmelreich,
Ein Freiheitslied zu beten. . . .“

Auch in politischer Beziehung hatte Stoltze dem Aufenthalt in Thüringen eine wesentliche Erweiterung seines Gesichtskreises zu danken. Alle die großen und kleinen sächsischen Großherzog-, Herzog- und Fürstentümer befanden sich unter dem Einfluß des Liberalismus und der deutschen Einheitsidee in jener Gährung, die sich dann im März 1848 machtvoll entlud. Mit zwei Führern der Bewegung in Thüringen und Sachsen wurde Stoltze näher bekannt. Ludwig Storch, beliebt durch seine Romane, Joseph Meyer, der Gründer des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen, hatten in den dreißiger Jahren an der Spitze liberaler Blätter gestanden, ersterer als Redakteur der „Sachsen-Zeitung“ in Leipzig, dieser als Herausgeber des „Volksfreund“ in Hildburghausen. Anfang der vierziger Jahre hatte Joseph Meyer bereits mit den billigen Klassikerausgaben nach dem Wahlspruch „Bildung macht frei“ begonnen. Übrigens unterhielt er mit Frankfurt alte Beziehungen. Dort hatte er 1810 bis 13 den Buchhandel erlernt und für seinen „Volksfreund“ war später Friedrich Funck Frankfurter Korrespondent gewesen. Storch lebte jetzt in Gotha, ein Unzufriedener, unter mißlichen Verhältnissen, ein genauer Kenner der Geschichte Thüringens und seiner Höfe, ein scharfer Kritiker der überlieferten Herscherlaunen und Machtansprüche der Fürsten. In scharfem Gegensatz zu seinem demokratischen Wesen stand das Hofratsdasein von Adolf Bube, der in Gotha Vorstand des herzoglichen Kunstkabinets, und von Ludwig Bechstein, der Bibliothekar des Herzogs von Meiningen war. Von diesen guten Leuten, denen ihre Stellung kleinliche Ordens- und Rangfragen zu wichtigen Angelegenheiten machte, die sich aber doch als liberale Patrioten fühlten, erfuhr Stoltze von dem „Kleinklatsch“ der damaligen Kleinstaats-Residenzen genug, um doppelt stolz auf sein freies Frankfurt in die Heimat zurückzukehren. Damals entstand das Gedicht „Im Hochgefühle einer freien Seele“ und, herausgefordert durch das Gepränge so manches Bundestagsgesandten, das stimmungsverwandte Bekenntnis:

„Euch neid' ich nicht, ihr armen Toren,
Die ihr vor einem Throne kreucht!
Ich bin ein freier Mann geboren
Und habe nie mein Haupt gebeugt.
Mögt ihr auch Band und Würden tragen,
Und brüsten euch im Viergespann,
Müßt doch die Augen niederschlagen
Vor einem schlichten, freien Mann! . . .

Dehnt ihr euch auch auf seidnen Kissen,
So fein gewebt wie Hofeslist,
Mein reines, ruhiges Gewissen
Mir doch ein weicher Bette ist!
Mich deckt mein rauher Mantelkragen,
In den sich keine Tücke spann.
Müßt doch die Augen niederschlagen
Vor einem schlichten, freien Mann! . . ."

Bevor sich der heimgekehrte Dichter in der Vaterstadt niederließ, um frei dem literarischen Berufe zu leben, hatte er Gelegenheit, sich seinem Gönner Seufferheld noch dankbar zu erweisen. Der alte Herr wünschte, daß das von Stoltze in Blankenburg-Keilhau Gelernte seinen Enkeln in Krefeld zu gute käme, und diesem Wunsch entsprach auch der Dichter, der für längere Zeit nun in das Scheiblersche Haus dort übersiedelte. Seufferheld litt damals schon an der Krankheit, der er einige Jahre später erliegen sollte. In dem poetischen Nachruf, den Stoltze ihm widmete, heißt es:

„Das war ein Mann von Schrot und Korn,
Nach unserm Ideal!
Der Wissenschaft ein Sammelhorn,
Den Künsten ein Signal.

Das war ein Mann von Rat und Tat!
Ein Trost, wo einer weint,
Ein stiller Förderer im Staat,
Ein warmer Menschenfreund.

Das war ein Mann, ein starker Schild —
Dem Glauben Gut und Blut.
Der Toleranz ein Musterbild,
Der Wahrheit eine Glut."

In gleichem Sinn hat der Dichter später noch oft seine Anhänglichkeit an den Wohltäter geäußert, dem er in der kritischsten Zeit seiner Entwicklung so viel zu danken gehabt hatte. Damals aber, als er die Erwartungen Seufferhelds unerfüllt ließ, der ihn durchaus zum Lehrer machen wollte, damals, als er sich weigerte, auf diesen Plan noch weiter einzugehen, empfand er Seufferhelds Patronat nur noch als Joch, zumal sich seine Ansichten über Staat und Kirche nicht mehr mit dessen sehr maßvollem Liberalismus deckten. Als unabhängiger Schriftsteller („Literat" sagte man damals) trat er in engere Beziehungen zum „Konversationsblatt", der noch unter Dr. J. N. Schusters Leitung stehenden Beilage zur alten „Oberpostamts-Zeitung"; das Blatt hatte schon früher Gedichte von ihm gebracht. Auch

korrespondierte er gelegentlich für auswärtige Blätter. Zum eigentlichen Journalisten fehlte ihm jedoch die rechte Neigung und Begabung; er übernahm lieber Aufträge zu Gelegenheitsdichtungen, zu Hochzeitsgedichten, Familienfestspielen, Tischliedern, poetischen Nekrologen, wie sie der Sitte der Zeit noch entsprachen. Das Verbot der politischen Vereine hatte dem in Frankfurt von altersher sehr lebhaften Vereinsleben einen „belletristischen“ Charakter gegeben, theatralische Aufführungen, Gesangsvorträge, Rezitationen vornehmlich heiterer Art deckten neben den Bällen das Unterhaltungsprogramm der bürgerlichen Vereine. Dem Bedürfnis entsprach eine ganze Literatur des leicht witzigen Genres, das mit besonderem Glück von Saphir und Glaßbrenner gepflegt wurde, von letzterem im Geiste des politischen Fortschritts. Es kam die Zeit, wo Kalischs Berliner Koupletposse der Wiener Posse der Nestroy und Kaiser Konkurrenz machte. Schon damals ward Stoltze als Gelegenheitsdichter besserer Art für gesellige Zwecke in Frankfurt beliebt. In Thüringen hatte er auf einer Fußwanderung die Bekanntschaft mit dem jugendlichen Frankfurter Komponisten Heinrich Neeb gemacht, der in musikalischer Beziehung ein ähnliches Talent wie er für gesellige Unterhaltung besaß. Neeb leitete ein Quartett, das seinen Namen trug. Jetzt bestand zwischen ihm und Stoltze ein lebhafter Freundesverkehr; Stoltze schrieb den Text für Neebs Oper „Der wilde Jäger“. Er wohnte jetzt wieder mit seiner Mutter zusammen, die von Bornheim in die Schäfergasse, den sogenannten „Thiergarten“, gezogen war. Die gute Frau hatte Christinens Kind, das Adolfche, zu sich genommen und ließ sich als Großmutter mit aller Sorgfalt und Innigkeit die Erziehung des Kleinen angelegen sein. Und als könne der Dichter seinerseits durch verdoppelte Zärtlichkeit dem Kinde die verstorbene Mutter ersetzen, suchte er sich unter Aufbietung seines besten Humors an dem Erziehungswerk zu beteiligen. „Im Hochgefühle einer freien Seele“ fand er ein Genüge an dieser engen Welt und schickte sich in das Drückende seiner Lage. Eins seiner Gedichte, „Aus dem Dachkämmerchen“, hat uns aber auch verraten, wie damals:

„Lieb und Haß, wie Jubel und Verdruß
Erschüttert haben seinen Genius,
Und Stolz und Trotz und alle Leidenschaft
Ihm das Gemüt erschüttert fieberhaft.“

Und weiter heißt es in dem Gedicht:

„Der Dichter aber sitzt daheim allein,
Im Himmelreich! genannt Dachkämmerlein,
Sein Herze, oft so wund und so entblößt,
Wer trägt's, daß es an keinen Stein sich stößt?"

Wohl besaß er manchen treuen Jugendfreund in der Vaterstadt, wohl war er hier an mehr als einem Stammtisch wegen seiner humorsprühenden Unterhaltungsgabe ein willkommner Kamerad, aber er hatte niemanden, der jetzt schon für sein Ringen, nur und nichts als „Poet" zu sein, Verständnis gehabt hätte.

Adolf Stoltze, der Sohn, der inzwischen längst auf dem Gebiete des Volksschauspiels dem Beispiel des Vaters mit gutem Gelingen gefolgt ist, hat neuestens in seinen „Erinnerungen" über die damalige Dachwohnung des Vaters folgende Angaben gemacht: „Unser Wohnung war eng un unser Hof, in dem die Fuhrleut ihr Gieterwage unnergestellt hawwe, sehr geräuschvoll. Mei Vatter mußt sich deshalb, da er net mit der netige Ruh arweite konnt, nach emme annern Logis umseh. Als er nix passendes fand, hat er sich in der Dollgaß (der jetzigen Börsenstraße) e Stubb gemiet un is for sich gezoge, während die Großmutter un ich im Dhiergaarte geblittwe sin. Des neue Quadier lag im owwere Stockwerk vom Stääkohlehenneler Wunderlich seim Häusi, des nor aus zwää Etage bestanne hat. Bardeer des Kondor vom Eigetiemer un owwe driwwer die Stubb von meim Vatter. Spalierrose hawwe den Hauseigang geziert, un Rewe, die bis uffs nidderige Dach geklettert sin, die Fenster umrahmt. Das Häusi stann vollstennig frei, umgewwe von Stääkohlehaufe, Bleich- un annere Gäärte, un bot die scheenst Aussicht uff des schreh gegeiwwerliegende Dollhaus."

Noch trennte den Dichter eine soziale Kluft von dem Kreise der zahlreichen Frankfurter „Doktoren", die neben einem wissenschaftlichen Beruf damals die Dichtkunst pflegten. Die „Graduirten" in der Bürgerschaft, für deren wissenschaftliche Bildung ein Titel zeugte, genossen ja nach der alten Frankfurter Ständeeinteilung ganz besondere Vorrechte. Aber gar mancher dieser Graduirten begann jetzt, sich unter dem Eindruck der gelegentlich im „Konversationsblatt", in der „Didaskalia" erscheinenden Gedichte Stoltzes für diesen merkwürdigen hochgesinnten und hochbegabten „Lokalpoeten" zu interessieren, mit dessen Um-

wandlung zum korrekten Stadtbürger Herr Seufferheld so wenig Glück gehabt hatte.

Dies tat schon längst gleich dem jetzt abwesenden Komponisten Schnyder von Wartensee, der alte Lützower Dr. Friedr. Sal. Stiebel, ein Jugendfreund Börnes, der einst unter der Eiche bei Wöbbelin den Leichenzug des Heldensängers Theodor Körner angeführt hatte und jetzt als Oberarzt von Dr. Christs Kinderhospital in allen Schichten der Frankfurter Bevölkerung mit Eifer und Geschick seine große Praxis ausübte, wie er im Gesetzgebenden Körper seine liberale Gesinnung bewährte. Auch ein jüngerer Mediziner, Dr. Heinrich Hoffmann, der liebenswürdige Humorist, der 1845 die Kinderwelt mit dem „Struwwelpeter" beschenkte, gehörte schon früh zu denen, die Stoltzes Dichterwert erkannten. Heinrich Hoffmann, 1809 als Sohn des Frankfurter Bauinspektors Jakob Hoffmann geboren, damals noch am Senckenbergischen Institut als Anatom tätig, war, bis sein späterer Beruf als Oberarzt des Irrenhauses ihn mehr und mehr dem öffentlichen Leben entfremdete, der „offizielle" Festdichter Frankfurts. Schon für das erste deutsche Sängerfest hatte er sich als solcher im Wetteifer mit dem Lehrer Dr. Heinrich Weismann hervorgetan.

Zu jenen Männern gehörte auch Theodor Creizenach, der Sohn des hervorragenden Mathematikers Michael Creizenach. Der jugendliche Literarhistoriker, der 1837 als Göttinger Student mit seinem Freund Moritz Carriere den gemaßregelten „Göttinger Sieben" (Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm u. s. w.) seinen ersten Sonettenkranz gewidmet hatte, war in den Jahren darauf Erzieher und Reisebegleiter zweier Neffen des alten Anselm v. Rothschild gewesen, wobei er Gelegenheit hatte, in fruchtbare Beziehungen zu namhaften Dichtern und Gelehrten zu treten. Jetzt wirkte er als Lehrer in Frankfurt, schrieb literarische Aufsätze in die Beilage der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und gab mit dem in Darmstadt lebenden Dichter Dräxler-Manfred das „Rheinische Taschenbuch" im Verlag von Sauerländer heraus. Mit dem Geschichtsforscher Professor Kriegk, dem späteren Stadtarchivar, als dessen Nachfolger Creizenach Professor der Geschichte am Gymnasium wurde, mit Heinrich Hoffmann, mit dem auch poetisch tätigen Professor der Architektur am Städelschen Institut F. M. Hessemer und dem Advokaten Ludwig Braunfels, der damals das

Prachtwerk „Die Mainufer“ herausgab und als Übersetzer Molières die Laufbahn begann, auf der er später das Meisterwerk seiner Don Quixote-Übersetzung schaffen sollte, bildete er das literarische Element in dem Verein „Ganges“, in dem sich die hervorragenderen Künstler Frankfurts zusammenfanden. Auch Schnyder von Wartensee gehörte dazu. Der Name der Gesellschaft klang an eine Stelle in Lessings „Nathan“ an, an die Sehnsucht des Derwischs Al Hafi aus dem geräuschvollen Weltgetriebe nach den stillen Ufern des Ganges. Er stand auch in Bezug zu der Tendenz des „Nathan“, umfaßte er doch Protestanten, Katholiken und Juden, sowie zu dem milden Geiste der „Weisheit des Brahmanen“ von Friedrich Rückert, der damals öfter in Frankfurt zum Verkehr mit seinem Verleger Sauerländer erschien. Im „Ganges“ verkehrte auch Gutzkow, der in den vierziger Jahren wiederholt für länger in Frankfurt lebte, nunmehr bereits ein gefeierter Dramatiker. Sein Lustspiel „Das Urbild des Tartüffe“, diese geistvolle Satire auf die Zensur, ging eben erfolgreich über die Bühnen, und er selbst stand im Begriff, die Glaubenskämpfe der Zeit in seinem „Uriel Acosta“ dramatisch wiederzuspiegeln. Auch zu Gutzkow ergaben sich für Stoltze anregende Beziehungen.

In jenen Jahren stand Frankfurt im Frühling einer neuen Zeit; auf allen Gebieten regte sich frisches Werden. 1839 war die Taunusbahn eröffnet worden; bald konnte man von Frankfurt nach Mainz mit der Bahn fahren, was den ganzen Rhein näher brachte. Der Rhein aber wurde nach den Kriegsdrohungen, die aus Frankreich herüberhallten, zum Gegenstand einer romantischen Vorliebe aller Patrioten; nie ist der Rhein von Dichtern mehr verherrlicht worden, als in den Jahren, da dem Beckerschen Rheinlied, der Wacht am Rhein Schneckenburgers Ferd. Freiligraths „Glaubensbekenntnis“ folgte, das er „zu Aßmannshausen in der Kron“ zum Abschluß brachte, während Schloß Stolzenfels bei Koblenz der Lieblingssitz Friedrich Wilhelms IV. wurde. Unter seinem Protektorate erlebte das Kunstleben in Düsseldorf eine Blüte, die der Kunstpflege am Rhein überhaupt zu gute kam; für die rheinische Industrie eröffnete die Eisenbahn eine neue Aera, an deren Gewinn die Frankfurter Börse lebhaft beteiligt war. In Handel und Wandel zeigte sich die Wirkung von Frankfurts Beitritt zum Zollverein. Von dem wachsenden Reichtum der Stadt gab

1842 nach dem Brande von Hamburg den schönsten Beweis die Einhelligkeit, mit der sich der Senat und der Gesetzgebende Körper entschlossen, der Schwesterstadt sofort die Summe von 100,000 Gulden zu überweisen. „Frankfurt fährt selten aus, wenn es aber ausfährt, so fährt es vierspännig!“ mit diesen Worten begründete Dr. Reinganum den entsprechenden Antrag. Die Handelskammer ließ neben der Paulskirche nach Plänen Stülers das Börsengebäude aufführen, mit dessen künstlerischem Ausschmuck die Bildhauer Zwerger, Wendelstädt und E. Schmidt v. d. Launitz betraut waren, während der letztere gleichzeitig an dem großen Gutenberg-Monument arbeitete. Niemals hat Frankfurt wieder der deutschen Kunst gleichzeitig so viele Aufgaben gestellt, hat es einen so regen Wetteifer frischen Kunstschaffens gesehen wie in den Jahren, die der Märzerhebung vorausgingen. Philipp Veit hatte zwar seine Lehrtätigkeit am Städelschen Institut eingestellt, weil er sich durch die Erwerbung von Friedrich Lessings „Huß vor dem Konzil“, bei der er nicht befragt wurde, verletzt fühlte, aber für den Frankfurter Dom malte er jetzt sein großes Altarbild; Alfred Rethel schuf ein solches für die protestantische Nikolaikirche, die in ihrem gotischen Ausschmuck neu hergestellt wurde. Der Auftrag, für das Städelsche Museum den „Sängerkrieg auf der Wartburg“ zu malen, veranlaßte 1844 den liebenswürdigen Wiener Romantiker Moritz Schwind nach seiner Verheiratung mit Luise Sachs von Karlsruhe nach Frankfurt überzusiedeln. Während der kraftvolle Erneuerer des realistischen Genres Jakob Becker aus Worms mit seinem Bilde „Der vom Blitz erschlagene Schäfer“ die Freunde des Natürlichen entzückte, fand Overbecks große Allegorie „Der Triumph der Religion in den Künsten“ nicht minder eine begeisterte Gemeinde aufrichtiger Bewunderer. Wie Jakob Becker es auf der Neuen Mainzerstraße in der Kunstschule als Nachfolger Veits verstand, eine stattliche Zahl eifriger Schüler um sich zu scharen, konnte sich Veit drüben in Sachsenhausen, im Deutschordenshaus, des innigen Anschlusses seiner Getreuen, im besonderen Eduard Steinles und der Lasinsky erfreuen. Die Landschafts- und Genremaler Dielmann und und Rustige schlossen sich Becker an. Am 22. Oktober 1844 wurde das von Schwanthaler in München geschaffene Goethe-Denkmal in der Stadt-Allee, auf dem jetzigen Goethe-Platz, enthüllt; ein Jahre vorher gelangte das Steinbild Karls des Großen

von Wendelstädt auf der Brücke zur Aufstellung. Und wie viel Künstler waren nicht an der Ausschmückung des Kaisersaals im „Römer“ in jenen Jahren beteiligt!

Nichts ist bezeichnender für die damalige Phase unserer nationalen Wiedergeburt als dies Unternehmen der Frankfurter Kunstfreunde und die Aufnahme, die dasselbe beim deutschen Volke und den mächtigsten seiner Fürsten fand. Es galt, den alten Festsaal der Kaiserkrönungen an Stelle der verblichenen erzfarbenen Brustbilder der deutschen Kaiser, die bisher die Wände geschmückt hatten, mit neuen Kaiserbildern, Gemälden in ganzer Figur auf Leinwand, auszustatten. Die Idee, von den Administratoren des Städelschen Instituts, Mitgliedern des Frankfurter Kunst- und des Frankfurter Geschichtsvereins ins Werk gesetzt, zündete. Deutsche Fürsten, deutsche Städte, sowie Vereine und Private übernahmen die Bestellung der einzelnen Bilder. 1841 waren sämtliche 52 Gemälde vergeben. Namentlich die Frankfurter und Düsseldorfer Künstler, Veit, Steinle, Fr. Lessing, Rethel, Ballenberger, Clasen, Oppenheim, F. Brentano, K. Trost, G. Lasinsky, Bendemann, F. Fellner, Passavant, J. Jung, Zwecker u. a. erhielten Aufträge, aber auch Wiener, wie Danhauser, Waldmüller nnd Kupelwieser, dann Julius Hübner in Dresden, W. Hensel in Berlin. Es ist interessant, zu beachten, daß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den großen Kaiser aus dem deutschen Norden, Otto I., Kaiser Ferdinand von Österreich die eigenen Vorgänger auf dem Thron der Habsburger, König Ludwig I. von Bayern Kaiser Ludwig den Bayern malen ließ. Der österreichische Staatskanzler stiftete das Bild Albrechts I., der österreichische Präsidialgesandte am Bundestag Albrecht II. Von Frankfurter Namen befinden sich auf der Liste der Stifter: Benkard, Bernus, v. Bethmann, du Fay, Fellner, Gontard, Metzler, Neuburg, de Neufville, Rieß, Passavant, Reuß, Rothschild, Schlosser und Souchay. Der Frankfurter Kunstverein stiftete u. a. Karl den Großen, die Schwesterstädte Hamburg und Lübeck Friedrich Barbarossa. Der Rothbart war der erste deutsche Kaiser, der in Frankfurt gewählt worden war.

Die Leser werden sich erinnern, daß Stoltze in seinen „Polen und Studenten“ von den Frankfurter Demagogen des Jahres 1833 gesagt hat: sie waren „Barbarossisch“ gesinnt.

Jetzt fühlte, bis auf wenige Ausnahmen, ganz Frankfurt „Barbarossisch." Die romantische Vorstellung von der Erneuerung des deutschen Kaisertums im Sinn der Barbarossasage, die damals, wie von Rückert, von unzähligen anderen Dichtern poetisch aufgefrischt worden war, beherschte die deutsche Geisteswelt. Auch die meisten späteren Demokraten, zumal die von burschenschaftlicher Vergangenheit, dachten sich die zu erringende Einheit Deutschlands noch nicht als Republik, sondern als Wiedergeburt des alten Kaiserreichs deutscher Nation auf der Grundlage einer freien parlamentarischen Verfassung. Im September 1846 lieh dieser Stimmung der weitaus angesehenste der lebenden deutschen Dichter Ludwig Uhland in Frankfurt zündende Worte. Die erste Germanistenversammlung fand statt. Die berühmten Wiedererwecker des deutschen Nationalgefühls, die wie Arndt, Dahlmann, Gervinus, die Brüder Grimm wegen ihres Freiheitsinns und ihres deutschen Empfindens in den zwanziger und den dreißiger Jahren verfolgt worden waren, tagten im Kaisersaal. Beim Festmahl rief der schwäbische Freiheitssänger prophetisch: bald werde wieder von deutschem Reich und Reichstag die Rede sein, „mir ist, als wollten diese Kaiserbilder aus ihren Rahmen heraus in das wirkliche Leben treten!" Als 1847 zwei Verleger, Schmerber in Frankfurt und Erhard in Stuttgart, es gleichzeitig unternahmen, Reproduktionen der neuen Kaiserbilder herauszugeben, schrieb für das größere Werk Albert Schott, der Führer der Altliberalen Württembergs, für die Volksausgabe der junge schwäbische Freiheitssänger Ludwig Pfau die begleitenden Texte. Wie sehr Stoltze selbst damals noch von der Idee der Wiedergeburt des deutschen Kaisertums erfüllt war, bezeugt sein in den Gedichten jener Zeit hervortretender Drang, die Attribute der deutschen Kaiserwürde poetisch zu verwerten. Als „Kaiser Lenz" feierte er den Frühling:

„Der Frühling ist ein Kaiser,
Ein Herr von großem Regiment,
Und ist dabei ein weiser
Gemütlicher Regent.

Wo wär' ein Staat zu gründen,
So blühend wie sein Kaiser-Reich?
Wo wär' ein Volk zu finden,
An Glück dem seinen gleich?"

Im „Triumph des deutschen Lieds“ stattete der Dichter den Genius des letzteren mit Purpur und Krone aus. Voll Stolz auf die Vaterstadt empfand auch er, wie sich ihr Ruhm als deutsche Kaiser-Wahl- und Krönungsstadt neubelebte und mit ungeduldiger Spannung sah er den Ereignissen entgegen, welche die Erneuerung des Reichs einleiten würden. Daß dies neue Reich aber ein Reich der Freiheit werden müsse, war der Hauptgedanke, der diese unbestimmte Ahnung durchglühte.

Die Eindrücke von all dem frischen künstlerischen Wirken hatten sehr bald in ihm die Lust zum Mittun geweckt. Die Enthüllung des Goethe-Denkmals am 22. Oktober 1844 gab ihm die erste Gelegenheit, in Beziehung zu einigen Persönlichkeiten zu treten, deren Wirken ihm Sympathie einflößte. Es brachte ihm aber auch zum Bewußtsein, auf wie enge Kreise das aufs Ideale gerichtete geistige Leben in der Vaterstadt noch beschränkt war. Außer dem „Ganges“ bestand noch ein anderer Verein zur Pflege poetischer, künstlerischer Interessen, die „Iris“, in dem sich Dilettanten aus dem Kaufmannsstand mit Journalisten, Bühnenkünstlern, Musikern trafen. Hier verkehrte auch Stoltze. Das Komitee nun, das die Enthüllungsfeier vorbereitete, statt mit diesen und anderen Vereinen ein wahrhaft volkstümliches Fest zu Ehren des größten Frankfurters zu veranstalten, gab der Feier einen sehr „exklusiven“ Charakter. Am Festzug zum Denkmal nahmen die Zünfte nicht teil; er bestand aus den Gesangvereinen, den älteren Schülern des Gymnasiums, den Studierenden des Städelschen Kunstinstituts, den Komiteemitgliedern, Ehrengästen und Abgeordneten der wissenschaftlichen und künstlerischen Vereine und Anstalten Frankfurts, den Lehrern, den Spendern von Beiträgen zum Denkmal, endlich den Abgeordneten des Buchhandels und der Buchdruckerei. Vor dem Denkmal hatte sich der Senat mit den Bürgermeistern (Gottfr. Scharff und Dr. Samuel Gottlieb Müller), sowie Deputationen der Gesetzgebenden Versammlung und der ständigen Bürgerrepräsentation aufgestellt. Namens des Denkmalkomitees hielt Herr Dr. G. Spieß nach einem kurzen, von Messer dirigierten Chor der Gesangvereine die Festrede, worauf die Enthüllung erfolgte. Das Bankett im Börsensaal, den Schwind mit einem herrlichen Transparentgemälde, dem Eintritt Goethes in die Welt, geschmückt hatte, war noch nicht einmal für alle Teilnehmer am Festakt berechnet. Professor Konrad Schwenck vom

Gymnasium, Dr. H. Hoffmann, Dr. Val. Müller, Schöff Dr. Neuburg, Dr. Weismann, Professor Hessemer, der Inspektor des Städelmuseums Passavant tauschten hier Reden aus mit dem Ehrengast aus Weimar, dem Kanzler Müller, Karl Gutzkow u. a. Das „Großmütterchen“ Marianne von Willemer befand sich auch unter den Ehrengästen. Die verschiedenen literarischen Vereine, „Iris“, „Ganges“, das „Museum“, hielten jedoch Festlichkeiten für sich ab. Damals begegnete sich Stoltze mit Gutzkow in einer lebhaften Verurteilung dieser Art, Goethe bei solchem Anlaß zu feiern. Einer der Freunde Stoltzes, der jetzt der Malkunst beflissene, spätere Rechneibeamte Valentin Rausch, geißelte sie auf gut Frankforterisch in dem Scherzgedicht „Der Goethe-Enthusiast“.

„Ja, was e Volksfest haaßt, des wisse se ze mache,
Wie weis' werd do gesorgt vor alle Siwwesache.
Es is so Alles aans, mer liebt sich so wie Brider, —
Der Vornehm' trinkt du vin, und unser aans — du cidre:
Die vornehm Welt, die ißt Couwert'cher vor finf Gulde,
Die annern esse Worscht, do krieht mer aach kaan Schulde.“

In seiner Nachwirkung wurde dieser Goethetag für Stoltze zum „Tag von Damaskus“; von jetzt an sah er eine Mission vor sich, die Mission, den Segen der Poesie ins Volk hineinzutragen. Es vergingen nur wenig Monate, da eröffnete er den Unterhaltungsabend einer schlichtbürgerlichen Gesellschaft, welcher auch Valentin Rausch angehörte, mit einem Prolog, dessen Anfang der Poesie begeisterungsvoll huldigte.

„O öffne deinen ew'gen Gottesgarten,
Wo goldne Träume statt der Blumen stehn!
Hast du zu lieben, Herz, und zu erwarten,
O komm'! Du kannst schon alles blühen sehn! . . .
Es giebt kein Leid und keine Pein hienieden,
Wo hier nicht Trost in einem Traume blüht;
Nur im Gedichte wohnt der wahre Frieden,
Und selbst der Kummer löst sich auf im Lied.“

Noch kam ihm nicht in den Sinn, sich bei solcher Gelegenheit auch des heimatlichen Dialekts zu bedienen, obgleich es galt, die Aufführung harmloser Lustspiele von Kotzebue und Lebrun einzuleiten. Und wenn Rausch in seinem Scherzgedicht, das er an diesem Abend gleichfalls persönlich vortrug, den Realismus Goethes auf Kosten des Schillerschen Idealismus feierte, so ließ Stoltze das als Sympathiebezeugung für den geliebten Goethe wohl gelten, aber er selbst stand mit seiner eignen Lyrik ganz

im Bann von Schillers Art, mit poetischer Rede als Apostel der Menschenrechte zu wirken. Als solcher wurde damals Schiller gefeiert und gepriesen; er galt als der große Prophet der nationalen Einigung und Freiheitsbewegung, die sich trotz aller Bundesbeschlüsse, trotz der Verkümmerung der Preßfreiheit und der vollendeten Unterdrückung des politischen Vereins- und Versammlungsrechtes, nicht ersticken ließ. In Leipzig und in Stuttgart hatten hochgesinnte Führer der nationalen Bewegung, dort Robert Blum, hier Albert Schott, Schillervereine gegründet, nicht bloß zur ästhetischen Würdigung der Poesie Schillers, sondern zur Propagierung jenes Elements in derselben, das man als das politische Evangelium der Zeit empfand, das aus vielen Stellen des „Don Carlos", des „Tell", der „Jungfrau von Orleans" hervorleuchtete und aus vielen seiner Gedichte herausklang. Eine Stelle aus Schillers Dramen ward aber in jeder Rede, in jeder Abhandlung zitiert, die an ihn mahnte, der Schwur auf dem Rütli: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern", und kein Gedicht Schillers gewann damals eine gleiche evangelische Macht wie „Die Worte des Glaubens" mit den Anfangsstrophen:

„Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her;
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!"

In dieser letzten Strophe hatte Schiller inmitten der Zeit, als die Entartung der französischen Revolution die Welt in Schrecken setzte, den Kardinalsätzen von Lafayettes „Erklärung der Menschenrechte" poetische Fassung gegeben, und diese verlangte jetzt mit der Gewalt historischer Notwendigkeit nach Anerkennung in allen deutschen Landen.

Zur Gründung eines Schillervereins war es in Frankfurt noch nicht gekommen, als jene andere Bewegung hier ins Volksleben eingriff, die man die deutschkatholische nannte. Während unter dem Protektorate des Romantikers auf dem preußischen Königsthron der Kölner Dombauverein sich in Deutschland aus-

breitete, damit der Ausbau des herrlichsten Doms am Rhein als eine Angelegenheit gefördert werde, welche die Protestanten ebenso angehe, wie die Katholiken, hatte der katholische Klerus in Rheinland wie in Schlesien die Situation benützt, um seine Herrschaft neu zu befestigen und alte Forderungen, die tief in das Privatleben der Gläubigen griffen, wie die gegen die Mischehe, aufs neue geltend zu machen. Die Maßregelung des katholischen Priesters Johannes Ronge in Schlesien, der die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier in einem offenen Briefe beanstandet hatte, und ähnliche Vorgänge führten zur Gründung der Deutschkatholischen Gemeinden und einer Bewegung, der als Ideal eine Wiederaufnahme der deutschen Reformation von seiten aller Konfessionen zur Herstellung einer einigen nationalen Kirche der freien Gottesverehrung vorschwebte. Es schloß sich ihr daher die protestantische der Lichtfreunde an, die von Königsberg unter dem Drucke der erstarkten lutherischen Orthodoxie unter Führung des Predigers Rupp ihren Ausgang genommen hatte. Sie begegnete sich mit der deutschnationalen Reformbewegung unter den gebildeten Juden, deren Führer der Hamburger Advokat Gabriel Rießer war. Bezeichnend für den Charakter dieser Bewegung ist das Gedicht, mit dem Th. Creizenach 1847 die Beschlüsse des ersten preußischen Landtags zu gunsten der Juden begrüßte:

„Das deutsche Volk, das bis zum Belt
Den dunklen Urwald konnte lichten,
Hat nicht umsonst die weite Welt
Belehrt in Büchern und Gedichten.
Des deutschen Volkes Stimme preis't!
Gekommen ist die Siegesstunde.
Messias, der uns schon umkreis't,
Messias wird der freie Geist
Dem neuen und dem alten Bunde.“

Auch Berthold Auerbach ist hier zu nennen, der Anfang der vierziger Jahre öfter in Frankfurt war und dann in Bockenheim viel mit Rießer verkehrte, erfüllt von der Wirkung, die das Studium Spinozas, von Strauß' „Leben Jesu“ und Ludw. Feuerbachs „Wesen des Christentums“ auf ihn ausgeübt hatte. Seine und des Frankfurters Heribert Rau Jugendromane sind so recht bezeichnend für diese Bewegung.

In Schlesien, Sachsen, Hessen, Baden, im preußischen Rheinland griff dieselbe verheißungsvoll um sich, gefördert von

den geheimen Führern der verfassungsmäßigen Bundesreform, die sich alljährlich auf heimlichen Zusammenkünften, zumeist auf Hans von Itzsteins Weingut in Hallgarten im Rheingau trafen. Während sich das evangelische Deutschland vielerorts, wie auch in Frankfurt rüstete, den dreihundertjährigen Todestag Luthers — am 18. Februar 1846 — im Geist der Glaubensfreiheit zu begehen, begrüßte man in den neuen „freien" oder deutschkatholischen Gemeinden den Agitator Johannes Ronge als einen zweiten Luther. Am 4. Oktober 1845 fand zu Ehren Ronges in Frankfurt eine Feier statt, für welche auch die Liberalen der anderen Konfessionen ein warmes Interesse bezeugten. Die Führer der Frankfurter Liberalen, von denen jetzt neben Reinganum die Rechtsanwälte Dr. Ludwig Braunfels und Dr. Julius Friedleben, des letzteren Bruder der Arzt Dr. Alexander Friedleben, der Schuldirektor und Biograph Theodor Körners Nicolaus Hadermann den größten Einfluß ausübten, bemächtigten sich der Bewegung. Aus Zusammenkünften derselben mit Deutschkatholiken und Lichtfreunden entstand das „Montags-Kolleg" im Gasthof zum Landsberg, das etwas später den harmloseren Namen „Montagskränzchen" annahm, während sein Charakter ein ausgesprochen politischer wurde. Von den an dieser Wandlung beteiligten Mitgliedern seien hier noch genannt: Dr. med. Behaghel, Simon Humbert, J. P. Lindheimer, Dr. Löwenthal, Dr. Schott, Dr. Schwarzschild, Dr. Supf, Dr. Textor und Dr. G. Ch. Thomas. Dr. Supf, Lehrer an der Musterschule, war 1849 Präsident des Montagskränzchens und wurde 1862 Senator, gleichzeitig mit Dr. Textor, dem Sohn des Professor Textor, der Ende 1851 starb.

Gleich im Anfang der Bewegung, der sich auch Stoltze anschloß, brachte dieser am Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig und zur Feier derselben das folgende Gedicht zum Vortrag, in dem er sich an die Manen der auf dem Leipziger Schlachtfeld Gefallenen wandte:

„Habt ihr eine Schlacht geschlagen,
Laßt uns eine zweite wagen!
Einen zweiten heil'gen Krieg!
Was wir wollen, was wir müssen,
Für die Freiheit im Gewissen
Einen großen Geistersieg!

Nicht im Grimme, nicht im Hasse
Brecht der Seele eine Gasse,
Nicht mit wilder Schmähung Schwall!
Wer sich gürten will, der gürte
Sich mit seiner Menschenwürde,
Wahrheit sei der Feldmarschall!

Wahrheit, sei du unser Leiter,
Führ' uns, deine frommen Streiter,
Daß kein einziger erlieg!
Führ' uns in den rechten Gleisen,
Wie der Morgenstern die Weisen,
Gieb uns einen heil'gen Sieg!

Daß die Schlange endlich sterbe
Und der Mensch als freier Erbe
Erd' und Himmel sich verschönt!
Daß uns zwiefach Palmen winken,
In der Rechten und der Linken,
Und uns die Verheißung krönt.

Daß ein Engel wieder spreche:
Flammt, ihr Kuppen, braust ihr Bäche!
Höh' und Tiefe, jauchz' zugleich!
Flechtet Kränze in die Locken!
Blitzt, ihr Salven, schallt ihr Glocken!
Tausendjährig ist das Reich!"

Unter denen, die dem schwungvollen Hymnus zujubelten, befand sich das Mädchen, dessen Bestimmung es war, des Dichters Gattin und treue Schicksalsgenossin zu werden, Marie Messenzehl.

In jenem Verein, für den er den obenerwähnten Prolog gedichtet hatte, war er mit der hübschen Blondine näher bekannt geworden. Eine Briefkastennotiz in der „Latern" vom Jahre 1884, Nr. 37, läßt uns darauf schließen. Sie handelt von der Abendunterhaltung im Säälchen des „Grünen Baums" in der Fischergasse, bei welcher der Dichter des Prologs auch in einem der zur Aufführung gebrachten Lustspiele mitwirkte. Seine Mitspieler waren: „Dr. Schmidt, Valentin Rausch, die Maler Schalck und Wahl, Wilhelm und Philipp Forster und die Fräulein Luise Hehner und Minna Hold." Weiter heißt es: „Friedrich Stoltze als Schauspieler! Zum Erstenmal und zum Letztenmal in unserm Leben. Wir spielten den Major Staubwirbel und wurden nicht allein nach der Aufführung herausgerufen, sondern sogar schon vor derselben. Und zwar vom Kellner. Fräulein Messenzehl, unsre Braut, war aus Besorgnis über unsre bevorstehende künstlerische Leistung unwohl geworden.

Wir beruhigten sie damit, daß wir im Kreise von lauter Freunden und Bekannten höchstens ausgepfiffen werden könnten."

Auf die Verlobung beziehen sich folgende Verse:

„Du frugst nicht lange den und den,
Und hielt'st auch keinen Basenrat,
Du hast mir nur ins Aug' geseh'n,
Wie ich in Liebe zu dir trat.

Dann spitztest du den Rosenmund
Und öffnetest die Arme weit,
Und so geschlossen war der Bund
Für alle Zeit und Ewigkeit."

Dieses echte Frankfurter Bürgerkind — der Vater war Steindeckermeister — gehörte dem katholischen Glauben an, und so freisinnig auch das ungewöhnlich gebildete Mädchen war, so waren ihr doch die religiösen Grundanschauungen ihres Glaubens ebenso heilig, wie es dem Geliebten mit seiner Überzeugung ernst war. Das Eingehen einer „gemischten" Ehe war für beide eine Gewissenssache und sie entschieden sie im Sinne der Gewissensfreiheit. Das junge Paar beschloß jedoch, sich evangelisch trauen zu lassen.

Als Marie Messenzehl im folgenden Jahre sich in Koblenz bei einer Tante aufhielt, richtete sie zum Geburtstage ihres Bräutigams, der im katholischen Kalender auf „Mariä Opfer" fällt, folgende Verse an ihn:

„Mein Fritz, der Tag, an dem Du bist geboren,
Er ist ein Tag für mich bedeutungsvoll;
Mein lieber Fritz, ich bin dazu geboren,
Daß ich für dich mich opfern soll.
Kopfüber stürz' ich mich in deine Seele,
Und wär's ein Abgrund, namenlos an Schmerz.
O ew'ger Gott, ich liebe! dir empfehle
Zu Gnaden ich mein junges Herz."

Er aber hat ihr in der Sprache ihres Glaubens die schöne Huldigung gewidmet:

„Du bist so schön, du bist so milde,
Daß du zugleich entzückst und rührst
Und mit dem hohen Gnadenbilde
Mit Recht den gleichen Namen führst.

Auch du hast Engel im Geleite,
Die mit dir geh'n auf Schritt und Tritt;
Die Unschuld geht auf einer Seite,
Die Anmut auf der andern mit."

Die tiefe, von Vorurteilen freie Religiosität, die ihm eigen war, gab ihm das „Bruderlied" ein:

Ein ein'ger Himmel überspannt
Die weite Welt,
Es ist nur eine Vaterhand,
Die alles hält . . .
Wer es auch ist,
Jud oder Christ!
O Bruder, weg mit allem Spott!
Wir glauben all' an einen Gott,
Der ewig ist."

Der Geist der Toleranz, ja der Geist des religiösen Gemeingefühls, das im Sinne Lessings die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse vereinigen sollte, feierte damals in Frankfurt schöne Triumphe. Die Freimaurerlogen wirkten ebenso in dieser Beziehung wie der oben geschilderte Künstlerverein „Ganges". Hessemers „Deutsch-christliche Sonette" erschienen 1845. Der Frankfurter Arzt Dr. Johann Karl Passavant schrieb mit der Tendenz, die christlichen Konfessionen zu versöhnen, die Abhandlung „Zum kirchlichen Frieden". Schon Willemer, dessen Frau Marianne eine Katholikin war, und sein Schwiegersohn Thomas hatten im Geiste der Parität gewirkt und Goethe hatte damals Frankfurt gerühmt als eine

„Stadt, wo Parität
Noch in der alten Ordnung steht".

Im Jahrgang 1845 des Rheinischen Taschenbuchs konnte sich Theodor Creizenach auf diesen Vers Goethes beziehen bei Erwähnung der Kämpfe in der Frankfurter Kunstwelt, die aus dem Gegensatz der katholischen Tendenz Philipp Veits und der protestantischen Tendenz Friedrich Lessings sich für eine Weile ergeben hatten. „In Frankfurt stehen in der Gemäldegalerie", so schrieb er, „Overbecks Triumph der Religion und Lessings Huß ruhig nebeneinander". Dem entsprach es auch, daß die Frankfurter Katholiken die Subskriptionsliste für den Ausbau des Bartholomäusdoms auch andersgläubigen Mitbürgern vorlegen ließen und daß die Protestanten in bezug auf die Restaurierung der Nikolaikirche das Gleiche taten. Das hatte auch seine humoristische Seite. Als dem alten Baron Anselm v. Rothschild, der streng am Glauben der Väter hielt, die Liste für den Dom gebracht wurde, meinte er zwar abwehrend: „Der Dom hat kei Spitz un ich hab kei Schneid", aber er zeichnete

doch einen größeren Beitrag. Ähnlich verfuhr er, als Stoltze im Auftrag Seufferhelds mit der Bitte zu ihm kam, für das Altargemälde Rethels „Die Auferstehung Christi“ in der Nikolaikirche einen Beitrag zu zeichnen. „Dhun ich Ihne e Gefalle damit“, sagte der Alte lächelnd, „so gebe Se her der List! — Was leit mir draa, ob er uffgestanne is oder net!“

Dies ist eine der vielen Anekdoten, die unser Stoltze im Alter gern aus seinem Verkehr mit dem alten Amschel Rothschild erzählte, und jener Besuch im Auftrag Seufferhelds hat als der Anfang dieser Beziehungen zu gelten. Über den Charakter derselben sind verschiedene Angaben überliefert. Langjährige Bekannte des Dichters, die nach seinem Tode über ihn schrieben, Otto Hörth und Otto Kanngießer, lassen vermuten, daß Stoltze noch vor 1848 zu dem damals schon siebzigjährigen Beherrscher des Geldmarkts der Welt in ein ähnliches Verhältnis trat, wie er es vorher zu Seufferheld gefunden hatte. Hörth hat in dem biographischen Abriß, den er dem Band der „Vermischten Schriften“ aus Stoltzes Nachlaß voranstellte, die nähere Angabe gemacht, der junge Dichter habe eine Zeitlang das Amt eines Vorlesers bei Rothschild versehen, und ihr ist neuerdings von Adolf Stoltze in seiner Plauderei: „Erinnerunge aus meiner Kindheit“ widersprochen worden: Rothschild sei erst durch das Erscheinen der ersten Krebbel-Zeitung im Jahre 1852 auf seinen Vater aufmerksam geworden. Dies letztere ist ein Irrtum. Stoltze selbst hat im Alter, als ihm einmal in der Hitze eines Reichstagswahlkampfs die „Wohltaten“ vorgeworfen wurden, die ihm Anselm von Rothschild erwiesen habe, nähere Angaben über das Verhältnis gemacht. „Ich habe im Jahr 1846 dem Baron Amschel zu dessen goldener Hochzeit ein Gedicht gemacht, und zwar weil ich dazu aufgefordert wurde. Baron Amschel ließ es in großen Prachtexemplaren an seine Brüder und Neffen nach Paris, Wien, London und Neapel senden und eigens noch einmal in blauem Druck bei Buchdrucker Kitz 500 Exemplare anfertigen und auf dem Büreau und in der Stadt verteilen. Ich habe auch ein Gedicht auf die Vermählung des Baron Willy gemacht. Baron Amschel forderte mich selbst dazu auf. . . . Überhaupt hat mir der Baron Amschel nie Wohltaten erzeigt, es müßte denn sein, daß ich in seinem Garten spazieren gehen und mir vom Gärtner Blumensträuße für meinen Schatz

und später für meine Frau machen ließ. Gutes dagegen habe ich Manches im Haus Rothschild genossen: gekelterte und ungekelterte Trauben, Orangen, Kuchen und Mazzen. Dafür habe ich ihm alles mögliche Getier, Tauben, Vögel, Kaninchen und sogar Raubvögel ins Haus und in die Volièren gebracht." In dem Brief an Dr. Otto Kanngießer, dem Stoltze diese Angaben zur Verwendung im „Frankfurter Beobachter" machte, tut er auch eines humoristischen Geburtstagsgedichts Erwähnung. „Rames," der gelbe Pinscher seines Gönners, „und Sultan, der Hofhund, wurden von mir mit Blumenhalsbändern geschmückt und jeder bekam einen Bund Zwiebeln an den Schwanz gebunden. So wurden sie, in Begleitung eines Hammels zum Baron geführt und das Gedicht verlesen, in welchem das ganze Hauspersonal vom Röschen und der Sophie an, sogar der Baron selbst seinen Treff bekam: Jeanette, die Köchin, Max, der Frotteur, Friedrich, der Bediente der Frau Baronin, Kunkel, der Portier und spätere Dieb und Einbrecher, Konrad, der Hausknecht, und Peter, der Jäger und spätere sogenannte Kammerdiener, ‚der Nimrod des Wagentritts'." Wir sehen, der alte kinderlose Rothschild, der selbst ein witziger Kopf und ein Erzfrankfurter war, hatte seine Freude an dem Humor des Altfrankfurter Stadtkinds, das ihm heitere Laune ins Haus brachte. Im übrigen war ihm Stoltze eine Zeitlang ein Gehilfe und Berater in Angelegenheiten des Wohltuns. Die Wohltätigkeit Rothschilds war großen Stils; er gab gern, aber sah sich nicht gern betrogen, was ihm in Dingen, die ihm fremd waren, doch leicht passierte; ich verweise auf das Geschichtchen „Die Nachtigallen" in Band 5 der „Gesammelten Werke." Gern hat Stoltze in seiner „Latern" von des Alten Wohltätigkeit erzählt. So in Nr. 14 des Jahrgangs 1873, wo es sich um die Teurung vom Winter 1847 auf 1848 handelt, die so viel dazu beitrug, die politische Unzufriedenheit der ärmeren Volksklassen in vielen Gegenden Deutschlands bis zur Verzweiflung zu steigern. Rothschild verstand es, die drohende Hungersnot für Frankfurt im Keim zu ersticken. „Der Lääb Brod hat 48 Kreuzer gekost un der alte Amschel hatt, damit die Dheuerung die Unbemittelte net gar so schwer dricke sollt, Brodkarte à 24 Kreuzer ausgewe lasse for Jeden, der dervo Gebrauch mache wollt, so daß des Brod vor die Hälft der Tax von jedem Becker zu kriehe war. Des hat en allerdings nor e paarmalhunnertdausend Gulde gekost!"

Meyer Anselm Rothschild, der älteste Sohn des Begründers der weltberühmten Bankfirma, österreichischer Freiherr und preußischer Geheimrat, war am 12. Juni 1773 geboren und hat bis zum 6. Dezember 1855 gelebt. Es mag sein, daß der alte Herr, der sein Geschäft wie ein Fürst und Staatsmann betrieb, mit dem jugendfrischen Vollblutidealisten aus dem Herzen der Frankfurter Altstadt auch deshalb so gerne verkehrt hat, um sich von ihm über den Charakter der neuanschwellenden Volksbewegung unterrichten zu lassen. Stoltze seinerseits benutzte seine Stellung zu dem reichen Manne, um die großartige Wohltätigkeit desselben auch so manchem zu erschließen, der durch die Demagogenverfolgung in Not geraten war und den das eigne Selbstgefühl hinderte, für sich bittstellig zu werden. Für solche Opfer der Bundestagspolitik ist Stoltze bis ans Lebensende ein treuer Anwalt beim Frankfurter Reichtum geblieben. Als der stets spekulative Bankier dem Dichter aber ein hübsches Jahresgehalt anbot für den Fall, daß er als Journalist in die Dienste des Hauses Rothschild trete, da lehnte er die Verlockung ab, so schwer es war, dem Krösus klar zu machen, warum einem armen Teufel von Dichter ein solches Anerbieten gegen die Ehre gehe. Als Gast am Tische Anselm v. Rothschilds in der schönen Villa an der Bockenheimer Landstraße lernte Stoltze manche Tagesberühmtheit kennen, aber auch manches Geschichtchen, das sich seinem humoristischen Anekdotenschatz dauernd einverleibte. Wie unser Dichter im stande war, auch den Patriarchen dieses, bei allem Glanz schlicht und strenge nach altjüdischem Brauche geordneten Haushalts von seiner besten Seite zu nehmen, bezeugt schön das Gedicht, das er dem Gönner nach seinem Tode widmete:

„Den sie prunklos draus begraben,
Auf dem kühlen stillen Flecke,
Und ein Häufchen Erde gaben,
Daß es seine Blöße decke;
Seiner Schätze Ruhm gedrungen
War er stolz durch alle Zonen,
In die Völker aller Zungen,
Nach den Hütten und den Thronen.

Zu ihm her von nah und ferne
Ehren strömeten und Gnaden,
Ihre Kreuze, ihre Sterne
Sandten stolze Potentaten;

Schlösser nannt' er sein, Karossen,
Gärten, voll von Blütenbäumen,
Über ihm war ausgegossen
Was vom Glück die Menschen träumen ...

Doch sein Glück, so unerhöret,
Seine Tonnen goldner Erze,
Hatten nicht sein Herz betöret,
Und verhärtet nicht sein Herze ...
Zu dem Gotte seiner Väter
Hat er eiferig gebetet,
Ohne Haß, wenn andre Beter
Anders zu dem Herrn geredet.

Und mit Liebe auserlesen
Hing er an den Seinen allen,
Und er ist ein Sohn gewesen,
Jedermann ein Wohlgefallen;
Täglich konnte man ihn sehen,
Um der Mutter Hand zu fassen,
Nach dem kleinen Häuschen gehen
In der alten Judengassen ..."

Im Hochgefühle einer freien Seele konnte der Dichter neidlos dem Krösus diesen Nachruf widmen, der ihm so mancherlei Lebensgenüsse verschafft hatte, von denen er sich vorher nichts hatte träumen lassen. Der alte Rothschild war bei all seinem Reichtum nicht glücklich gewesen und oft hatte er den jungen Dichter beneidet, der trotz seiner Armut so leicht glücklich zu sein verstand.

„Was braucht man mehr um froh zu leben,
Als Freiheit, Liebe, Lied und Wein!"

Dies Bekenntnis aus dem Rhein- und Weinlied Friedrich Hornfecks entsprach so recht der Lebensstimmung des Frankfurter Dichters seit er ein glücklich Verlobter war.

Unter den Teilnehmern an der obenerwähnten Abendunterhaltung im „Grünen Baum" ist schon Ernst Schalck genannt worden; in ihm fand Stoltze eine kongeniale Natur, und der junge, zu allen „Deiwelsstreichen" stets aufgelegte Maler schloß sich ihm aufs innigste an. Ernst Schalck, am 8. März 1827 in Frankfurt als Sohn des Miniaturmalers Franz Schalck geboren, besuchte jetzt noch im Städelschen Institut die Malschule Jakob Beckers. Aber schon war er mit seinem kecken Witz ein tonangebendes Mitglied jener lustigen Stammtischgesellschaft, die sich „das Wasserkolleg" nannte und der Stoltze die feuchtfröhliche „Kapuzinerpredigt" gewidmet hat:

„Paulus, der schrieb den Ephesern:
Trinket nie aus leeren Gläsern!
Sintemal und alldieweil
Dieses ist dem Herrn ein Greul.

Den Galatern ließ er schreiben:
Laßt das Wassertrinken bleiben!
Weil das Wasser heilig ist,
Denn es tauft damit der Christ.

Wein, so schrieb er an die Römer,
Wein schmeckt auch viel angenehmer. . . .“

Die „Kapuzinerpredigt“ ist später von Genée komponiert worden und in verschiedene Kommersbücher übergegangen.

Im Jahre 1847 hatte sich des Dichters Muse auch in den Dienst der seit 1838 verbündeten Frankfurter Sängerschaft gestellt. Namentlich durch Heinrich Neeb, war er zu diesem weiteren Kreis patriotisch gestimmter Männer in Beziehung gelangt. Als nun aus Mendelssohns Nachlaß im Jahre 1847 das Heft Quartette erschien, das Stoltzes „Lyoner Bundeslied“ brachte, empfahl ihn dies den Sängern aufs Beste. 1844 war der begeisterte Verlauf des Gesangsfests in Altona, wo das von M. F. Chemnitz gedichtete, von Bellmann komponierte Lied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“ seinen Siegeszug anhob, zur Anregung geworden, ein „allgemeines deutsches Sängerfest“ ins Werk zu setzen. Es fand in Würzburg statt, 1847 folgte ein zweites solches Fest in Lübeck. Zu diesen Festen wurden — was neu war — besondere Sängerhallen erbaut, nach Schweizer Beispiel fanden große Festzüge mit Fahnen und Standarten statt, die Gastfreundschaft der Bewohner des Festorts bot den Sängern freudig Obdach und Lagerstatt. Die herbeiziehenden Sängerscharen aus den Hauptstädten „brachten gedruckte poetische Festgrüße mit; das gesprochene Wort machte seine lebendige Kraft geltend; man wollte nicht mehr bloß singen, man sprach auch von deutschem Volksleben, von der Vereinigung der deutschen Stämme im Gesang.“ „Frankfurts Sängergruß an Lübeck“ war von Stoltze gedichtet, er nahm Bezug auf das schwesterliche Verhältnis der beiden Städterepubliken:

„Du des Deutschen Meeres Blüte,
Sei gepriesen, freie Stadt,
Die dem deutschen Sinn und Liede
Solch ein Fest bereitet hat!

Laßt, ihr Bürger, um die Wette
Heute uns die Herzen weih'n,
Schwestern sind ja unsre Städte,
Und wir wollen Brüder sein!

Brüder alle, alle Brüder!
Brüder, was da Deutsche heißt!
Brüder im Gesang der Lieder,
Im Gesange und im Geist! . . ."

Mächtigeren Schwung entfaltete die schon kurz erwähnte Hymne: „Triumph des deutschen Lieds", die Ludwig Gellert, Dirigent der Frankfurter „Germania", für das nach Frankfurt anberaumte nächste deutsche Sängerfest, das im Frühjahr 1848 stattfinden sollte, schwungvoll komponierte.

„Rausch' deine Flügel
Kühn auseinander!
Brause zur Sonne,
Jauchzendes Lied!

Rausch' auf, daß Erd und Himmel schallt,
Im Jubel deines Klangs!
Rausch auf, daß jede Seele glüht,
Du deutsches, du erlauchtes Lied,
Du Adler des Gesangs!
Dir ist an Macht kein König gleich,
Dein Reich, das ist ein Herzensreich,
Und dir gehört die Welt!

Die Welt soweit die Liebe trägt,
Soweit ein fühlend Herze schlägt,
Soweit ein Gott die Seele schwellt,
Die ganze Welt! . . ."

Aber in ganz anderer, viel großartigerer Weise, als es der Dichter und sein Komponist erwarten konnten, feierte in diesem Frühjahr 1848 das deutsche Lied in Frankfurt einen Triumph. Zwar nicht die Sänger, aber die erwählten Sprecher der Nation zogen ein, die Abgeordneten für das erste Deutsche Parlament, die nun verwirklichen sollten, was schon so lange im Liede gepriesen und ersehnt worden war! Die Pariser Februarrevolution wurde zum Signal der großen deutschen Volkserhebung, die von den Führern der verfassungsmäßigen Bundesreform, von Welcker, Itzstein, Hecker, Bassermann, Mathy, Gagern, Römer, Tafel, Todt, Dieskau, Robert Blum, Heinrich Simon, Johann Jacoby und ihren Freunden auf den heimlichen Zusammenkünften in Hallgarten usw. seit Jahren so gut vorbereitet war, daß fast gleichzeitig in jedem deutschen Staate

auf friedlichem Wege das alte absolute Regiment zu Fall gebracht werden konnte. In Wien brach Metternichs stolze Herrschaft zusammen; der greise Autokrat selbst mußte fliehen. Nur in Berlin kam es bei dem Umschwung infolge des Wankelmuts Friedrich Wilhelms IV. und der bekannten „Mißverständnisse" zu ernsthaften Straßenkämpfen. In allen deutschen Hauptstädten wurden die Forderungen des Volks durchgesetzt, Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit, öffentliche Rechtsprechung, Amnestie für die politisch Verfolgten, Volksbewaffnung usw. bewilligt, und zu den Forderungen gehörte überall die eine nationale: ein deutsches Parlament in Frankfurt a. M.! In Frankfurt war der Vorstand des „Montagskränzchens", aus Hadermann, Textor u. a. bestehend, und der Jucho'sche Kreis im Einverständnis mit Welcker und Itzstein gewesen.

Die Volkserhebung im März verlief auch in Frankfurt friedlich genug. Am 3. März hielt es der Senat angesichts der wachsenden Gährung für zweckmäßig, die Konstablerwache von der Bürgerwehr beziehen zu lassen. Am Nachmittag fand in der Reitbahn unter dem Vorsitz der Doktoren Jucho, Kugler, Mappes, Reinganum und G. Varrentrapp eine Volksversammlung statt, welche die von Reinganum verfaßte Petition mit den „Forderungen des Volks" annahm. Von zahlreichen Bürgern unterzeichnet, wurde sie durch eine Deputation, deren Sprecher Dr. Mappes war, im Römer dem Senat überreicht. Der ältere Bürgermeister Schöff v. Heyden erklärte, daß der Senat sobald als möglich alle 8 Punkte ihrer gesetzmäßigen Erledigung entgegenführen werde. Preßfreiheit wurde sofort bewilligt. Doch kaum hatte Dr. Mappes die Antwort des Bürgermeisters der vor dem Römer harrenden Menschenmenge verkündet, so begann auch schon, unter Führung des Dr. Haas von Alzey, ein Sturm auf die Kaisertreppe. Die Führer der Tumultuanten drangen bis ins Ratszimmer, wo sie die sofortige Bewilligung aller Forderungen verlangten. Als sie unverrichteter Dinge zurückkehrten, wurde der Sturm erneut. Da erschien aber auch schon die durch Generalmarsch zusammengerufene Stadtwehr auf dem Platze, welche im Römer und vor demselben Ordnung schuf. Freilich dauerte der Lärm auf dem Römerberg bis in die Nacht hinein fort! Mehrfache Verhaftungen fanden statt. Am anderen Morgen, einem Sonntag, als im Römer die Amnestie verkündet wurde, erhielten auch diese Verhafteten die Freiheit wieder.

Die dienstpflichtigen Bürger aller Altersklassen wurden nun unter die Waffen gerufen, um in der Stadt die Ordnung aufrecht zu erhalten, in die von allen Seiten sich ein müssiggängerischer Janhagel drängte. Aus der „Lesegesellschaft“ bildete sich eine freiwillige Wehr, die in der verschiedensten Bewaffnung die Umgebung der Stadt nachts abpatrouillierte. Da die Stadtwehr auf die Dauer dem schweren Dienst nicht genügen konnte, so wurden zu ihrer Unterstützung die gesetzlich nicht dienstpflichtigen Elemente der waffenfähigen Bürger- und Beisassenschaft notdürftig bewaffnet, organisiert und eingeübt; sie erhielten den Namen „Schutzwacht“.

Stürmischer ging es in diesen und den nächsten Tagen in Bockenheim zu, das ja zu Kurhessen gehörte. Der Kurfürst in Kassel zögerte, die Forderungen des Volks zu bewilligen; aber in der Grafschaft Hanau war alles zu einem bewaffneten Aufstand bereit. Schon rüstete man sich unter den Frankfurter Turnern, den Hanauern zu Hilfe zu kommen, da waren auch in Kassel die Forderungen bewilligt.

In Frankfurt aber folgte den Tagen der Erregung, die sich in Katzenmusiken vor den Häusern mißliebiger Personen ꝛc. austobte, eine Zeit, in der sich alle Kreise der Bürgerschaft geeint fühlten in derselben Begeisterung für die „Märzerrungenschaften“, in jener Freude, von der Schiller sang: „ihre Zauber binden wieder, was die Mode streng geteilt“. Der Bundestag selbst gab das Signal dazu: am 10. März flatterte auf dem Bundespalais die schwarzrotgoldne Fahne! Jetzt trugen alle Gesandten, alle Senatoren, alle Beamten in Frankfurt Kokarden in den so lange verpönten Farben.

Zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Märztage hat Stoltze diese Frankfurter Feststimmung in dem Rückblick „1848“ geschildert, der damals in der „Frankfurter Latern“ erschien: „In manche Gasse hat merr buchstäblich den Himmel vor lauter Fahnele net mehr geseh. Es war als wenn ää kolossal schwarzrothgoldern Zelt iwer die ganz Stadt ausgespannt wär! Awer net alläā ihr Häuser hatte die Frankforter so schwarzrothgoldern uffgebutzt, sonnern sich ääch selwer.

Vom Greis bis uff des Kind erab,
Da war kää Hut, da war kää Kapp,
Kää Angströhr war so abgenutzt,
Sie war mit Schwarzrothgold gebutzt.

Da war kää Paltot net un Sack,
Kää Kittel, Kamesol und Frack,
Kää Wams so grob, kää Rock so fei —
's war Schwarzrothgold im Knopploch drei.
Kravatteschlipp von Schwarzrothgold
Mer konnt se seh so viel merr wollt ...
Da warn kää Hauwe un kää Hith,
Sie hawe schwarzrothgold geblieht,
Da war kää Schlääf, kää Busenband,
Es trug de Farb vom Vatterland ...

„Merr is awer in em sehr groß Irrdhum, wann merr gläbt, die patriotisch Kundgebung der Frankforter wär nor so e äußerlich gewese. Wie ganz Deutschland, so ward äach Frankfort in jene unvergeßliche Märzdäg von ere diese heilige Freiheitsbegeisterung ergriffe. Saße se doch hier an der Quell, am Bundesdag, von dem iwer e Verteljahrhunnert lang alle Schmach und alles Elend iwer Deutschland ausgange war; an der Quell odder vielmehr an der Maschien. ... Die Begeisterung un der Juwel in der Stadt, als die Nachricht von de siegreiche Wiener Revolution un dem Storz Metternichs nach Frankfort kam! Uff der offene Gass fiele die Berjer enanner um den Hals, un im Äägeblick hatt' sich aus dem frääbige Zusammelääf aus alle Gass e groß mächtiger Zug gebildt, un zog mit Musik un schwarzrothgolderne Fahnele in der Stadt erum. Wo der Zug vorbeikam, ward aus alle Fenster von schönen Händen mit weiße Sackdicher erunnergewinkt. Ja selbst ganz owe unnerm Dauweschlag hat die Lisbeth ihr blau un roth gewerfelt Sacktichele zum Gruß flattern lasse. Un als nun gar die Nachricht von der Berliner Revolution nach Frankfort kam, und wie sich das Volk dort so todesmuthig geschlage hätt un zusammekartätscht ward — da is ää zorniger Uffschrei un ää heilig Begeisterung dorch die ganze Stadt gange! Wo merr awer en Berliner habhaft wern konnt, ward er sogleich gedappt, uff die Schultern gehowe un erum getrage. — Es war e ganz unbeschreiblich Gewühl von Mensche in alle Gasse. Hunnerte von Bauerwage mit Dannebääm un Fichtereiser hochbelade, kame zu alle Stadtdhore erei, un die Frankforter fiele driwer her als ob des leibhaftig Christkindche in dene Danne sitze dhät un hätt sich in der Jahrschzeit geerrt un käm uff Ostern anstatts uff Weihnachten. Die Triumphboge wuchse iwerall nor so gleichsam aus der Erd. Besonnerscht prächtig

nahm sich die Altstadt mit ihre hochgiebelig Häuser und ihrm Festschmuck aus. Was Herzigers als wie die eng Grawegass mit ihre bääde grüne Eingangspförtercher läßt sich gar net denke. Un wann merr owe von der Altegass dorch den pracht-volle Triumphboge uff die Friedberger Gass trat, da hat merr uffgejuxt vor Vergnüge iwer den wunnerbare Aablick . . Un kam merr so an die Sachsehäuser Brick, da hat merr erscht recht die Ääge uffgerisse. Die ganz Määbrick war mit Fichtereiser hoch und dicht iwerwölbt, e langer grüner Lääbgang, an de bääde Ende mit Triumphboge geschmickt. Un gar erscht Sachsehause! Daß hier die Gärtner wohne un das „Paradies" leiht, das sah merr! . . . .

„Frankfort wußt die Ehr zu schätze, die em dorch die Zusammekunft der deutsche Volksmänner in seine Mauern widerfahrn sollt. Schon zwää Dääg vor ihrer Aakunft stand's fix un fertig zum festlichen Empfang. Un endlich, endlich kame se! Wo e jauchzender Volkshaufe hingeströmt is, da konnt merr iwerzeigt sei, daß e gefeierter Volksmann aakam. Der Hecker un der Struwe wurde mit em ganz immense Juwel empfange. Alles hat sich an die Kutsch ebei gedrickt, jeder wollt en e Hand gewe. Dem alte Sylvester Jordan wollte se gar die Gäul ausspanne un en im Triumph in die Stadt ziehe; awer er hat's net zugewe un hat gesagt: Perd ziehe, awer net Mensche! — E Gegestann allgemänner Uffmerksamkeit war der Herr von Gagern un e ganz besonner Zuneigung hatte se zum Uhland. Alle wurde bejuwelt und begrießt, der Welcker, der Wirth, der Mittermaier, der Tafel, der Becher, der Titus, der alte Vatter Jahn mit seim lange weiße Bart un seim klääne Käppche un seim brääte Hemderkrage, — un wie se alle noch hääße. Die Stadt hat sich gehowe von Juwel un Musik. Merr hatte ääch schon Freiheitslieder, un der „Liederkranz" konnt bei seim erschte groẞe Awend, den er zu Ehrn der Volksmänner hielt, schon mit em Lied uffwarte, des sowohl im Text, der von Heinrich Hoffmann war, als ääch in der Composition von Wilhelm Speyer, mit zu dem Scheenste und Beste aus der damalige Zeit gehört."

Der Anfang dieses Liedes, das der „Liederkranz" im Jahre 1848 noch oft erklingen ließ, lautet:

„Horch' auf, mein Volk, ob deutschen Landen
Geht brausend jetzt ein Sturm einher.

Hoch weht dein Banner, frei von Banden,
Und beugen soll's der Sturm nicht mehr!
Treu Hand in Hand,
Fest Mann an Mann,
Mein Vaterland,
Dein Tag bricht an!"

In jener Zeit — am 10. Mai — trat der „Bürgerverein" ins Leben, der heute noch in dem vormals Mülhensschen Hause in der Großen Eschenheimergasse blüht, das im Jahr Achtundvierzig eine Weile dem Reichsverweser Erzherzog Johann mit den Seinen als Residenzpalast gedient hat. Der „Bürgerverein" wurde auf Anregung Heinrich Hoffmanns gegründet, „um die in so vielen Klubs, Vereinen und Gesellschaften zersplitterten Bürger möglichst in einem großen Gesamtkolleg zu vereinigen und die verschiedenen Klassen und Stände einander näher zu bringen." Und wirklich vereinigte der Verein zunächst sowohl Solche, die, wie Dr. Hoffmann, ihre Hoffnung auf die Erneuerung des deutschen Kaisertums durch Preußens Königsmacht setzten, als auch Radikalere, die von der Gestaltung einer Republik Deutschland träumten. Schon die Einladung zur konstituierenden Versammlung war von Männern unterzeichnet worden, die beiden Lagern angehörten, von R. Hadermann, Jucho, Mappes einer-, und Dr. v. Guaita, Herm. Mumm, Dr. G. Varrentrapp andrerseits; dieser letztere war von 1848 bis 1850 erster Vorsteher. Einig waren ja auch alle Mitglieder in dem Stolz auf die Vaterstadt, die so allgemein als die politische Hauptstadt Deutschlands anerkannt wurde, und nun auch zur Stätte der „verfassunggebenden Versammlung", des eigentlichen Parlaments, erkoren war! Und mit den Hoffnungen, die man den Vertretern der Nation entgegenbrachte, war bei fast allen Frankfurtern die Vorstellung verknüpft: Wird das neue Reich in einem deutschen Kaiser sein Oberhaupt finden, so wird Frankfurt selbstverständlich die Krönungsstadt des neuen Kaisertums sein; — wird aber Deutschland eine Republik, so wird selbstverständlich Frankfurt der Sitz des Direktoriums oder Präsidenten der „Vereinigten Staaten von Deutschland" werden!

Über seine eigene Teilnahme an der achtundvierziger Bewegung hat Stoltze nichts Zusammenhängendes geschrieben, was sehr zu bedauern ist, denn was hätte er nicht noch alles in Ernst und Scherz zu schildern gehabt! Mit welchem Ernste

er sich aber der Volkserhebung im März, die in ihrer Stärke auch ihm überraschend kam, mit Leib und Seele angeschlossen hat, das bezeugen seine Freiheitslieder, für die alle der Anfang des ersten, „Freiheit, du mein Losungswort!“ als Motto dienen könnte:

„Freiheit, du mein Losungswort,
Vollen Drang und Schalles! . . .“
„Unsre Freiheit, rein und ächt,
Muß uns wieder werden!
Und das menschliche Geschlecht
Hat ein unverjährtes Recht
Auf ein Glück auf Erden!“

Dies Lied fand sogleich in Reeb und in Schädel zwei Komponisten und wurde schon in den Märztagen viel gesungen. Noch mehr Anklang fand die „Deutsche Hymne“ in der von Ludwig Gellert dazu komponierten Marschmusik.

„Auf, Brüder, auf! das Schwert zur Hand!
Im Sturmschritt für das Vaterland!
Ein Volk! Ein Heer! Ein Wetterschlag!
Nun kommt der Freiheit großer Tag,
Nun Deutschland sollst du strahlen.
Kokarden auf! Standarten auf!
Aus Nacht durch Blut zum Licht hinauf!
O Glanz! o Sieg! o helle Ruhmesbahn!
Auf, Vaterland, voran! . . .

Auf Brüder, auf! und einig seid!
So kommt dem Volk die Herrlichkeit!
Ein Herz, Ein Sinn und Ein Panier!
In diesem Zeichen siegen wir!
Das macht den Feind zu Schanden!
Kokarden auf! Standarten auf!
Aus Nacht durch Blut zum Licht hinauf!
O Glanz! o Sieg! o helle Ruhmesbahn!
Auf Vaterland, voran!“

Kapellmeister Guhr komponierte „Deutschlands Hurrah“ und der Mainzer Kapellmeister Schneider nach Ludwig Gellert den „Triumph des deutschen Lieds“. Als die „Didaskalia“ am 29. Juli 1848, kurz nach dem feierlichen Einzug des Erzherzogs Johann als Reichsverweser dies Gedicht abdruckte, empfahl sie in einer Anmerkung die Komposition Ludwig Gellerts, der damals erst 21 Jahre alt war; 1853 wurde er Dirigent des Liederkranzes.

In jenen Tagen des Triumphes seiner politischen Ideale suchte in Stoltze der erwachende Übermut aber auch humoristischen

Ausdruck. Bei der großen Illumination zur Begrüßung der Abgeordneten des Vorparlaments waren verschiedene Sprüche, die im hellen Licht der Transparente prangten, von ihm; ob der kräftige Sachsenhäuser Wunsch:

„Wann odder norzt der Klowe hält,
Daß die Fahnel net erunner fällt,"

wirklich von ihm stammt, ist fraglich.

Während der Kämpfe im Vorparlament unter Mittermaiers ausgleichendem Präsidium um die Frage der Permanenz der Versammlung prägte sich ihm das Bild Friedrich Heckers, des badischen Volkstribunen, als das eines echten Revolutionshelden ein. Sympathischer aber als dessen Auftreten war ihm die Haltung des „grundehrlichen" Robert Blum. Mit Bedauern erkannte er, daß die alten Führer der Volksbewegung, die Badner Welcker und Itzstein, die greisen Pioniere und Märtyrer der nationalen Bewegung, wie Arndt und Sylvester Jordan, dem großen Moment sich nicht gewachsen zeigten. Besonders schmerzlich berührte ihn, als August Wirth, der „Redner von Hambach", bald nach seinem Eintreffen in Frankfurt als Abgeordneter vom Tode hingerafft wurde. Es bildete sich in ihm die Überzeugung, daß man viel zu früh mit den erschütterten Regierungen ins diplomatische Verhandeln getreten sei, und er verurteilte, wie Hecker, wie Blum, den Übereifer, mit dem die Gruppe Heinrich von Gagerns und Dahlmanns für die „preußische Spitze" des neuzugründenden Reiches eintrat. „Dem Volke sei der Sieg gebracht, Und obenan sein Sitz!" Das war der Kern seiner patriotischen Zukunftsträume.

In dem so beginnenden Lied heißt es weiter:

„Wir kämpfen einen braven Streit,
Ein ehrliches Gefecht;
Mit uns ist Gott und Freudigkeit,
Denn mit uns ist das Recht!
Nicht sicher mehr war Haus und Herd,
Nicht das Gebet zu Gott,
Die Toten selber in der Erd'
Nicht sicher mehr vor Spott!" . .

In diesen Versen, so allgemein sie gehalten sind, läßt sich aber auch das ganz persönliche Empfinden erkennen, das den Dichter während der Zeit vor und nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung beseelte. Seine Freiheitsbegeisterung teilte er mit Tausenden in Frankfurt, wozu nicht

wenig seine Lieder beitrugen. In ihm aber erzeugte der „deutsche März“ mit seinen Errungenschaften, das Schauspiel der feierlichen Einzüge und Empfänge, das Jubelgeläut vom Pfarrturm herab, als am 1. April die Männer des Vorparlaments, am 18. Mai die Abgeordneten der Nationalversammlung zur Paulskirche zogen, einen ganz besonderen Seelenprozeß.

Die Erinnerungen an die Zeit der Demagogenheimlichkeit im „Rebstock“, an die Nacht des 3. April 1833, in der Gustav Bunsen mit seinen Begleitern die Sturmglocke vergeblich auf dem Pfarrturm läuten ließ, diese Erinnerungen, die so unheimlich verwachsen waren mit seines Vaters Tod und dem Tod seiner Schwester, sie gewannen wieder Macht über sein Gemüt und verschmolzen sich unzertrennlich mit den Eindrücken des deutschen Völkerfrühlings. Alles, was er jetzt Erhebendes im Gemüte erlebte, wies auf die Schwester Annett zurück und verklärte diese für ihn zu einer Heldin. Und damit verloren diese Erinnerungen ihre Unheimlichkeit. Denn die jetzt so leicht errungenen Siege waren ja nur möglich geworden auf Grund der Erfahrungen von damals, sie warfen ihren Glorienschein auf das edle Streben und das gute Wollen jener Demagogen, mit deren Geschick das Schicksal der Seinen sich so tragisch verflochten hatte. Die neue Zeit gab der Schwester und dem Vater, der unter dem Druck der Demagogenhetze seinem Leiden so früh erlegen war, Recht. Sie beide — so erschien es ihm — waren als Märtyrer gestorben in dem Kampf, der jetzt endlich triumphierte. Das war Sühne! Aber er sang auch:

„Die lange Schmach, der lange Schmerz
Sind unvergessen noch!
Und eh'r die Kugel durch das Herz
Als in das alte Joch!“

Die Erinnerungen an die Demagogenzeit traten ihm gleichzeitig entgegen in Fleisch und Bein! Durch seine Verlobung mit der Tochter eines Bürgers der Altstadt — Mariens Mutter, die nach dem Tode Meister Messenzehls den Steindeckermeister Hartung geheiratet hatte, besaß ein altes Haus in der Münzgasse — war er wieder hineingewachsen in die altbürgerliche Welt, der bis zum Tode des Vaters seine Eltern angehört hatten. Er trat wieder näher so manchem, der zum Freundeskreis des Vaters gehört hatte. Und viele, die um 1833 nach dem Attentat und den Befreiungsversuchen in Gefangenschaft

14*

gekommen, die ins Ausland geflohen waren, seit der Heimkehr aber kleinlaut unter dem Druck der Vergangenheit gelebt hatten, trugen jetzt wieder in Frankfurt mit gehobenem Bewußtsein das Haupt! Jetzt war es ein Ruhm, in den dreißiger Jahren ein „Demagog" gewesen zu sein! Oft fand sich der Dichter nun angeredet als Sohn seines Vaters und konnte dessen Lob hören! Gar mancher, der 1833 zum „Vaterlandsverein" oder zum Brückenau-Kolleg gehört, der in der Hinterstube des „Rebstocks" für Einheit und Freiheit geschwärmt und gelärmt hatte, trat nun gefeiert und geehrt hervor im politischen Leben der Vaterstadt. Schon nannten wir Jucho, Reinganum und Hadermann. Hadermann wurde Präsident der großen Volksversammlung in der Katharinenkirche, als Ende April die Abgeordnetenwahl für die Nationalversammlung vollzogen ward. Reinganum, Jucho und Friedrich Funck, unser alter Bekannter, waren hier die Hauptredner neben Dr. Binding, der mit zu den „Vaterlandsfreunden" gehört hatte, die am 5. März mit Welcker, Itzstein, Hecker, Bassermann, Mathy, Gagern, Römer, den Einundfünfzig, in Heidelberg durch ihre Beschlüsse die deutsche Volkserhebung in Gang brachten. Jucho wurde zum Abgeordneten Frankfurts gewählt.

Unter den Mitgliedern der Nationalversammlung war Ludwig Uhland derjenige, zu dem sich Stoltze am meisten hingezogen fühlte. Als der Erwählte Tübingens bei seinem Freunde Dr. Mappes in der Bleichstraße abgestiegen war, pflanzte eine Abgesandtschaft der Altegass' ihm Tannenbäume vors Haus und brachte ihm ein Ständchen. Das Lied vom „Wirte wundermild", dem „Apfelbaum", brachte Uhland diese Ovation der Frankfurter Obstgärtner und Apfelweinzäpfer ein. Gerade Uhland nahm in der Paulskirche eine Haltung an, die ganz dem Ideal Stoltzes von einem Volksmann im Parlamente entsprach. Uhland stimmte von Anfang an mit der Linken, mit Robert Blum, H. und L. Simon, Karl Vogt, v. Trützschler, Wesendonck, Wilhelm Jordan, welcher letztere erst später zur Gagernschen Partei überging. Uhland fühlte großdeutsch. Wohl hatte er bisher für die Erneuerung der deutschen Kaiserwürde geschwärmt. Aber vor die Frage der Kaiserwahl gestellt, war er sich klar, daß weder König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen noch Kaiser Ferdinand von Österreich der Fürst sei, den die Nation zum neuen „Barbarossa" küren könne! Ganz so empfand Stoltze.

Ihm waren aus der Seele gesprochen die kühnen Worte des edlen Schwabendichters: „Eine mächtige Volkserhebung muß sich aus ihrem eigenen Geiste die ihr angemessene Form schaffen . . . Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öles gesalbt ist!" Und wie dem Meister Uhland wollte es auch seinem jungen Frankfurter Anhänger nicht in den Sinn, daß die Einheit Deutschlands mit dem Ausschluß der acht Millionen Deutschösterreicher erkauft werden dürfe.

Welche Stunden der Begeisterung aber schufen ihm die Höhepunkte der Debatten, welche die Feststellung der Grundrechte des deutschen Volkes begleitete. Wie tat es ihm wohl, aus dem Munde eines so allverehrten Patrioten, wie Jakob Grimm, die vernichtende Kritik der Vorrechte des Feudaladels zu hören; wie schwoll ihm die Brust, wenn er die kühnsten Forderungen, die auf dem Hambacher Fest einst laut wurden, die Gestalt einer Magna Charta der Deutschen gewinnen sah. Gewährleisteten doch die Grundrechte ein allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht mit Freizügigkeit und Gewerbefreiheit; Freiheit der Person und Sicherheit vor willkürlicher Verhaftung; Preßfreiheit, Glaubensfreiheit, Kultusfreiheit; Trennung der Kirche vom Staat; Zivilehe; Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre; Unterrichtsfreiheit und allgemeine Volkserziehung unter Aufsicht und Mitwirkung des Staats, Petitionsrecht und Versammlungsrecht, Garantie des Eigentums, aber Aufhebung der Fideikommisse und Beschränkung der Liegenschaften der Toten Hand, Beseitigung aller noch bestehenden Reste des Feudalwesens, Gleichheit vorm Recht und Öffentlichkeit der Rechtsverfahren, Trennung der Verwaltung von der Justiz, freie Gemeindeverfassung, Aufhebung aller Standesvorrechte und Standesunterschiede, gleiche Wehrpflicht für alle und gleiches Recht aller Befähigten zu allen Staatsämtern. Und diese Grundrechte sollten hinfort den Verfassungen aller Einzelstaaten als Norm dienen! Gewiß verloren sich öfter die Grundrechtsdebatten ins Grundlose. Aber welches brennende Interesse für ihre Gegenstände die Frankfurter hatten, das bewies die Menge der Zuhörer, die sich fast zu jeder Beratung auf den Emporen der Paulskirche einfand, Männer und Frauen aller Stände, das bewies die Verehrung, die den kühnen Rednern, als echten Rittern vom Geist, in der Bevölkerung zuteil wurde. Aufregender noch als die Vorgänge in der Paulskirche wirkte oft die Vor-

bereitung großer Parteiaktionen in den Klubs, und die Häuser, in denen diese Klubs tagten und nach denen sie sich benannten, der „Deutsche Hof“ und der „Donnersberg“ als die Heimstätten der Klubs von der Linken, der „Württemberger Hof“, das „Kasino“, die „Westendhalle“, der „Landsberg“, der „Augsburger Hof“ als solche des linken und des rechten Zentrums, das „Steinerne Haus“ und das „Café Milani“ als solche der Rechten bildeten den Gegenstand beständiger Aufmerksamkeit von seiten des Publikums. In den Klubs der Volksparteien war das Leben keineswegs abgeschlossen. Schon im „Württemberger Hof“, aus dem sich viele Mitglieder der drei Reichsministerien unter Schmerling, Gagern, Grävell rekrutierten, pflegte man sichs an heißen Sommerabenden bequem zu machen, warf Rock und Halstuch ab. „Einem Fremden“, so erzählt Wichmann in seinen „Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche“, „erschien die sich so ungeniert bewegende Versammlung weit eher wie ein Studentenkommers als ein Komitee von Volksvertretern, das, hohe Reichsbeamte in seiner Mitte, die wichtigsten Lebensfragen der Nation beriet.“ Im „Deutschen Hof“ wurden eine Zeitlang wöchentlich ein- oder zweimal Sitzungen vor gefüllten Tribünen gehalten. Unter den sich näherstehenden Klubs bestand ein reger Verkehr durch Deputationen.

In der Zeit vom 1. April bis zum 18. September war Frankfurt als Parlamentsstadt auch der Schauplatz unzähliger Feste. Jeder Abgeordnete hatte einen Kreis von Freunden in der Stadt, die für seine Unterhaltung sorgten; jeder Klub seinen Anhang, der ihm Feste bereitete. Nach der Wahl Heinrich v. Gagerns zum Präsidenten der Nationalversammlung, am 31. Mai, wurde ihm, der in dem Hermann Mummschen Gartenhaus, Bockenheimer Anlage 2, wohnte, ein großartiger Fackelzug gebracht. Im Juni, im August veranstaltete der „Liederkranz“ auf der Mainlust Konzerte, erst für den österreichischen Freiheitssänger Anastasius Grün, den Grafen A. v. Auersperg, dann zum Besten der deutschen Flotte. Auf der Mainlust fand auch das Festmahl statt, das die Frankfurter Ärzte ihren Kollegen unter den Abgeordneten gaben. Der Einzug des Erzherzogs Johann war für ganz Frankfurt ein laut bejubeltes Schauspiel. Welche Fülle von Eindrücken nährte in dieser Zeit die Phantasie unseres Dichters! Und vergessen dürfen wir nicht, daß er ein glücklicher Bräutigam war, der, am Arme die Braut,

das bunte wechselvolle Episodenwerk in den Straßen und Hallen Frankfurts mit künstlerischen Sinnen in sich aufnahm.

Aber sein Vertrauen in die Befähigung des Parlaments für seine Aufgabe geriet früh ins Schwanken. Wohl hatte auch er freudig es als Errungenschaft begrüßt, als der Bundestag förmlich aufgelöst und die von Gagern vorgeschlagene, vom Parlament angenommene „provisorische Zentralgewalt" auch von den Regierungen der Einzelstaaten anerkannt wurde. Aber weder zu dem Erzherzog Johann „ohne Land" noch zu Schmerling, dem Präsidenten des ersten Reichsministeriums, konnte er rechtes Zutrauen fassen. In der Zustimmung des Parlaments zu dem Waffenstillstand von Malmö, mit welchem Preußen den Kampf für die Elbherzogtümer im Namen des Reichs aufgab, erkannte auch er den Anfang vom Ende. Und als es am 18. September infolge der Aufregung über den Parlamentsbeschluß zu dem bedauerlichen Straßenkampf in Frankfurt kam, der von dem Mainzer Germain Metternich, einem kassierten Leutnant, organisiert worden war, als im Kampf gegen die aus Mainz und Darmstadt herbeigerufenen Reichstruppen auch mancher brave Altfrankfurter fiel, der sich aus Ärger den Aufwieglern anschloß, da empfand er diesen Kampf und seinen Ausgang als den Bankrott des im März so glorreich begonnenen Werkes.

Er war überzeugt: hätte das Volk wie im März jetzt zusammengehalten, es wäre nicht zu diesem blutigen Barrikadenkampf gekommen, der die weitere Folge hatte, daß die fremden Truppen in Frankfurt verblieben, während die Frankfurter Stadtwehr außer Dienst gestellt wurde. Sie hatte sich in den stürmischen Tagen nach der Ansicht Schmerlings, der die Bürgermeister v. Heyden und Schweitzer nicht widersprechen konnten, als unzuverlässig erwiesen. Seit 1816 zum ersten Male kam am 18. Oktober 1848 die herkömmliche Vaterlands- und Verfassungsfeier in Wegfall mitsamt dem üblichen großen Aufzug der Stadtwehr vor dem Römer.

Damals stimmte Stoltze voll schmerzlichen Hohnes das Lied an:

„Im März hat's gejubelt, im März hat's geschäumt,
Von Frühling und Freiheit hat alles geträumt.
Von Kränzen und Fahnen die Hüll' und die Füll',
Famose Beleuchtung am — ersten April!
Und dann im Oktober? Na, Gott steh' mir bei!
Sie werden erlauben: Das war Schwärmerei! . . .

Die Stadtwehr in Glacés, rasiret gar glatt,
Die schützte bei Tage die Ordnung der Stadt;
Die Schutzwach', gar grimmig von Bart und von Blick,
Beschirmte die Nächte vor Katzenmusik!
Und dann im Oktober? Na, Gott steh' mir bei!
Sie werden erlauben: Das war Schwärmerei! . . ."

Die Ermordung der Abgeordneten v. Auerswald und v. Lichnowsky am 18. September vor dem Friedberger Tor durch herzugeströmte fremde Pöbelhaufen empfand unser Dichter als Schmach für Frankfurt; wie einen ganz persönlichen Verlust aber betrauerte er den Tod Robert Blums, der als Abgesandter des Parlaments in die Strudel der Wiener Oktoberrevolution geraten, auf Befehl des Fürsten Windischgrätz dem Standrecht erlag.

Beim Ausbruch des Barrikadenkampfs war Stoltze krank gewesen; aber das Geknatter der Flintenschüsse und der dazwischen dröhnende Kanonendonner trieben ihn bald vom Lager auf in das Gewühl der Straßen. Wie sehr sich auch jetzt sein Humor zwischen den Extremen des Erhabenen und Lächerlichen bewegte, beweist der folgende Zug aus Stoltzes achtundvierziger Erlebnissen, den er 1885 in der Jubiläums-Nummer seiner „Frankfurter Latern" erzählt hat. „Am 19. September 1848 wurden der Komponist Heinrich Neeb und der Poet Friedrich Stoltze auf ihre zwei verdächtigen Turnerhüte hin an der Konstablerwache von einem der vier daselbst auf- und abschreitenden Wachtposten verhaftet und ins Wachtlokal hineingeschafft. Heinrich Neeb war es ein großer Trost, in dem Wachtlokal den Rottmeister Kripp anwesend zu finden und bat diesen, ihm zu bezeugen, daß er keiner Derjenigen sei, welche. Der Herr Rottmeister kenne ihn ja. — „Ja, lieber Herr Neeb, hie hörn all Bekanntschafte uff. Ins Herz kann ich Ihne net gucke, awer in de Sack misse Se sich gucke lasse. Sie misse sich visidire lasse, — alle Zwää; Sie un der Herr Stoltze." — Das geschah denn auch. Bei Neeb wurde nichts weiter Kompromittierendes vorgefunden als eine kleine schwarzrotgoldene Kokarde, die er vom Hute abgenommen und in die Westentasche gesteckt hatte. Die deutschen Farben bei sich zu führen, sagte Neeb zu dem wachthabenden Offizier, wird wohl noch erlaubt sein: Sie tragen ja selbst eine schwarzrotgoldne Kokarde am Helm. Dagegen war nichts einzuwenden. Bei der Durchsuchung Stoltzes aber fand man in dessen Brusttasche eine kleine Pistole.

Sie war noch scharf geladen und zwar mit einer Erbse. Er hatte diese Pistole, für den möglichen Fall einer Durchsuchung, eigens bei einem Sechskreuzerstand in der Mainmesse gekauft. Die Gesichter, welche sowohl der Offizier als auch der Herr Rottmeister Kripp machten, als das hölzerne Pistölchen zum Vorschein kam, sind uns unvergeßlich. „Sie können beide wieder gehen", sagte der Offizier und übergab Stoltze mit einem sehr schmalen Lächeln die Pistole wieder. Rottmeister Kripp ging mit uns hinaus und sagte leise und wohlmeinend zu Stoltze: „Deß is noch gut abgeloffe mit ihrm Meßpistölche; uhze Se sich net mit große Leut, dann deß kann Jhne emal iwel uffstoße.""

Die Prophezeiung sollte in der Folgezeit nur zu oft ihre Bestätigung finden. Das „Sich mit große Leut uhzen" war aber bei Stoltze ein unwiderstehlicher Hang.

Als gegen Schluß des Jahres die Nationalversammlung die Grundrechte glücklich festgestellt hatte, war der Geist der Freiheitsbewegung doch noch so mächtig in Frankfurt, daß der Senat sich beeilte, sie zur Einführung zu bringen. Schon vorher hatte er sich zu einer Reform der gesamten Verfassung von 1816 bereit erklärt, und als sich der „Bürgerverein" und das „Montagskränzchen" dahin verständigten, gemeinsam die Einsetzung einer „Verfassunggebenden Versammlung" von 120 Mitgliedern zu beantragen, fand auch dies die Zustimmung des Senats. Bei der Wahl, zu der alle volljährigen Staatsangehörigen berechtigt waren, ergab sich eine demokratische Mehrheit. Die „Konstituante" ging denn auch, unter der Führung von Nikolaus Hadermann, frisch ans Werk. In kurzer Zeit brachte sie die Gesetzentwürfe zur Verwirklichung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gleichheit aller Staatsangehörigen, des öffentlichen und mündlichen Justizverfahrens, der persönlichen Sicherheit des Bürgers, an den Senat, und dieser brachte sie ebenso rasch zur Annahme. Wohl führte die Agitation für das preußische Erbkaisertum und die Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum Kaiser der Deutschen, die vom linken Zentrum der „Paulskirche" ausging, zu einer Vertiefung der Gegensätze zwischen den kleindeutschen Liberalen und den großdeutschen Demokraten in der Bürgerschaft. Als es aber zur Kaiserwahl im Parlament gekommen und die Kaiserdeputation, von Simson geführt, nach Berlin abgereist war, gewann die Vorstellung der preußischen Spitze

an Volkstümlichkeit in Alt-Frankfurt. Man richtete jetzt den Blick auf die Kaiserkrönung, die nach altem Brauch im Frankfurter Kaiserdom stattfinden müsse. Die gehobene Stimmung des Festes, das am 30. März vom Bürgerverein zur Erinnerung an den vor einem Jahre erfolgten Zusammentritt des Vorparlaments gegeben wurde, brachte ein Gedicht Heinrich Hoffmanns zum Ausdruck, das sich an den König in Berlin mit den hoffnungsvollen Worten wandte:

„Tritt zu dem Volk, es tritt das Volk zu Dir!
Es reicht Dir Banner dar und Krone.
Dein Wahlspruch sei: Allweg gut Deutschland hier!
Die Freiheit steht als Schutz vor Deinem Throne.
Dann wird das Reich erstehen, stark und wahr,
Das Reich des heilig einigen Verbandes,
Und jener Tag des freien Wählens war
Der Siegestag des freien Vaterlandes ....“

Als die Ablehnung der Wahl durch Friedrich Wilhelm am 3. April in Frankfurt bekannt wurde, fügte Hoffmann dem Gedichte enttäuscht die weitere Strophe bei:

„Du, König, hast's verschmäht! Du wagst es nicht!
Du willst nicht her zum freien Volke!
Wohlan, so zaudre, bis das Wetter bricht
Verderblich aus der finstren Wolke!
Wenn dann Du rufst: Heran, mein Volk, zu mir!
Dann wird das Volk sich auch bedenken.
Wir sind getrennt, Du dort, wir stehen hier!
Wir haben keine Krone zu verschenken.“

Der Dichter, so bemerkt Stricker in seinem Geschichtswerk, sprach damit die allgemeine Erbitterung aus, welche in der Hauptstadt der Gauen herrschte, in denen, im Gegensatz zum Osten und Norden, der Einheitsgedanke die tiefsten Wurzeln getrieben hatte. Der Senat hatte in der Münze die Prägung einer Medaille mit der Umschrift angeordnet: „Friedrich Wilhelm IV, König von Preußen, erwählt zum Kaiser der Deutschen 28. März 1849.“ Der bereits fertige Stempel wurde nach der Ablehnung sofort wieder zerstört. Die zahlreichen Bürger aber, die sich von dem wankelmütigen Fürsten nichts besseres versehen hatten, sahen nicht ohne Schadenfreude auf die Enttäuschung der Erbkaiserlichen. Für dieses humoristische Element in der Volksstimmung fand Stoltze seinerseits etwas später den zündenden Ausdruck in der Schauerballade vom Gagern „in em ganz neue, awer bis jetzt noch unbekannte Rhythmus, awer nach sehr bekannter Melodie“:

„Hört alle an, ihr lieben Leut',
Die schreckliche Begebenheit,
Die einem Mann, so Gagern hieß,
Passierte als Begebenis.
Ein'm deutschen Landwirt, nah bei Worms
Passiert's zu Frankfurt, Gott erborm's.
Hört alle an, ihr lieben Leut',
Die schreckliche Begebenheit.

Zu Sankt Paul, in dem Kirchenschiff,
Tat der 'mal einen kühnen Griff
Und kriegt, anstatt der Republik,
Den Johann von Tirol im G'nick,
Weil der einmal gesagt beim Wein,
Es sollt ein einig Deutschland sein.
Hört alle an, ihr lieben Leut',
Die schreckliche Begebenheit!"

Das Lied schildert nun die Einholung des Reichsverwesers in Wien, dessen Ankunft in Frankfurt,

„Achtspännig fuhr er auf die Zeil,
Der Bethmann lehnt' der Stadt die Gäul!" — u. s. w.

Dann heißt es:

„Doch mit dem Johann war es nix,
Soldaten fehlten dem und Füchs.
Drum dacht' an Fritze der Gagern
Als einen gar gewalt'gen Herrn.
Und ruht nit, bis das Parlament
Zum deutschen Kaiser Den ernennt.

Zum Fritze gings nun nach Berlin,
Wie zu dem Johann einst nach Wien.
Von Königsberg der Herr Simson,
Der führt im Koffer noch die Kron.
Herr Stephanus hat, wie man sagt,
Das Futteral dazu gemacht."

Stephanus war nach Stoltzes Ausdruck „ein urkomisch reaktionärer Buchbinder". Der Strophe, die den üblen Empfang der Kaiserdeputation in Berlin schildert, folgte der Schluß:

„Von wegen dieser Kaiserwahl
Gab's in Süddeutschland viel Skandal,
Ein Bürgerkrieg stand in Aussicht,
Herr Gagern sprach: Das leid' ich nicht!
Ich stürz' mich zwischen die Bajonett. —
Ach Gott, Herr Gagern, tun Sie's net!"

Stoltze stimmte mit dieser Schauerballade vom demokratischen Standpunkt aus in den satirischen Ton ein, den einige konservative Abgeordnete zuerst in Form von Karrikaturen der

Gegner in Frankfurt aufgebracht hatten, und auf welchen vor allem des Hannoveraners Detmold: „Thaten und Meinungen des Abgeordneten Piepmeyer“ mit den vorzüglichen Zeichnungen Adolf Schrödters gestimmt waren. Auch Schalck nahm als Zeichner von politischen Flugblättern teil an dieser „Wühlhuber- und Heulmayer-Literatur“, zu der in München die „Fliegenden Blätter“ und in Berlin der „Kladderadatsch“ viel beisteuerten. In Altfrankfurter Mundart ließ 1849 F. W. v. Hoven (anonym) die Lokalposse: „Ein politisches Abentheuer des Herrn Hampelmann, Mitglied des Bürgervereins, des Patriotischen Vereins, mehrerer Heulerklubbs ꝛc.“ (Hanau, Edler) erscheinen. Im Januar 1850 gab der Frankfurter Verlagsbuchhändler Carl Jügel als Manuskript für Freunde, mit Zeichnungen von Burger, Dielmann, Gerh. Malß und Notenbeilagen von Wilhelm Speyer die Schrift „**Hanswurstius redivivus.** Das ist die wiedererstandene Porzenelle. Ein groß Fassnacht Pupfenspiel“ heraus; es enthielt einen Abdruck des Altfrankfurter Fastnachtsliedes „Hawwele, Hawwele lone“ in treuer Wiedergabe der Mundart.

In Frankfurt kam die Heulmeierei nur langsam zum Siege. In dem Gefühl der Niedergeschlagenheit, das die Frankfurter Erbkaiserlichen nach dem Mißerfolg in Berlin beherrschte, waren dieselben erst recht geneigt, im Einklang mit ihren demokratischen Mitbürgern die Errungenschaft der Reichsverfassung der Vaterstadt zu eigen zu machen. Ihr Sprecher in der „Konstituante“ war Dr. Binding. Der „Bürgerverein“ und das „Montagskränzchen“ bewirkten zusammen die Einberufung einer großen Volksversammlung in der Katharinenkirche auf den 12. April. Unter allgemeiner Begeisterung fand hier nach den Reden von Mittermaier, Ludwig Simon, Mappes und Reinganum eine Erklärung Annahme, welche der Reichsverfassung bedingungslos zustimmte; der Senat machte gleich darauf den Beschluß zu dem seinen. Es herrschte wieder einmal eine Stimmung in Frankfurt, die mit der Lieblingsparole Stoltzes „Vivat äänig“ sich deckte.

Zwei Tage vor jener Versammlung war in derselben Kirche Friedrich Stoltze mit seiner Marie von Pfarrer Meisinger getraut worden. Es war Ostern. Das Festgeläute der Glocken schien den Jubel der ganzen Nation über das Ostergeschenk der endlich errungenen Einheit auszuströmen. Stoltze war am 15.

November 1848 Frankfurter Bürger geworden; stolz fühlte er sich jetzt als Bürger des neuen Reichs, dessen Morgenröte er von der Sonne der Freiheit durchstrahlt sah. Die geliebte Gattin teilte seine Freiheitsbegeisterung durchaus. Das junge Paar fand seine erste Wohnung in der Großen Bockenheimergasse, nächst dem Bockenheimer Tor, und begann das gemeinsame Leben in voller Seligkeit.

Aber den unter so verheißungsvollen Auspizien an den eigenen Herd getretenen Dichter traf nur zu bald Enttäuschung auf Enttäuschung. Der Zusammenbruch der Hoffnungen, die sich für die deutschen Patrioten an die Reichsverfassung knüpften, brachte auch viele persönliche Hoffnungen Stoltzes zu Fall. Er war als Kaufmann, auf Grund seines Lehrzeugnisses Bürger geworden, eingedenk eines Versprechens, das ihm sein Vater auf dem Sterbebette abverlangt hatte, zugleich aber auch von der Absicht geleitet, eine Zeitschrift zu gründen, wofür er allerlei Projekte hatte. Vor der Ausführung eines derselben wollte er die so stattlich angewachsene Sammlung seiner Gedichte herausgeben. Wahrlich er durfte gerade jetzt auf Erfolg hoffen, wenn er mit dieser Lyrik vor sein Volk trat, dessen Kämpfe um Freiheit und Einheit sich so treu in ihr spiegelten. Wären diese Gedichte eines Frankfurters rechtzeitig noch erschienen, als fast in allen Einzelstaaten die gleiche Begeisterung für die in Frankfurt verkündigte Reichsverfassung herrschte, ich meine, sie hätten eine Teilnahme finden müssen, die Stoltzes Namen in ganz Deutschland fast ebenso populär gemacht haben würden, wie den Freiligraths. Aber es war anders vom Schicksal beschlossen.

Noch ehe es in Frankfurt zur Wahl des preußischen Königs zum Kaiser gekommen war, hatte sich Österreich gegen die Konsequenzen verwahrt. Jetzt stand der erst neunzehnjährige Kaiser Franz Joseph an der Spitze des Kaiserstaats, neben ihm als Erneuerer des Metternichschen Regierungssystems der „Staatsretter“ Fürst Felix von Schwarzenberg, der Österreich als unteilbaren Einheitsstaat neu konstituiert hatte. Als die Kaiserwahl in Frankfurt erfolgte, lähmte die Revolution in Ungarn ihm noch den Willen. Aber die Abgeordneten Österreichs wurden von ihm aus Frankfurt abberufen. Während Österreich mit Hilfe Rußlands das aufständische Ungarn unterwarf, bemühte sich der König von Preußen vergeblich, die geheimen Wünsche seines Ehrgeizes, seine Abneigung gegen die

Nationalversammlung und seinen Respekt vor der legitimen Macht des Habsburgschen Kaiserstaats in Einklang zu bringen. Wohl erwarb er sich durch die Siege seiner Truppen über die Revolution in Sachsen, Baden und der Pfalz das militärische Prestige zurück, das er durch seine schwache Haltung in Schleswig-Holstein erschüttert hatte, das „Dreikönigsbündnis“, die „Union“, das „Erfurter Parlament“ kamen zu stande; aber der Weg über „Erfurt“ führte ihn nach „Olmütz“. Schon im Sommer 1849 hatte Schwarzenberg das Bündnis Österreichs mit Rußland eingeleitet, das im November 1850 die Punktationen von Olmütz durchsetzte, durch welche die preußische Politik ganz ins Schlepptau der österreichischen geriet.

Das Verhalten Friedrich Wilhelms IV. in dieser Zeit hat Denjenigen Recht gegeben, die ihn schon vor der Wahl für unfähig hielten, das ersehnte einige deutsche Reich zu gründen und zu regieren. Sein Wankelmut hatte schon im Jahre 1848 den Anhängern der „preußischen Spitze“ in der Paulskirche die bittersten Stunden bereitet. Im April 1849 brachte seine an das Parlament gerichtete Drohung, im Falle es sich nicht füge, würden die Regierungen eine Verfassung nach ihrem Belieben oktroieren, in allen deutschen Ländern jene Erregung hervor, die in Sachsen, in der bayrischen Pfalz, in Baden, der Rheinprovinz usw. zum bewaffneten Volksaufstand führte. Am 4. Mai erließ das Parlament die feierliche Aufforderung an die gesamte Nation, Volk und Regierungen, die beschlossene und rechtsgültige Verfassung des Deutschen Reiches unverzüglich zur Geltung zu bringen. Das Frankfurter Parlament betrat damit selber den Weg der Revolution. Sein Rechtsboden kam ins Wanken. Am 14. Mai rief die preußische Regierung, am 21. die sächsische, am 23. Mai die hannoversche ihre Abgeordneten ab und gleichzeitig erklärten die Reste der erbkaiserlichen Partei, mit Gagern an der Spitze, ihren Austritt. Das Rumpfparlament, durch Uhlands, Heinrich Simons, Löwe-Calwe's u. a. Autorität noch zusammengehalten, ging nach Stuttgart, wo es bis zum 18. Juni sein Scheinleben weiterführte. Aber um dieselbe Zeit vereinbarten Gagern, Mathy, Bassermann und andere Führer der Erbkaiserpartei in dem Sommerfrischort Falkenstein im Taunus den neuen Zusammenschluß, der noch im gleichen Monat in Gotha stattfand, und mit den „Gothaern“ brachten die nunmehr verbündeten Regierungen der drei Königreiche Preußen, Sachsen

und Hannover im Frühjahr 1850 das Erfurter Parlament zu stande, um trotz alledem die Reichsverfassung, wenn auch in etwas veränderter Form, für ein größeres Ländergebiet zur Geltung zu bringen. Sie wollten vom Werke der „Paulskirche“ noch retten, was zu retten wäre; vergebens! Die in Erfurt vertretenen Mächte waren der Reaktion schon verfallen. Bayern und Württemberg drängten mit Österreich zur Wiederherstellung des Deutschen Bundes. Am 30. September 1849 unterzeichneten Fürst Schwarzenberg und der preußische Gesandte Graf Bernstorff in Wien den Vertrag, durch den Preußen und Österreich die Wiederherstellung des Bundestags übernahmen. Und noch vor Jahresschluß trafen die vier Mitglieder der „Bundeskommission“ in Frankfurt ein, preußischerseits General v. Radowitz, der besondere Vertraute Friedrich Wilhelms IV., und Oberpräsident von Böttticher; in die Hände dieser Kommission legte Erzherzog Johann die Würde des Reichsverwesers nieder.

In Frankfurt war es im Mai 1849 zu keinem Aufstand gekommen. Noch waren Senat und Bürgerschaft in ihrer Mehrheit gewillt, daß die längst angenommene Reichsverfassung die Grundlage der Verfassungsreform im eigenen Freistaat bilden müsse. Aber die Revolution, der sich damals voll Begeisterung Künstler und Dichter wie Richard Wagner, Gottfried Semper, Ferdinand Freiligrath, Gottfried Kinkel anschlossen, hatte auch am Sitz der Nationalversammlung naturgemäß einen Stützpunkt, und mit verschiedenen Mitgliedern der „Linken“, wie dem Sachsen Adolph v. Trützschler, folgten auch Frankfurter Bürger voll froher Siegeszuversicht dem Hilferuf der Aufständischen in Baden und der bayrischen Pfalz.

Auch Stoltze, dessen „Deutsche Hymne“ „Auf, Brüder, auf! das Schwert zur Hand!“ wieder auf den Straßen erklang und jetzt als „deutsche Marseillaise“ ein Lieblingslied der Freisoldaten wurde, fühlte sich zur Teilnahme an dem Kampf gedrängt. Längst gehörte er ja zu denen, die den redesüchtigen Männern des Parlaments und der Reichsministerien die Kraft nicht zutraute, das große Werk der deutschen Verfassungseinheit zu Ende zu führen. Beim Ausbruch des Aufstands in der Pfalz, der anfangs einen großen einheitlichen Zug hatte, war der junge Maler Ernst Schalck nach Kaiserslautern aufgebrochen und in das Freisoldatenheer Fenner v. Fennerbergs eingetreten. Am 23. Mai schrieb er von dort an Stoltze einen

Brief voll Humor und Begeisterung. Er schimpfte über die Lässigkeit der Führung, über die Schattenseiten seines militärischen Landstreicherlebens. „Aber“, so fuhr er fort, „abgesehen vom Einzelnen, so ist hier eine so würdige Haltung, eine so feurige Begeisterung für die Sache, daß nichts fehlt, als die Gelegenheit, sie tatkräftig an den Tag zu legen, ob sie wohl kommt? Durch dieses lange Umherziehen ohne Zweck werden die, die nicht aus Eigennutz kamen, lau und abgestumpft. Diesen Abend vergesse ich nie, wo es hieß, wir ziehen gegen Landau, eine begeisternde Kampfeslust war auf jedem Gesicht zu lesen und Einer zündete den Andern. Doch es war eine nutzlose, es kam zu nichts. — Ich habe viele Skizzen gezeichnet und sie in den freien Stunden etwas ausgeführt; es sind mir liebe Blätter, da sie, von dem Unangenehmen abgesehen, mir manche schöne Erinnerung für die Zukunft bieten werden. Das, was mich aber alles vergessen läßt, ist die großartige Natur von Neustadt bis Kirchheimbolanden, etwas imposanteres sah ich noch nie. Es übertrifft an manchen Stellen die schönste Rheingegend, schade, daß ich nicht in Ruh die Tage hier verleben kann, es wären die Göttertage meines Naturlebens. Bis Morgen geht ein Trupp Schützen in das Badische, nach Mannheim und Heidelberg, wo ich mich anschließen werde; wenn es in 8 oder 14 Tagen nicht zu einem entschiedenen Handeln kommt, werde ich einige Zeit nach Frankfurt gehen, denn teils die Sehnsucht nach einem Gegenstand, die nach Euch, das zwecklose Umherirren, dies immer auf den nächsten Tag Hoffen, reibt geistig und körperlich auf.“

Diese Mitteilungen Schalcks waren eine mächtige Lockung. Aber durfte er, der sein Leben erst vor wenig Wochen der Gattin angelobt hatte, sie jetzt im Stich lassen, um im Kampf für die Freiheit das Leben zu wagen? Sicher ist dennoch, daß Stoltze die Lieder, die dann als Text zu Schalck's „Skizzen aus der Pfalz“ im Verlag von Karl Knatz erschienen, als Zelt- und Fahrtgenosse von ihm befreundeten Freisoldaten auf dem Kriegsschauplatz in der Pfalz gedichtet hat. Am 18. Juni wurde der schlechtgeleitete Aufstand von den preußischen Truppen niedergeworfen. Die persönlichen Beziehungen zwischen den Liberalen in Frankfurt und der Rheinpfalz waren seit dem Hambacher Fest immer rege geblieben und Expeditionen mit der Bahn in das Aufstandsgebiet aus der Mitte des Frankfurter Hilfskomitees waren in jenen Tagen nichts Seltenes.

Die Kunstmappe „Skizzen aus der Pfalz“ von Ernst Schalck war ein Pendant zu dem Bilderwerk „Auch ein Totentanz“ von Alfred Rethel, das fast gleichzeitig, mit begleitenden Versen von Robert Reinick, in Dresden erschien. Wandte sich dies Werk gegen den Terrorismus des Straßenkampfs, wie ihn Rethel und Reinick in Dresden erlebt hatten, so boten Schalck und Stoltze eine Verherrlichung der Volkskämpfer, die zwischen den Rebenbergen der Pfalz die Romantik des Freisoldatenkampfs eine Weile genossen hatten.

„Gelehnt auf die Flinte
Mit trotzigem Mut,
Die Feder im Winde
Hochoben am Hut,
Die Klinge zur Seite,
Die Bluse gebläht,
So hat er ins weite
Gethäle gespäht.

Zu Füßen ihm zogen
Rheinwogen vorbei,
Die Reichsfarben flogen
Zu Häupten ihm frei;
Von Moos und von Latten
Ein Hüttchen gar fein,
Sein Dach und sein Schatten
Am lustigen Rhein.

So hat er die Marke
Am Strome bewacht,
Und Dampfer und Barke
Sein Werda! gebracht,
Und waren's Gesellen
Mit Bluse und Bart,
So ließ er ergellen:
Passieret die Fahrt!

Und läßt er erkrachen
Sein braves Gewehr,
Dann feurig entfachen
Die Gipfel umher!
Dann hallen die Glocken
Mit grausigem Schlag
Und hallen erschrocken
Die Berge es nach!“

Während das Dresdener Werk mit Dürerschem Ernst den Mäher Tod zeigte, wie er mit kalter Knochenhand über die blindwütende Volksleidenschaft richtet, schmückten der Frankfurter Maler und sein Dichter das Grab des namenlosen Freischärlers, der für die Freiheit fiel, mit wilden Rosen und Vergißmeinnicht. In dem Dresdener Werk waren die geradezu genialen Zeichnungen Rethels bei weitem mehr wert als die Verse Reinicks; in dem der Frankfurter waren die Gedichte Stoltzes bedeutender als die Skizzen des Malers. Es waren im ganzen je zwölf. In der ersten Sammlung der hochdeutschen Gedichte Stoltzes haben sieben davon Aufnahme gefunden. Bis 1862 mußte sich Stoltze gedulden, bis er in der Lage war, mit einer solchen Sammlung erstmals wieder hervorzutreten. Als die „Skizzen aus der Pfalz“ zuerst erschienen, war die Revolution unterdrückt; zu den Opfern des Standrechts gehörte auch Adolf v. Trützschler.

In dieser schwülen Zeit hatte sich Frankfurt zur Begehung von Goethes hundertjährigem Geburtstag vorzubereiten.

Karl Gutzkow schrieb für die Feier das Lustspiel: „Der Königsleutnant“, das auch am Vorabend im Theater zur Aufführung gelangte. Am 28. August hielt bei der Gedächtnisfeier im Kaisersaal Conrad Schwenck die Festrede und Theodor Creizenach den Vortrag „Goethe als Befreier“. Vor dem Denkmal sprach Dr. Mappes. Am Abend wurde im Theater Goethes „Iphigenie“ aufgeführt, die Stadtallee war festlich beleuchtet; in der Weißadlergasse, wo die Wirtschaft zum „Bobbeschänkelchen“ als das Haus galt, wo Goethe Gretchen kennen lernte, hinter der Schlimmen Mauer, am Goldnen Brunnen, am Fahrtor waren Transparente aufgestellt. In seinem Festspiel hatte Gutzkow an jene Sympathien erinnert, die Goethes Vater für Friedrich den Großen gehegt und von denen er während der französischen Okkupationszeit auch dem Grafen Thoranc gegenüber kein Hehl gemacht hatte. Das Stück wies auch auf die Zeit zurück, in welcher die Preußen Frankfurt von der Franzosenherrschaft befreit hatten. Als Gutzkow, der sich im Sommer 1849 mit der Frankfurterin Bertha Meidinger verlobt hatte, dies Lustspiel dichtete, zogen unter den Fenstern seiner Wohnung Tag für Tag die preußischen Kanonen gegen den badischen Aufstand vorüber, die Stadt strotzte von Einquartierung, und die Truppen wurden zwar von den „Gothaern“, aber nicht von dem großen demokratisch gesinnten Teil der Bevölkerung als Freunde betrachtet. Bei dem Festakt vor dem Denkmal sah sich die Zuhörerschaft durch die auf der Stadtallee errichteten provisorischen Pferdeställe beeinträchtigt. So fand die preußenfreundliche Tendenz des Gutzkowschen Festspiels, das bei der Aufführung selbst warm aufgenommen wurde, manchen Widerspruch.

Auch Stoltze hatte für die Feier einen poetischen Beitrag gedichtet, als Volksdichter Frankfurts; ihn hatte das Thema der Welt der politischen Kämpfe entrückt. Während im „Wolfseck“ ein Festmahl der Honoratioren stattfand, brachte er in einem demokratischen Verein die lyrische Dichtung zum Vortrag, die zu dem Schönsten zählt, was zum Ruhme Goethes in Verse gebracht worden ist.

„Um Berg und Tal wob warme Nacht
Und Glanz der Sterne taute;
Von ein paar Sternen kam ich sacht,
Am Arm hing mir die Laute.

Still war die Stadt. Kein Ruf erscholl.
Öd lagen Markt und Hafen.
Und nur ein Herz, wie mein's so voll,
Das konnte noch nicht schlafen. . . ."

So kommt der Dichter zu dem Goethe-Denkmal „im Hain von grünen Linden", der Stadtallee.

„Voll stiller Ehrfurcht nahte ich
Dem Meister ew'ger Lieder
Und ließ zu seinen Füßen mich
Mit süßem Schauer nieder.

Und sah empor, in hohe Luft
Und Trunkenheit zerflossen:
Das war das Haupt, das war die Brust,
Die Göttliches umschlossen!

Das war der Mund, der, nimmer stumm,
Gepredigt hat in Tönen
Das hohe Evangelium
Des Herrlichen und Schönen!

Der Mund, der mit dem reinsten Laut
Der Heimat Sprache zierte,
Und sie als auserwählte Braut
Vorauf den Völkern führte.

Das war das Auge wunderbar,
Das ernste Ruhe taute,
Das allem Leben ewig klar
Bis in die Tiefe schaute;

Das alle Menschenherzen zwang,
Die Pforten zu entriegeln;
Das Auge, dem der Zauber sprang
Des Buchs mit sieben Siegeln;

Das Aug', aus dem gewaltig brach
Ein Geist der Schöpferstärke. —
Und herrlich wie am ersten Tag
Sind, Meister, deine Werke!

Ein Tag wird Dich dem andern Tag
Jahrtausende erzählen,
So lang noch Schönes freuen mag
Und Hohes rührt die Seelen:

So lang die letzte Götterspur
Noch wird auf Erden währen,
So lang die göttliche Natur
Wir noch im Menschen ehren.

Und wenn dereinst kein Deutschland wär'
Als nur in grauer Sage,
Aus grauen Zeiten, wie Homer,
Trügst Du noch Deine Sprache!

Du trägst sie her in Herrlichkeit,
In Majestät und Stärke!
Du stehest da für alle Zeit,
Dich loben Deine Werke. — —

Gar freundlich brach der Morgen an
Mit goldnem Sonnenglänzen,
Da kam geschmücktes Volk heran
Mit frischen Blumenkränzen.

Am achtundzwanzigsten August
Zu Frankfurt in der Frühe,
Da kränzten sie mit stolzer Lust
Die eherne Statüe.

Und schufen das Gestelle um
Zu einem Blumenthrone,
Und feierten das Säculum
Von Deutschlands größtem Sohne."

Eine so unbedingte Verehrung Goethes war in Frankfurt damals noch keineswegs heimisch. Die wissenschaftliche Goetheforschung, die Theodor Creizenach vertrat, hatte erst eine kleine Gemeinde! Noch wirkte in den Kreisen der Demokratie Börnes Vorurteil nach, das sich an manche Handlung des „Ministers" Goethe zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse geheftet hatte; noch hatte man es in gewissen „Römer"-Kreisen nicht ganz verwunden, daß Goethe auf sein Frankfurter Bürgerrecht und die ihm angebotene Ratsstelle im Römer hatte verzichten können. Die endliche Errichtung des Goethedenkmals hatte daran wenig geändert. Aber die achtundvierziger Bewegung hatte in den niederen Ständen des Volks einen regen Bildungsdrang wachgerüttelt und an diesen wandte sich Stoltze. Sein Tun war kein vereinzeltes. Denn überall in Deutschland war eine der ersten Handlungen der Reaktion die Unterdrückung des politischen Vereinslebens. Jetzt kam die Blütezeit der „Volksbildungsvereine". Wie es der Naturforscher Roßmäßler, auch ein Achtundvierziger, damals verstand, als „Wanderredner" die Popularisierung der Naturwissenschaft in das Vereinsleben hineinzutragen, so fanden sich aus dem Lehrer- und dem Ärztestand in fast allen größeren deutschen Städten auch Männer, die seinem Beispiel folgten. In Frankfurt hatten schon 1837 die Lehrer Dr. Michael Creizenach und Dr. Theodor Friedleben populäre astronomische Vorlesungen im Lokale des Polytechnischen Vereins gehalten. Jetzt stand des letzteren Sohn, der Arzt Dr. Alexander Friedleben, mit Hadermann

und Stoltze an der Spitze des Sachsenhäuser Bürgervereins, der im September 1848 als ein Bollwerk des Freisinns gegründet worden war. Die Frankfurter Altstadt und das kernige Sachsenhäuser Bürgertum, wie es sich in der Abgesondertheit früherer Zeiten entwickelt hatte, war in diesem Verein gleich stark vertreten. Das infame Spitzeltum, von der Praxis der Bundestagsgesandschaften in Frankfurt zur Blüte gebracht, hatte sich während des Parlaments wieder stärker in die Bürgerschaft eingeschlichen; aber unter die dreinschlagfröhlichen Sachsenhäuser wagten sich die Schufte nicht und beim „Stoffche", wie es „dribb der Bach" verschänkt wird, ließen sich keine politischen Konventikel vermuten. Seine Existenz wurde aber doch bald genug den städtischen Behörden bekannt. Als die Reaktion auch im Römer siegte, wurde er, gleich dem Montagskränzchen, der Turngemeinde, dem Arbeiterverein und anderen politischen Vereinen unterdrückt; doch im geheimen bestand er fort in der Form eines der Pflege von Kunst und Wissenschaft gewidmeten Kränzchens. Auch in diesem Verein wirkte Stoltze dafür, daß der unerschöpfliche Bildungsschatz in Goethes Werken fruchtbar werde im Leben des Volkes. Doch Einseitigkeit war ihm auch hier fremd. Schillers Idealismus zu „popularisieren" erschien ihm ebenso wichtig. Als er im Jahre 1861 den Prolog zum Stiftungsfest des „Bürgervereins in Sachsenhausen" dichtete, da konnte er dem Verein nachrühmen:

„In jener Zeit voll Untreu und Verrat,
Wo's galt den Mut, ein freies Herz zu künden,
Ein Häuflein treuer, deutscher Männer trat
Zusammen da, um einen Bund zu gründen;
Den festen Bund, zu stehen Hand in Hand,
In jeder Fahr und Not als freie Männer,
Beim Volk zu stehen und beim Vaterland
Vor aller Welt als offene Bekenner.

Und so geschah's. Geknüpfet war das Band.
Wir warben treulich in der Freiheit Namen.
Doch immer finstrer ward's im Vaterland
Und schwere, unheilvolle Stunden kamen.
Und wo der Freiheit stand noch ein Altar,
Ein Bund, er fiel dem Machtbefehl von Oben;
Auch unsrer fiel! Doch unsre treue Schar
Ist darum auseinander nicht gestoben.

Wir flüchteten in jenes heitre Reich,
Ins Reich der Kunst, der Dichtung und der Töne,

Wo ihren immergrünen Lorbeerzweig
Die Freiheit hochhält in erhabner Schöne;
Ins Reich des Wissens, wo im Sonnenschein
Gedanken wandeln an kristall'nen Quellen;
Den Geist belehren, heißet ihn befrei'n!
Und daran wird die Lüge einst zerschellen.

Wir haben nicht vertändelt schnöd die Zeit
Und dachten stets des Volks und allerwegen,
Und manches Werk der reinen Menschlichkeit
Ist unser Werk, und blüht noch heut in Segen.
Und jener schöne Tag, wo es erklang
Von allen Türmen rings mit allen Glocken,
Wo Deutschland seine grünsten Kränze schwang
Und ausbrach alles Volk in ein Frohlocken:

O Schillertag! du Tag voll Sonnenschein,
Wo selbst der Himmel festlich wollte prangen,
Mein Frankfurt! jener schöne Ruhm ist dein,
Du hast das Fest am herrlichsten begangen.
Und jener erste Ruf zum Fest der Stadt,
Er kam von uns! wir dürfen froh es sagen,
Und unser bieder Sachsenhausen hat
Des Dichters Fahne hoch und stolz getragen."

Als ein Agitator seines poetischen Idealismus und seines Glaubens an die menschenbeglückende Macht der Freiheit, wie sie so glanzvoll schon Friedrich Schiller verkündet hat, ist damals Stoltze als Vorleser und Rezitator eigener Gedichte noch in anderen Vereinen, unter Sängern und Turnern aufgetreten; dieser Tätigkeit entstammt das schöne Glaubensbekenntnis, das er 1852 zur Weihnachtsbescherung der Frankfurter Turner vortrug, in dem der Ruf nach einem neuen Heiland für ihn so bezeichnend ist:

O Nacht der Tannen und der Kerzen,
Wo silberhell das Glöckchen klingt!
O Jubelnacht der Kinderherzen,
Du bist's, die selbst den Greis verjüngt!
Wie jauchzt's auf allen deinen Bahnen,
Von allen Seiten zieht's herbei;
So komm' auch du mit deinen Fahnen,
Du wackre edle Turnerei . . .

Und laut erschallet in der Runde,
Aus voller Brust Dir ein „Gut Heil",
Ward doch dereinst in dieser Stunde
Der Welt ein gutes Heil zu teil!
Da lag als Kindlein in der Krippe
Der Menschensohn des Gottes voll,
Er, dessen Herze, dessen Lippe
Von Menschenliebe überquoll.

Doch ach, was ist von ihm geblieben,
Das nicht entstellt, verkümmert ist?
Wo ist das schöne Nächstenlieben,
Das Herze, das sich selbst vergißt?
Rings Haß und bösliches Gelüsten,
Gewalt für Recht und falscher Rat!
Dem Namen nach sind viele Christen,
Wie wen'ge sind es in der Tat!

Es starb das Heil, fuhr auf, verklärte
Sich dann im ew'gen Morgenrot,
Und ach, uns täte auf der Erde
Hienieden doch ein Heiland not.
So einer, auch von Gott entzündet,
Von Gott gesendet dem Geschlecht,
Und der vor jedem Thron verkündet
Das angeborne Menschenrecht.

O daß uns der geboren werde,
Der hohe, gotterfüllte Mann,
Der uns schon hier, schon auf der Erde,
Ein Himmelreich errichten kann!
Ein Reich erfüllt von Völkerglücke,
Von Menschenrecht und Menschenwohl,
So wie es schwebt vor unserm Blicke,
Ein hohes heiliges Idol! . . ."

Doch die Poesie, die am politischen Aufschwung der Nation bis in den Mai 1848 einen so wirksamen Anteil gehabt hatte, war der Reaktion gegenüber zur Ohnmacht verurteilt. Auch für Frankfurt kam mit der Erneuerung des Bundestags nach den vielen Aufregungen froher und trüber Art während der Parlamentszeit eine Aera der Wiederherstellung alter Gewalten. Eine Begegnung denkwürdiger Art leitet die Wandlung ein. Kurz nach der Goethefeier befanden sich der im Aufbruch begriffene Erzherzog Johann von Oesterreich und der Prinz von Preußen, dieser als siegreicher Überwinder der badisch-pfälzischen Revolution, in der wieder zur Bundeshauptstadt erwählten Stadt der Paulskirche. Des Reichsverwesers Rolle war ausgespielt; dennoch fehlte es dem Erzherzog nicht an Ovationen seitens seiner Anhänger, und so mancher Bürger, der ihn wegen seines gemütlichen Auftretens und seiner Musterehe mit der Posthalterstochter von Aussee persönlich schätzte, sah ihn ungern scheiden. Prinz Wilhelm, als „Kartätschenprinz" bei den Demokraten verschrieen, machte damals zuerst in Frankfurt „moralische Eroberungen"; er wurde nicht nur von den Gothaern freudig begrüßt, sondern gewann sich auch in

weiteren Kreisen, namentlich in den freimaurerischen Versammlungen, die er besuchte, persönliche Sympathieen. Zu denen, die dem künftigen König im „Russischen Hof“ auf der Zeil aufwarteten, zählte auch der eine von den preußischen Abgeordneten, die in Frankfurt noch ein Reichsamt begleiteten, der Dichter Wilhelm Jordan; als Marinerat des Reichshandelsministeriums hatte er an der Gründung der deutschen Flotte wacker mitgearbeitet. Eine Stelle in Jordans bald danach entstandenem, poetischen Zeitgemälde „Demiurgos“ beweist, wie sich damals schon seine Blicke hoffnungsvoll und vorahnend der Zukunft des ritterlichen Thronfolgers zuwandten. Dagegen fand ein Heeresbefehl des Prinzen, der von der „Okkupation Badens, Hohenzollerns und Frankfurts durch die preußischen Truppen“ sprach, in der „Konstituante“ lebhaften Protest Seitens der demokratischen Mehrheit, deren Sprecher hierbei Dr. Braunfels war.

Schon während der badisch-pfälzischen Revolution hatte sich hier zwischen der Rechten und der Linken ein tiefer Riß aufgetan. Die Gründung der Gothaischen Partei hatte die demokratischen Mitglieder des Frankfurter Bürgervereins veranlaßt, auszutreten und sich im „Neuen Bürgerverein“ zusammenzuschließen, der sein Heim auf dem Großen Kornmarkt Nr. 18 fand. Dem Hadermannschen „Frankfurter Volksblatt“ setzten die Gothaer den „Frankfurter Volksboten“ entgegen, dessen Redaktion A. L. v. Rochau übernahm, der 1833 als Göttinger Burschenschafter an der Erstürmung der Hauptwache teilgenommen hatte. Der in der Konstituante von der Linken durchgesetzte Verfassungsentwurf wollte den Senat durch einen Regierungsrat von sieben Mitgliedern mit fünfjähriger Amtsdauer ersetzen; ein Volksrat von 96 Mitgliedern, der jedes Jahr neu zu wählen war, erhielt mancherlei Rechte des bisherigen Senats überwiesen. Dieser Entwurf wurde von der Minorität, die den Senat erhalten wissen wollte, leidenschaftlich bekämpft; im Sinne derselben gründete Dr. Souchay, der zu diesem Zweck aus dem Senat trat, den „Patriotischen Verein.“ Die Gegnerschaft zwischen Gothaern und Demokraten kam aber nur der sogenannten „schwarzen Partei“ zu gute, die ganz unter österreichischem Einfluß stand und in welcher ultramontangesinnte Katholiken die Führung hatten. Als im Dezember 1849 die „Bundeskommission“ in Frankfurt zusammen-

trat, suchte der Senat ihrer Einmischung in das Verfassungswerk der Freistadt mit dem Beschluß zuvorzukommen, den Verfassungsentwurf der Konstituante gar nicht zur Abstimmung zu bringen. Am 3. Januar 1850 wurde der Beschluß publiziert; an Stelle von Dr. Samuel Gottlieb Müller und L. K. E. Coester waren zu Neujahr K. H. G. v. Heyden und Dr. Hessenberg regierende Bürgermeister geworden. Als ungefähr 80 Mitglieder der Mehrheit sich nach dem Sitzungssaal der Konstituante im Römer begaben, um gegen das Verfahren des Senats zu protestieren, fanden sie die Saaltür mit Eisenstäben verwahrt. Die Übergabe der Schlüssel und des Archivs hatte der Vorsitzende Nikolaus Hadermann verweigert. Die Sperrung des Saals führte zu lebhaften Protesten. Auch wurde von der Mehrheit der aufgelösten Konstituante beschlossen, von der Teilnahme zu den vom Senat ausgeschriebenen Neuwahlen zur Gesetzgebenden Versammlung abzustehen. Wohl machte der Senat und die nach dem alten Wahlmodus gewählte neue Gesetzgebende Versammlung, in der nun das konservativere Element überwog, in der nächsten Zeit den Versuch, die Verfassungsreform wieder aufzunehmen; der Senat nahm sogar die Grundrechte des Parlaments in den von ihm abgeänderten Entwurf mit hinüber, aber diese Bemühungen waren, auf gut frankfurterisch ausgedrückt „für die Katz“. Am 12. Mai 1851 erfolgte die Wiedereröffnung des Bundestags, und es dauerte nun nicht mehr lange, daß auch in Frankfurt die Reaktion zum vollen Sieg gelangte. Am 12. August 1852 beschloß die Bundesversammlung, daß die Gesetze vom 19. Oktober 1848 und 20. Februar 1849, welche die politische Gleichstellung aller Staatsangehörigen in Frankfurt aussprachen und regelten, nicht als zu Recht bestehend zu erachten seien. Am 23. August erfolgte die Aufhebung der „Grundrechte“. Der Frankfurter Senat zog die neue Verfassung zurück, und bald mußte er sich darein finden, daß auch die alte Verfassung durch die Bundesbeschlüsse wieder beschränkt und durchlöchert wurde. Nur die „Zivilehe“ blieb von den Errungenschaften bestehen.

In dieser Zeit war Stoltze ein eifriger Mitarbeiter an Hadermanns „Volksblatt“, und sein lebhaftes Eintreten für die „Grundrechte“ verwickelte ihn zum ersten Male in einen Rechtshandel. Als erster Staatsdiener israelitischen Glaubens in der Freien Stadt Frankfurt war am 30. Oktober 1849 der Arzt

Dr. Alex. Crailsheim zum Stadtphysikus ernannt worden. Als die Reaktion im Gang kam, erschien dann im „Wochenblättchen“ eine Anfrage an den Senat, wie er es mit seinem christlichen Gewissen vereinigen könne, einen Juden mit einem so wichtigen Amt zu betrauen. Diese Anfrage nahm Stoltze aufs Korn, was den oben schon genannten Buchbinder Stephanus, ein besonders reaktionäres Mitglied des „Patriotischen Vereins“, so sehr erhitzte, daß er sich zu anonymen Schimpfereien über Stoltze im „Straßen-Anzeiger“ hinreißen ließ. Das Polizeigericht stellte die Urheberschaft fest und Stephanus wurde „verknasst“. Der Dichter hatte begonnen, sich aus den Elementen des Altfrankfurter Volkshumors neue Waffen für den Kampf zu schmieden, den es jetzt gegen die Übermacht der Reaktion zu führen galt. Überaus bezeichnend für diesen Entpuppungsprozeß seines Humors ist das jetzt ziemlich verschollene Phantasiestück „Aus einer Walpurgisnacht“, das zwar hochdeutsch geschrieben, aber ganz altfrankfurterisch gedacht und empfunden ist. Vermutlich trat das 1871 im dritten Teil der „Sämtlichen Gedichte“ abgedruckte politisch-satirische Märchen zuerst in dem „Frankfurter Sonntagsblatt“ ans Licht, das Stoltze gegen Ende 1850 mit dem Verleger Karl Knatz vorbereitete, von dem jedoch nur eine einzige Nummer (am 1. Januar 1851) erschienen ist. Der Dichter ließ die „höchst wunderbare Geschichte“ einem Nachtwächter „des löblichen neunten Quartiers“ passiert sein.

„Die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai 1850 war eine stürmische Regennacht. Ich saß“, so erzählt der Nachtwächter, „in meinem Mantel gehüllt auf der Türschwelle eines Hauses auf dem Samstagsberg unter einem der Wetterdächer, die dort an den Häusern zum Schutze der Kellertüren angebracht sind und schmauchte mein Klöbchen. Die Kendel raschelten und rauschten, die rostigen Wetterfahnen auf den alten Giebeln schrillten und schnarrten und die Schiefer auf den Dächern klapperten und klirrten. Zuweilen kam mir's vor, als hörte ich droben in hoher, hoher Luft seltsame klagende Stimmen, wie Vorüberziehender, die immer leiser und leiser wurden; ich kann mich aber auch getäuscht haben und es mag wohl der Wind gewesen sein. . . So kam die Mitternacht. — Mit zwölf gewaltigen Schlägen dröhnte es vom Pfarrturm und drüben im Römerturm schlug's nach. Und wunderbarer Weise! Mit dem letzten Glockenschlage hörte Sturm und Regen plötzlich auf, kein Lüftchen regte sich mehr, kein

Tropfen fiel, es wurde so stille, daß ich mein Herz schlagen hörte. Nun, desto besser! dachte ich, klopfte mein Klöbchen aus und erhob mich. Aber geblendet fuhr ich zurück vor einer plötzlichen Helle, die den ganzen Römerberg erfüllte. Erschrocken sprang ich unter meinem Wetterdache hervor, nicht anders meinend, als es sei ganz in der Nähe ein Feuer ausgebrochen. Wie erstaunte mich aber was sich nun meinen Blicken darstellte. Droben in der Luft, gerade über dem Römerberge standen zwei Monde auf einmal! und doch war der wirkliche wahre Mond nicht darunter. Es waren vielmehr der Goldne Mond aus der Ziegelgasse und der Halbe Mond aus der Fahrgasse. Sprachlos starrte ich die kuriose Erscheinung an, als ich vom nahen Springbrunnen her ein seltsames Geräusch vernahm. Es war ein eigentümliches Knistern und Krachen, wie wenn sich Stein vom Mörtel löst. Ich schaute hin und sah zu meinem Schrecken, wie sich die steinerne Justitia auf dem Springbrunnen bewegte! Sie reckte die Stümpfe ihrer Arme, hob das magere Bein und verzerrte das verstümmelte und verwitterte Gesicht zu einer noch häßlicheren Fratze. Plötzlich aber machte sie einen gewaltigen Satz herunter von ihrem Postament auf den Rand des Bassins. Ich fühlte das Pflaster erzittern unter meinen Füßen von der Wucht dieses Sprunges. Und nun starrte sie lange und lautlos in den Wasserspiegel. Die Justitia schien sich aber nicht sonderlich zu gefallen, denn sie fing zuletzt mit weinerlicher Stimme ein solch Lamentabel zu erheben an, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. „Ach, du lieber Gott“, wimmerte sie, „wie sieht die Gerechtigkeit zu Frankfurt so höchst miserabel aus! Die linke Hand ist mir abgehackt und der rechte Arm, gleich einer Verbrecherin; meine Wage ist zum Teufel, die ich einst so stolz hinaushielt, einem Jeden zu wägen mit gleichem Gewicht, wie es recht ist vor Gott und Menschen. . . Das Schwert haben sie mir gelassen; o ja! aber gleichsam wie zum Spott, oder, auf gut frankfurterisch, wie zum Uhz. Was solls mit einem Schwerte, wenn die linke Hand fehlt und der rechte Arm? O, es ist schimpflich! Und auf welch schwachen Beinen steht die Gerechtigkeit zu Frankfurt! ein Achtzehnbatzen-Hammel hat bessere. Und mein Angesicht, wie sieht es aus? abscheulich! O hehres Antlitz der Gerechtigkeit, das keine Nase hat! An andern Orten hat die Gerechtigkeit doch wenigstens eine wächserne Nase; ich aber habe

gar keine. . . Aber ich lasse mir's nicht länger gefallen! ich will hinein in den Römer, jetzt gleich will ich hinein!" Aber die Gerechtigkeit konnte sich keinen Eingang in den Römer verschaffen, denn die Türen waren verschlossen. Sie klopfte zwar gewaltig mit dem Stumpe ihres linken Arms an der Pforte, es setzte auch sogar manchen Tritt ab, doch aller Lärm war umsonst. Da erhob die Justitia ihr Haupt mit der hohen steinernen Frisur nach den Fenstern des Kaisersaals, reckte ihren Armstump hinauf und fing gar erbärmlich zu wehklagen an. Nun bemerkte ich erst, daß der Kaisersaal hell erleuchtet war; die bunten Kaiserbilder waren von den Wänden herabgestiegen und wandelten im Saale. Die arme Gerechtigkeit drunten auf dem Römerberg dauerte mich aber sehr, wie sie so ganz vergeblich hinaufjammerte nach dem Kaisersaal."

Der Nachtwächter erzählt weiter, wie nunmehr plötzlich vom Fahrtor her die Statue Karls des Großen hergeschritten gekommen sei, die Kaiserkrone auf dem Haupte, das Schwert in der einen, den Reichsapfel in der anderen Hand, „alles vom schönsten roten Sandstein". „Seine Majestät hatten aber auch ein kleines Gefolge bei sich und zwar den Ritter vom Ritterbrunnen aus der Rittergasse und Adam und Eva vom Paradiesbrunnen zu Sachsenhausen. Auf der Mitte des Römerbergs angekommen, trennten sich Adam und Eva von Karl dem Großen, indem sie rechts nach dem Samstagsberg abschwenkten und sich dort aufstellten, während Karl der Große und der Ritter vom Ritterbrunnen Posto vor dem Römer faßten. Nun kam auch noch der Rote Krebs vom Fahrtor herangekrochen, immer rückwärts, und um das Eck der Mainzer Gasse bog das Rote Männchen auf den Römerberg. Das Rote Männchen trug einen Proletarierhut mit einer roten Feder drauf und sang aus vollem Halse das Heckerlied. Es war überhaupt ein gar patziges Bürschchen und fing sogleich mit dem Roten Krebs Händel an; es spuckte kräftig und geräuschvoll vor ihm aus und schimpfte ihn einen roten Reaktionär über den andern. Das giftete natürlich den roten Krebs und er quackte deshalb auch gar grimmig: Wühler, Wühler! roter Wühler! abscheulich roter Wühler! Und zornig kroch der Krebs, immer rückwärts, nach dem Römer hin, kroch da die Wand hinauf bis unter das Mittelfenster des Kaisersaals und setzte sich da fest, so daß es aussah wie ein Wappen! Das Rote Männchen aber marschierte,

aus dem Heckerlied in das schöne Lied „Ferschte zum Land enaus“ übergehend, auf den Samstagsberg. Im Vorbeigehen konnte das Rote Männchen es auch nicht unterlassen, dem heiligen Niklas in seiner Nische an der Nikolaikirche eine überaus spöttische Verbeugung zu machen, was die Faunen- und Teufelsgesichter an der Gallerie der Kirche jedoch sehr erboste, so daß sie dem Roten Männchen die schrecklichsten Gesichter herunterschnitten. Drüben am Römer aber sprangen plötzlich die Torflügel auf und alle die bunten Kaiserbilder des Kaisersaales walleten heraus auf den Römerberg, verneigten sich ehrfurchtsvoll vor Karl dem Großen und stellten sich dann schweigend in einem großen Halbkreis hinter ihm auf. Wie dies das Rote Männchen sah, gleich war es wieder bei der Hand und schrie so laut es schreien konnte, nach dem Römerberg hinüber: „Vivat hoch! Die Republik soll leben!“ . . . Die steinerne Gerechtigkeit hatte seither in stummer Verwunderung dagestanden, nun aber rannte sie plötzlich hinweg zu den Kaisern. Da hub sie dann ihr altes Lamentabel an, wie schlecht es mit der Gerechtigkeit zu Frankfurt bestellt sei. Aber der eine wandte sich ab, der zweite zuckte die Achseln, der dritte gähnte, der vierte lachte sie aus und der gröbste von allen, der Kaiser Wenzel, gab ihr sogar einen Fußtritt. Das Rote Männchen aber rief: „Geschieht dir recht, Hahlgans! Bleib vun se!“

Es kommt nun zu einem wahren Hexen- und Teufelssabbat auf dem weiten Platz vor dem Römer, der nach altem Sprachgebrauch zur Hälfte Römerberg und zur Hälfte Samstagsberg heißt. Allem was unter den Häusernamen und Wirtshausschildern, Denkmalen und Zierraten des damaligen Frankfurt sich zu einer politischen Anspielung eignete, gab das Märchen Leben und vereinigte es zu einer großen Versammlung um die verstümmelte steinerne Gerechtigkeit. Vor Karl den Großen und die übrigen Kaiser aus dem Kaisersaal gruppiert sich die Fürstenpartei, um Adam und Eva und das Rote Männchen die Volkspartei. Hinter den steinernen Heiligenbildern von den Portalen des Doms, der Liebfrauen- und Leonhardskirche kommen geschritten: Seine apostolische Majestät, der steinerne Römische Kaiser von der Zeil und der Römische König von der Allerheiligengasse. Die Artillerie in dem Zuge bilden „die zwei vernagelten Kanonen von der Hauptwache.“ Die eine war mit dem Goldenen Roß, die andere mit dem Goldenen Einhorn be-

spannt. Hinter den vernagelten Kanonen aber schritt „mit möglichster Bravour und Majestät" der Frankfurter Adler von der Konstablerwache, den rechten Flügel sehr entschieden nach Norden gestreckt. Der Nachtwächter unterbricht hier seinen Bericht und sagt: „Es geht mir immer das Herz auf, wenn ich ihn sehe und so oft ich an der Konstablerwache vorbeikomme, guck ich hinauf und freu mich über das liebe Stadtwappen, wie's da droben prangt, sinnigerweise als Wetterfahne, und mit dem Flügel hinzeigt, wo der Wind herkommt, einem hohen Rat und gemeiner Bürgerschaft zur Richtschnur." Würdevoll, wenn auch viel verwittert, schritten hinter dem Frankfurter Adler die steinernen Schöppen- und Senatorenbilder vom alten Peterskirchhof. Sie trugen ungeheuerliche Allongeperücken, imposante Halskrausen, schwere güldene Gnadenketten und unter dem Arme einen großmächtigen Dreimaster." „Dem Wirtshausschild vom ehemaligen König von Preußen auf der Bockenheimer Gasse wird der Goldne Reichsapfel und die Goldne Reichskrone von der Friedbergergasse vorausgetragen. In dem steinernen vierspännigen Staatskütschchen aus dem Wirtsschilde des Kutscherhofs auf der Friedbergergasse liegt ein Tiroler Handschuh auf dem Wagensitze (zurückgelassen offenbar von dem Reichsverweser Erzherzog Johann) und auf dem Bedientenstritte steht die Germania aus der Paulskirche mit sehr niedergeschlagenen Augen." „Als von der Fürstenpartei alles seinen Platz hatte, zogen nur noch die steinernen Schöppen- und Senatorenbilder vom alten Peterskirchhof mit ihren zwei vernagelten Kanonen und ihrem Konstablerwachtadler bald vom Römischen Kaiser zum König von Preußen, bald vom König von Preußen zum Römischen Kaiser. Sie steckten dabei sehr häufig die Köpfe zusammen, hielten lange Beratungen und schienen zu keinem Entschlusse kommen zu können, mit wem sie es halten sollten."

Im Zuge der Volkspartei, der sich dem Adam und der Eva vom Paradiesbrunnen in Sachsenhausen anschließt, wandern „freie schlichte Menschen", „die zwei Schweizer von der Friedbergergasse, auch viel gedrücktes und beladenes Volk: alle die steinernen Herkulesse und Riesen, die an den Häusern der Reichen die Altane und Portalgiebel tragen müssen". „Doch", so berichtet der Nachtwächter weiter, „ragten aus dem Volk auch viele hohe und herrliche Gestalten: das stolze Erzbild Schöffers aus dem

Hof des Städelschen Instituts (der Gutenberg und Fust waren noch nicht fertig), der große Reformator Luther von der Lutherkanzel am Parreisen, die Bibel in der Hand, der große majestätische Goethe aus der Stadtallee mit seiner prachtvollen Stirne und umgeben von den erzenen Reliesfiguren seines Monuments, Hermann und Dorothea, Götz von Berlichingen, Egmont, Faust, Erlkönig usw. Selbst der Teufel, der Mephisto, war dabei. Da aber schon ein Goethe in dem Zuge der Fürstenpartei war, so dachte ich mir, es muß wohl zwei Goethe geben, einen, der zu den Fürsten hält, und einen, der mit Hermann und Dorothea, dem Götz usw. dem Volk angehört. Auch den Goldenen Engel aus der Töngesgasse gewahrte ich, der die marmorne Gedenktafel von dem Geburtshause Börnes aus der Judengasse hoch in seinen Händen hielt. Und die goldene Inschrift leuchtete, als sei sie mit Sonnenstrahlen geschrieben".

Die Klagen der verstümmelten „Gerechtigkeit zu Frankfurt" finden weder das Mitleid der steinernen Schöppen- und Senatorenbilder vom Peterskirchhof noch das Erbarmen der apostolischen Majestät von der Zeil und des römischen Königs von der Allerheiligengasse. Auch der „König von Preußen" bleibt ungerührt. Im Gegenteil sucht einer der Schöppen die häßliche Unruhstifterin mit einer der vernagelten Kanonen zu füsilieren, was freilich nicht gelingt. Da bittet der Schöffe ehrerbietigst, „daß Se. Kaiserliche Majestät allergnädigst geruhen möchten, mit höchstdero Übermacht der eigenen Unmacht allermitleidigst unter die lahmen Arme zu greifen." Das geschieht denn auch. Die Apostolische Majestät läßt die Mörser und Haubitzen aus dem Giebelfeld der Hauptwache anfahren und die Gerechtigkeit wird in Trümmer geschossen. Der Karl der Große von der Brücke hat längst entrüstet den Platz verlassen; Adam und Eva hatten vergeblich für die Gerechtigkeit Partei genommen. Nun aber kommt es zu einer großen Schlacht zwischen beiden Parteien. Das Rote Männchen führt das Volk. Das will seine Gerechtigkeit wieder haben. Nachdem das Volk gesiegt hat, erscheint der Phönix vom Roßmarkt flammend auf dem Römer. „Und der Phönix flog herab aus der Flamme auf den Römerberg, sammelte die Trümmer der steinernen Gerechtigkeit und trug sie hinauf in die Flamme. Und aus der Flamme ging hervor eine hohe herrliche Gestalt, die gerechte Wage in der Rechten. Und sie schwang sich herunter vom Römer und stellte sich nicht auf den

Springbrunnen, sondern sie stellte sich im Römer selbst, stellte sich in der Römerhalle auf. Und der Phönix trug hinauf in seine Flamme die Germania aus der Paulskirche, die hinten auf dem Bedientensitze des Staatskütschchens gestanden hatte und im Kampfgewühl erschlagen worden war. Und aus der Flamme ging hervor ein göttergleiches Weib und alles Volk jauchzete. Und der Phönix nahm den Frankfurter Adler von der Konstablerwache und trug ihn in seine Flamme und es ging ein schöner Adler aus der Flamme hervor, der nicht mit den Flügeln nach Norden, sondern mit beiden Flügeln hinauf nach der Sonne zeigte. Und das Volk begrüßte ihn jubelnd und er pflanzte sich auf am Römer unter den Fenstern des Kaisersaales, daß es aussah wie ein Wappen. Und der Phönix trug hinauf in seine Flamme den großen deutschen Adler vom Leinwandhaus. Und hervor aus den Flammen ging ein majestätischer Aar mit unbeflecktem vollem Gefieder! Und los brach ein unendlicher Jubel des Volkes. „Hoch unser einig Deutschland, hoch!" jubelte das Volk und alle küßten und umarmten sich und sprachen: Wir sind Eins!"

Die Symbolik des im romantisch-ironischen Stil gehaltenen Märchens bedarf nach dem vorausgeschickten Rückblick keines Kommentars.

Wie schon in den dreißiger Jahren war auch jetzt wieder für unsern Dichter das warmherzige Eintreten für die Märtyrer des deutschen Einheits- und Freiheitskampfes, für die Flüchtlinge und deren Familien, eine ganz besondere Herzensangelegenheit. Sein Humor war unerschöpflich im Ersinnen von Veranstaltungen zum Besten der Flüchtlinge und mit seinen engeren Freunden im „Neuen Bürgerverein" und im „Sachsenhäuser Bürgerverein" rief er die „Flüchtlings-Maskenbälle" ins Leben, die in der Karnevalszeit der nächsten Jahre im „Wolfseck" stattfanden; er war der anonyme Verfasser der humoristischen Ankündigungszettel in riesigem Plakatformat, von denen sich manche in verschiedenen Frankofurtensien-Sammlungen erhalten haben. Auf diesen „Maskenzetteln" gaben sich drastische Aufforderungen zum Besuch des Balles, übermütige Tanz- und Fastnachtslieder mit satirischen Einfällen ein Stelldichein; diese Texte zu karnevalistischen Bildern waren teils im Dialekt, teils hochdeutsch verfaßt. In einem Rückblick auf die Geschichte der Fastnachtsfeier in Frankfurt hat Stoltze später in seiner „Latern"

berichtet: „Der großartigst Maskeball, der in Frankfort jemals stattgefunne hat, un vom echte Faschingsgeist beseelt war, war der sogenannt ehrschte „Flüchtlingsball“ im Wolfseck 1850. Er ward zum Beste der deitsche Flichtling, die in der Schweiz un in England in der Verbannung lebte, veraastalt. Da sichs in ehrschter Linje drum gehannelt hat, for die Flichtling so viel Geld als erjend meglich ebei zu schaffe, so hat's des Comité mit de Raumverhältnisse vom Wolfsecksaal net ganz genau genomme. Der Absatz von Kaarte war e ganz enormer, des heeßt, die Frankforter haute finance und die wohlhabende Berjerschaft bekam die Kaarte so, was mer segt, oktrojiert, je nachdem der Mann, von zehe bis — hunnert Stick. Daderbei war des Comité im gute Glääbe, die so reichlich Bedachte dhäte gar kään odder doch nor en geringe Gebrauch von ihre Kaarte mache. Darin hatt sich awer des Comité schwer gedeischt. Die Herrn Bankiers un so weiter verschenkte net etwa äänige, sonnern sämtliche Kaarte an ihr Contorpersonal un deren Freinde un Bekannte. Es warn vom Comité in Allem nor acht—un—zwan—zig—Hunnert Kaarte vor den Flichtlingsmaskebaal im Wolfsecksaal ausgewe worn, der hechstens achthunnert Persone gefaßt hat. Der Maskezettel zu diesem ehrschte Flichtlings-Maskebaal war von Friedrich Stoltze verfaßt, von Carl Adelmann gedruckt un hatt die Größ von ere Stuwedhir. Dorch alle megliche un unmegliche Versprechunge in gereimter un ungereimter Sprach, dorch die Ankindigung von alle denkbare un undenkbare Schauer-, Trauer-, Lust-, Wunner- und Zauberspiel benebst der agierende Persone, die dieses aißerst lügenhafte Programm enthielt, ward die löblich Borjer- un Einwohnerschaft dieser damalige Freie Reichs- un Widder-Bundesstadt so in Neuschier versetzt, daß am Abend von besagtem Flichtlingsbaal aus alle Gasse un Gässerche der Stadt sich e wahr Völkerwannerung nach dem Wolfseck in Bewegung gesetzt hat. Schon um halwer Siewe hat der jetzige Schiller- un damalige Baradeplatz un die Zeil un die Eschemergass von Maske gewimmelt. Vom Wolfseck bis an die Stiftstraß un von Aafang der Eschemergass bis an den Eschemer Thorn, hielt Kutsch hinner Kutsch. Wie ich mit meiner Fräa, meiner Settche, von der Haasegass in die Zeil eneigeboge bin, haw ich mein Mohrnkopp aus dem Kutschefenster enausgesteckt un sah grad, wie sechs lange Rollwäge hinner enanner, un alle sechs uff bääde Seite dicht mit

Hanswvorschte besetzt, der Zeil enunner gefahre sin, dem Wolfseck zu. Um siwe 'n Uhr war der Wolfseckſaal schon so gestoppte voll, daß merr nor noch mit Mih zu zwett Blatz uff ääm Stuhl kriehe konnte, des heeßt: merr hatte uns uff den enuff reteriert um unne im Saal nett erdrickt zu wern. Un da stanne merr dann zu zwett un hawe uns an enanner gehalte, daß merr net erunnergefalle sind, da stanne merr uff dem Stuhl nor von Siwe bis dreivertel uff Zwelf. Da von Danze gar kää Redd sei konnt, so hawe sich die cerka dausend Maske, — soviel hatte sich eneigequetscht, — dadermit begnigt, zum Schall der Danzmusik in die Höh zu hippe, was bei der Buntheit der Maske, unner dene sich wahrhaft Unicas von Humor befunne hawe, von unserm Stuhl aus en Aablick gewährt hat, daß merr uns gern vor Lache gewälzt hätte, wenn nor Blatz daderrzu uff unserm Stuhl gewese wär. Um zwelf Uhr ehrscht gab's e bissi Luft zum Danze un jetzt konnt sich endlich ääch die Faschingslust entfalte.

„Es war im wahre Sinn des Worts e großartig bollidischer Maskeball, dann wo merr higeguckt hat, hat merr uff e berihmt bollidisch Persönlichkeit aus der Paulskerch geguckt. Von Vater Jahne, Simsone mit ferchterliche Präsidenteglocke, Gagern als Reichsminister mit ungeheure Portefeuille unnerm Arm, Reichsverweser mit uffgespannte zwää-, drei- un vierschläfrige schwarz-roth-golderne dorchlöcherte Barblee, sonstige Majestäte in Begläädung von Lola Monteze mit große Reitbeitsche u. s. w., u. s. w. hat's nor so gewimmelt. — Meßsehenswerdigkeite warn in Hill un Fill zu seh. Seildänzer, Englische Reiter uff Gickel un Hinkel, die de Bajazze schwarz-gehle un schwarz-weiße Ajer in die Hanswvorschtekappe gelegt hawe . . . Die Borzenell war sehr sehenswerth: sämmtliche Boppe warn sprechend ähnliche Porträter aus der Paulskerch. Uffgefihrt is worn e groß Mordgeschicht aus dem Parlament, wie sich der Herr von Gagern zwische die Bajonett sterzt. — „Ach Gott, Herr Gagern, thun se's net", hat in dem große Orjellied, des unner allgemääner Dheilnahm is abgesunge warn, die uff die Sach bezieglich Stelle gelaut . . ."

So half sich der Frankfurter Volkshumor über die politischen und wirtschaftlichen Krisen jener Tage, über die bitteren Enttäuschungen nach den Aufregungen der Parlamentszeit hinweg, indem er dessen wechselvolle Geschichte zum Gegenstand karneva-

listischer Spiegelung machte. Das Waldfest zum Besten der Flüchtlinge, das am 6. Juli 1851, einem Sonntag, im Stadtwald stattfand, verfuhr mit dem wiederhergestellten Deutschen Bund nicht gelinder. Auch für dieses an das Vorbild des Wäldchestags sich anlehnende Fest verfaßte Stoltze ein Riesenprogramm mit poetisch-humoristischem Text, von dem es in einem amtlichen Berichte heißt: „Die Ankündigungen waren in jeder Weise, am Sonnabend auch noch durch riesenhafte Anschlagezettel vervielfältigt worden.“ Der Dichter gab in dem „Festprogramm“ den lustigen Einfällen literarische Form, die in heiteren Sitzungen des Sachsenhäuser Bürgervereins ausgeheckt worden waren. Auch diesmal galt es, „durch alle megliche und unmegliche Verspreсhunge“ die löbliche Borjer- und Einwohnerschaft in die höchste Neugier zu versetzen. Dies geschah in vier Gedichten: Erste Abteilung: Abfahrt. Zweite Abteilung: Entdeckung und Landung. Dritte Abteilung: Wald-Festplatz. Schlußgedicht: „Doch!!!“ Die „Abfahrt“ schärfte dem Publikum ein, daß der Aufbruch des Festkomitees Schlag 2 Uhr nachmittags an des „Allerhelljemaans“ stolzflutenden Gewässern erfolgen werde.

„Do kennt derr gleich euch an Begriff
Von unser Seemacht mache,
Da liche an zwelf Hawerschiff,
Geschweihe all die Nache! . . .
Un dausend Wimpel sein entrollt,
Schwarz-Roth-Gold und Roth-Weiße.
Die Anker wer'n gewiß von Gold
Wann se net wer'n von Eise.
Des is e Glanz un e Gestrahl!
Un ganz besonners blende
Der Holzschelch des Herrn Admiral
Und 's Boot der Präsidente.“

Der Admiral war, nebenbei bemerkt, der alte Fritz Schenk, ein Sachsenhäuser Prachtoriginal, Gärtner und Heckewirt, als solcher „Muckefritz“ genannt. Der Admiral hieß er als feuriger Anwalt aller Angelegenheiten, welche die Schiffahrt auf dem Main fördern konnten; beim Schillerfest erwarb er sich später den Namen „Neptun“, weil er im Festzug den alten Meergott mit seinem wallenden Silberbart ganz prächtig dargestellt hatte. Darauf nahm Bezug das schöne Gedicht in Sachsenhäuser Mundart, das 1873 Stoltze dem alten Schenk zum 80. Geburtstag widmete. Der Aufzug der geschmückten Schiffe war übrigens

pompös. Zehn Musikkorps fuhren mit, und der „Frankfurter Flotte" voraus lief auf großen Wasserschuhen als Schnelläufer mit einer Balancierstange in der Hand der Schwimmeister Franz Kleeblatt.

Ich muß davon absehen, das ganze lange Programm zu skizzieren. Auf dem Festplatz war in Anspielung auf die große Industrie-Ausstellung zu London, die gerade viel von sich reden machte, „ein Glaspalast" errichtet.

Und da steht gar e Glas-Pallast —
Da guck m'r awer Aaner!
So groß wie der ze Lunde fast
Un nor e bissi klaaner.
Doch is er doppelt vollgespickt
Als wie die Hall von Lunde,
Die Velker hawe all geschickt
Drei Stunne in die Runde . . .
Es ist de werth, geht norzt enei,
Net reue werd's en Jede. —
Do sinn von Gold un Edelstei
Die hechste Raritete.
Unn Alterdümmer, ach so alt!
So alt! stehn do beisamme.
So alt vor Alter, daß m'r bald
Net waaß, von wem se stamme. . . ."

Das Gedicht „Doch!!!" war eine energische Vermahnung zum Lösen der Eintrittskarten, welche von saftigster Sachsenhäuser Kerngrobheit strotzte.

„Ohne Karte uff dem Hute
Kaane ruhige Minute!
Kaanen Augenblick Plaisir;
Alle Mensche, alle Leute
Solle mit de Finger deute
Uff dich geizig Beutelthier.

Jwer alle Waldesworzle
Sollst de ohne Karte borzle,
Jwer jeden Stump und Strunk,
Kratze solle alle Dorne
Dich von hinne un von vorne,
O du filziger Hallunk!

Ohne Kart kaan Troppe Trinke!
Un en Dorscht wie nach em Schinke
Soll dir rase in der Kehl!
Ohne Karte nix ze nage
Un den Hunger in den Mage,
O du knickerig Kameel!

Ohne Kart danzt mit dir Kaane,
Nix als Kerb wie graue Mahne,
Un dabei so grob zegleich!
Nix ze kisse, nix ze kose,
Stehst de da in Rock und Hose —
O du schäwig Vogelscheuch!

Ohne Karte for vier Grosche
Kriegst de iwerall Reprosche,
Werst gehuddelt un geschorn,
Ohne Karte for drei Batze
Bist de iwerall de Katze
Un verlese un verlorn."

Das wirkte! In der Tat ergoß sich an jenem Sonntag zur angegebenen Zeit aus allen „Gasse un Gässerche" der Stadt eine wahre Völkerwanderung an den Main. Die bei dem Fest anwesende Menge schätzt ein Berichterstatter auf 25 000 Menschen, „wozu das Hauptkontingent von dem zur Zeit des Festes ganz verödeten Frankfurt, der Rest von Hanau, Offenbach und den umliegenden Orten gestellt war."

Aber auch draußen im „Glaspalast" war Stoltze tätig. Sein Sohn Adolf, der ihm behilflich war, schreibt darüber in den „Erinnerunge aus meiner Kindheit": „Er hatte uff sein Dhääl die Errichtung von erre großartige Menagerie, die merkwirdigerweis mit emme Wahrsagkabinett verbunne war, iwwernomme. Sei Freund Ernst Schalck besorgte die äußere künstlerische Ausschmickung der Bud dorch e kolossal Wandgemel aus dem wildeste Dhierreich. Addler, Bärn, Lewe und sonstig großes Ungeziffer, im Gesichtsausdruck hochgestellte Persenlichkeite net ganz unehnlich, hawwe alles, was se erreiche konnte, zerfleischt un verrisse. . . . Awer ääch nach de deutsche Grundrechte hawwe se die Zäh gefletscht. Iwwer dem mit viel Farweuffwand gemalte Bild hat awwer mit große Lettern gestanne: „Es lebe die Freßfreiheit!" Schon früh am Morgen fuhr Stoltze in Begleitung des Söhnchens auf einem Leiterwagen mit dem ganzen Menagerie-Inventarium ins Wäldche. Dort war bereits alles in Tätigkeit und unter Hilfe von guten Freunden wurde das Zelt für die Welt-Menagerie aufgeschlagen. Alte Kisten waren mit Kordel vergittert und in ihnen die seltensten Tiere zu sehen: französische Hahne z. B., die von alten Gewehren abgeschraubt waren. Der als eifriger Anhänger Robert Blums bekannte Turner Strauß gab sich dazu her, sich im Interesse der guten Sache als lebendigen Vogel Strauß in solch eine

Kiste sperren zu lassen. In einem Extrakabinett, in dem wißbegierige junge Damen den Zukünftigen erblicken konnten, stand der Esel einer Milchfrau, und als Gegenstück dazu für Junggesellen ein — Gänsi. Jedem aber, der das Kabinett verließ, hatte das Adolfche einen Zettel in die Hand zu drücken, auf dem die Verse standen:

„Geuhzt gehst de enaus,
Die Welt besteht aus Schei —
Eh merr dich drauß lacht aus,
Schick annere erei."

Das wurde denn auch von der Mehrzahl der geuhzten Besucher beherzigt.

Das lustige Fest, das in sehr gehobener Stimmung verlief, hatte freilich einen ernsteren Hintergrund als mancher Besucher es ahnte. Es handelte sich dabei nicht nur um Aufbringung von Geldmitteln zur Unterstützung der Flüchtlinge und ihrer Familien, sondern auch um eine Demonstration, die den reaktionären Mächten zeigen sollte, wie stark noch in Frankfurt und Umgebung der Anhang der Demokratie sei. Aus welcher ernsten Grundstimmung der Humor Stoltzes quoll, das leuchtete aus dem hochdeutschen Gedichte hell hervor, mit dem das „Volksblatt für Rhein und Main", das in Darmstadt noch erscheinende Organ der Opposition im hessischen Landtag, seine Leser zu Neujahr 1852 begrüßte.

„Sei die Manneshand geboten
Allen Stolzen allerwegen,
Die im Licht, im morgenroten,
Noch die Stirne tragen mögen!
Die noch heben stolz die Nacken,
Trotz der hochgeschwung'nen Keule;
Die noch ragen aus den Schlacken,
Eine hohe Feuersäule.

Sei die Manneshand gedrücket
Allen Braven, allen Treuen,
Die noch halten unverrücket
Zur Standarte sonder Scheuen;
Allen braven treuen Männern
In der Zeit des Wankelmutes;
Allen offenen Bekennern
Bis zum letzten Tropfen Blutes.

Sei die Manneshand geschüttelt,
Denen draus in fremden Landen,
So da Frost und Hunger rüttelt;
Den Verfolgten und Verbannten;

Denen, so die Kerker füllen,
Die da lebend sind begraben;
Die da um der Freiheit willen
Ihre eigne Freiheit gaben.

Ruhm und Ehre unsern Toten!
Unsern Tapfern, unsern Braven,
Die da heiligen den Boden,
Wo sie fielen, wo sie schlafen.
Decken Veilchen euch im Märzen,
Decken euch im Lenze Blüten!
Mög' im Gras, ob eurem Herzen,
Eine Frühlingslerche brüten!

Und so sei auch du gegrüßet,
Neues Jahr im Hoffnungsglanze!
Was du bringst, was dir entsprießet,
Ist es Palme, oder Lanze?
Wie es komme, wie du ringest,
Mit der Palme, mit dem Eisen,
Wenn du uns die Freiheit bringest,
Sollst du unser Heiland heißen!"

Das Gedicht war der letzte lyrische Ausklang der großen Bewegung, die Frankfurt zum Schauplatz des ersten Deutschen Parlaments gemacht hatte, ein tiefempfundener Mahnruf zur Treue im Ausharren bei der Fahne, unter der das Volk in Besitz der Märzerrungenschaften gelangt war.

All diese Symptome eines lebendigen Nachhalls der großen Volksbewegung, die der neue Bundestag vollends zu ersticken strebte, entgingen dem scharfen Auge des jugendfeurigen preußischen Diplomaten nicht, der am 4. Mai 1851 als Geheimer Legationsrat nach Frankfurt gekommen war, um bald darauf als Nachfolger des Generals von Rochow das Amt des Bundestagsgesandten seiner Regierung zu übernehmen. Noch schien Otto von Bismarck nichts anderes sein zu wollen als ein entschlossener Vollstrecker der Reaktion, wie sie in Olmütz zwischen den deutschen Großmächten und dem Zaren Nikolaus vereinbart worden war; noch schien ihm die konsequente Vernichtung aller Errungenschaften des ersten deutschen Parlaments der Hauptzweck seines politischen Wirkens zu sein. Erst 34 Jahre alt, war er bereits der erklärte Vertrauensmann seines Königs und seines Chefs, des Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel; er gab sich mit Stolz als Repräsentanten der preußischen Junkerschaft, die in ihm den schneidigsten Verfechter der „Legitimität" im preußischen Landtag verehrte. Aber schon hatte er in einem

Briefe an seine Frau geklagt: die Diplomaten am neuerrichteten Bundestag erschienen ihm in ihrem Tun viel lächerlicher als die Abgeordneten der Zweiten Kammer in ihrer Würde; „kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigtuerei in dieser Diplomatie steckt." Schon fühlte er sich als den auserwählten Träger einer höheren Mission zum Heile des Vaterlands, worauf er wohl auch anspielte, als er am 21. Mai 1851 seiner Frau schrieb: „Heut habe ich mir die Paulskirche angesehn. Sie ist noch ganz so eingerichtet wie die Nationalversammlung sie verlassen hat, viel schwarz-rot-goldne Fahnen und Draperien, sogar 4 Lampen stehn noch auf dem Präsidialtisch; die St. Pauligemeinde scheint nicht aus Kirchengängern zu bestehn, denn sie haben ihr Gotteshaus bisher nicht reklamiert. Die Besucher pflegen sich je nach der Parteifarbe von den Schreibpulten von Auerswald und Lichnowsky oder von denen von Blum und Trützschler Stücke abzuschneiden; die zeigende Donna wußte gar nicht, weß Geistes Kind sie aus mir machen sollte, wie ich von allen vier nichts haben wollte und ihr Messer ablehnte." („Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin", Stuttgart 1900.)

Die Beobachtung und Bekämpfung der in Frankfurt und in Süddeutschland überhaupt noch vorhandenen Symptome der revolutionären Bewegung gehörte zu seiner besonderen Aufgabe. Es fiel ihm, dem überzeugten Royalisten, schwer, sich in der Frankfurter Welt zurechtzufinden, deren republikanische Verfassung das Bekennen zur Demokratie zu einer legitimen Sache machte; in seinem zweiten amtlichen Bericht nach Berlin (vgl. Poschinger, Preußen im Bundestag 1851—59) hob er mit Entrüstung hervor, daß der Polizei-Senator Hessenberg das Verlangen, gegen politische Anzeigen und Zumutungen einzuschreiten, mit den Worten ablehne: „Lassen Sie mich in Ruh', ich bin selbst Demokrat." Der neue Bundestagsgesandte hatte sich in Berlin gewöhnt, nach dem Satz „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten" zu handeln. Hier, am Sitz des Bundestags, bestand die Polizeibehörde aus „Demokraten"!

Das Waldfest vom 6. Juli gab ihm die erste Gelegenheit, tatkräftig vorzugehen. Trotz der humoristischen Harmlosigkeit des Programms erkannte er gut den demonstrativen Charakter des Unternehmens. Er veranlaßte den Stadtkommandanten, den preußischen Major Deetz, beim Polizei-Senator die Zusage

auszuwirken, daß innerhalb der Stadt weder geschossen werden noch Aufzüge stattfinden dürften. Der Stadtkommandant hatte auch den Leiter des Festes, Hadermann, persönlich rufen lassen, und das entschiedenste militärische Einschreiten angedroht, wenn man sich eine Übertretung jener Bestimmungen erlauben werde. In dem Bericht, den Bismarck über das Fest selbst abstattete, gab er zu, daß dasselbe „ohne Taten, aber mit vielen Gesängen und Reden einen ruhigen Verlauf genommen" habe. Weiter schrieb er: „Eine witzig sein sollende Industrie-Ausstellung ist zur Verherrlichung der Feier im Walde angeordnet gewesen, bei welcher Preußen durch Sand, Bayern durch Bier, Rußland durch eine Knute, Baden durch Bajonette u. s. w. repräsentiert gewesen sind. Leider hat unser Agent diesen Fadaisen mehr Aufmerksamkeit geschenkt als den gehaltenen Reden; indessen wird über letztere Major Deetz durch die von ihm privatim beauftragten Berichterstatter wohl in Stand gesetzt sein, Näheres zu berichten." In Anknüpfung an den Umstand, daß einem neugierigen Zuschauer übel mitgespielt wurde, was die „besitzende Klasse" aufgebracht habe, sagte der Bericht am Schluß: „Daß das gesamte Fest eine Demonstration des politisch zu ordnenden Straßenraubs en gros war, fällt den Herren nicht auf, und der beifolgende Artikel des Frankfurter Journals zeigt Ew. Excellenz, wie human die blaue Demokratie das Treiben ihrer roten Geistesverwandten auffaßt."

Der letztere Ausdruck in Anwendung auf Hadermanns Anhängerschaft ist vielfach mißverstanden worden und es ist hier an der Zeit, einige nähere Angaben über den Frankfurter Volkstribunen zu machen, der in der Zeit von 1848 bis 1870 in der Geschichte Frankfurts eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Nikolaus Hadermann, ein alter Burschenschafter, war ein gut vorgebildeter Lehrer, der ein von seiner Frau gegründetes Mädcheninstitut an der Pfingstweide leitete. Das Haus mit seinem großen Garten, in dem er mit den beiden Töchtern Seidenraupenzucht trieb, jetzt Ecke von der Tiergarten- und Rhönstraße, lag dem Hause von J. A. Hammeran, dem Herausgeber des Frankfurter Journals benachbart, das damals eine durchaus freisinnige Haltung hatte, und die beiden Redakteure hielten gute Nachbarschaft miteinander. Sein Vater war reformierter Prediger in Philippsruh gewesen, als er am 2. November 1805 zur Welt kam. Als Student der Theologie in Tübingen erhielt er 1826 das con-

silium abeundi, weil er am Siegestag von Belle Alliance ein burschenschaftliches Fest geleitet hatte. In Frankfurt war er in der „Demagogenzeit“ zum Manne gereift und selbst ein Demagog geworden, der sich gern in kräftiger Redeweise auf gut frankfurterisch erging und als Schriftsteller eine volkstümliche Feder führte. Seine Biographie Theodor Körners, die 1844 erschien, atmet patriotische Begeisterung und teutonischen Franzosenhaß; in seinem privaten Verhalten zeigte er sich nicht frei von den altüberlieferten Vorurteilen gegen die jüdischen Mitbürger, für deren politische Gleichberechtigung er trotzdem kämpfte. 1848 gründete er im Verlag von J. V. Meidinger das Unternehmen „Reform und Reaktion, Geschichtsbibliothek für das Volk“, in welchem er die Hussitenbewegung, wohl angeregt von Fr. Lessings Gemälden, schilderte. Die bisherigen Etappen seiner politischen Laufbahn erwähnte ich schon. Daß er während des Jahres 1848 sich in die große Politik verstieg, ohne genügende Einsicht in die deutschen Machtverhältnisse zu haben, war ein Fehler, den er damals mit sämtlichen führenden Politikern teilte. Als politischer Führer des Frankfurter Kleinbürgertums hat er nicht nur Gutes gewollt, sondern auch Gutes gestiftet. Mit wechselndem Erfolg, aber unbeugsamer Überzeugungstreue hat er voll guten Willens dem Fortschritt und der Freiheit gedient. Aber er war von Temperament ein Kampfhahn, der die Worte nicht auf die Wagschale legte, und später in seiner Verbissenheit oft im persönlichen Angriff zu weit ging. Im Jahre 1848 war sein besonderes Verdienst, daß er das Aufkommen der kommunistischen Umsturzpartei in der Parlamentsstadt verhinderte, als sie im März die Turner und Arbeiter für ihre Zwecke zu organisieren suchte. „Statt mit den allgemeinen Freiheitsbestrebungen Hand in Hand zu gehen,“ heißt es in einem Artikel des Frankfurter Volksblatts über diese umstürzlerische Propaganda aus dem Jahr 1848, „und mit ihnen gemeinschaftlich die Hauptерrungenschaften der Nation sichern zu helfen, trennte sie sich von jenen und trat ihnen sogar entgegen.“ Er warf den Agitatoren vor, daß sie die Arbeiter zu gefügigen Werkzeugen von törichten und vermessenen Plänen zu machen versuchten. „Hierzu war erforderlich, die Not der arbeitenden Klassen in recht grellen Farben zu schildern und zu übertreiben, und ihnen auf der andern Seite eine herrliche Zukunft zu schildern, wie sie ihnen allein die Republik gewähren könne.“

„Daß durch ihre Gründungen neue Sonderinteressen entstehen mußten und der alte deutsche Kastengeist wieder erwachte kümmerte sie nicht." Ein parlamentarisch regierter kraftvoller deutscher Bundesstaat auf dem Boden der in Frankfurt beratenen Reichsverfassung war sein Ziel im Jahre 1848 gewesen, wobei er nachdrücklich die Überzeugung vertrat, daß Frankfurt die Hauptstadt des neuen Reichs werden müsse. Dem Frankfurter Freistaat hatte er in der Konstituante eine wahrhaft demokratische Verfassung nach Schweizer Vorbild zu erringen gesucht.

Seiner trutzigen Geistesart entsprechend behauptete er sich auch nach der Herstellung des Bundestags auf seinem Posten. Als „einen der fähigsten und entschiedensten Leiter der roten Demokratie" kennzeichnete ihn Bismarck in einem seiner ersten amtlichen Berichte. Infolge der Abwesenheit des österreichischen Präsidialgesandten Grafen Thun führte Bismarck gerade das Präsidium am Bundestag, als die Entfernung der schwarzrotgoldnen Fahne vom Bundespalais dem Hadermannschen „Volksblatt" Anlaß zu einem Ausfall gab, dessen witzig-höhnische Pointe in Frankfurt viel belacht wurde. Am 25. August 1852 berichtete Bismarck hierüber an den Ministerpräsidenten v. Manteuffel nach Berlin: „Ew. Excellenz habe ich schon öfters Gelegenheit genommen, auf das maßlose Treiben der kleinen demokratischen Lokalblätter hier am Orte aufmerksam zu machen. Besonders das „Volksblatt" von der roten Partei (Hadermann-Schuster) redigiert, insultiert den Bundestag hier in seiner eigenen Residenz in einer Weise, die kompromittierend ist für die Würde der dabei vertretenen Regierungen. In der vorletzten Nummer wird in bezug auf die vom Bundespalais abgenommene schwarzrotgoldne Flagge gesagt, es sei recht gut, daß es geschehen sei, denn die Farben hätten da doch ausgesehen „wie ein Jungfernkranz auf einem Hurenhause". Ich habe dem regierenden Bürgermeister ernste Vorhaltungen darüber gemacht, aber er entschuldigt sich mit der Unzulänglichkeit der Gesetze, und die neueste Nummer des fraglichen Blattes fährt fort, wenn auch mit minder schmutzigen, doch mit ebenso unverschämten Schmähungen gegen den Bundestag. Diese Artikel erregen hier erhebliches Aufsehen, werden mit Hohn in den Gasthäusern vorgetragen, und lassen es gerechtfertigt erscheinen, wenn man dabei den Bundestag mit einer abgenutzten Vogelscheuche vergleicht, die von den Spatzen, welche sie schrecken soll, ohne Scheu verunreinigt wird.

Ich bin kein leidenschaftlicher Seide der Bundesautorität, aber wenn die Mißachtung so weit geht, so wird Preußen, wie jeder andere Bundesstaat, mitgetroffen, namentlich da die Frechheit der Angriffe seit der Vertagung und dem Preußischen Präsidium offenbar zugenommen hat, und letzteres jetzt der alleinige Träger der Geschäftsführung ist. Ich habe daher dem regierenden Bürgermeister mit aller Höflichkeit mündlich erklärt, daß, wenn ich in drei Tagen nicht eine Anzeige über die von der Stadt zur Verhinderung fernerer Beleidigungen der Bundesversammlung getroffenenen Maßregeln erhielte, ich von seiten des Bundes Maßregeln der Notwehr gegen die Fortsetzung dieser Verunglimpfung einleiten müsse, da mir die Wahrung der Würde des Bundes für jetzt obliege. Das Haupt der Republik versprach infolge dessen, auf gestern den Senat zu berufen, und womöglich gegen das Blatt einzuschreiten. Geschieht nichts derart, so ist meine Absicht, ohne Sävitien gegen Personen, die Druckerei des Volksblattes von einem gemischten Kommando der Bundestruppen besetzen und schließen zu lassen, und die Folgen zu gewärtigen." „Der Erfolg", schrieb Bismarck weiter am 31. August, „war der, daß am zweiten Tage der jüngere Bürgermeister Nestle mir die Anzeige machte, daß das Volksblatt durch das abschriftlich anliegende Resolut vom 26. d. M. verboten und die gerichtliche Untersuchung wegen der jüngsten Artikel gegen den Redakteur Hadermann eingeleitet worden sei. Diese Maßregel, namentlich das Verbot des Blattes muß mit Rücksicht auf das zweifelhafte Fundament, welches die hiesige Preßgesetzgebung dazu bietet und auf die bisherige Haltung der Behörden als ein Akt ungewöhnlicher Energie betrachtet werden, wenn auch zu gewärtigen steht, daß das unterdrückte Blatt, dessen Druck von einer demokratischen Gesellenassociation dem Vernehmen nach unentgeltlich bewirkt wurde, unter einem andern Namen bald wieder erstehen wird, ohne daß man gegen die Umgehung dieses erfolgten Verbots von Hause aus einschreiten dürfte. — An dem Tage, bevor das Verbot erfolgte, ist der Redakteur Hadermann von zwei Unbekannten, seiner Behauptung nach österreichischen Soldaten, in seiner Wohnung tätlich mißhandelt worden."

Es sei hier eingeschaltet, daß das Amt des älteren Bürgermeisters damals Dr. J. G. Neuburg bekleidete, während Dr. E. L. Harnier, wie schon 1848, Frankfurt im Bundestag

vertrat. Auch ein Wort über die Frankfurter Bundesgarnison ist hier geboten.

Die Stadtwehr, früher infolge der glänzenden Aufzüge am 18. Oktober und in der Neujahrsnacht der Stolz der Bürgerschaft, war noch immer außer Aktivität, doch ohne aufgehoben zu sein. Nur das dafür sehr stark besetzte Löschbataillon war neuorganisiert worden. Das aus Angeworbenen bestehende Frankfurter Linienbataillon, jetzt nach preußischem Muster uniformiert und im ehemaligen Dominikanerkloster untergebracht, stand unter dem Kommando der Bundesgarnison, deren Unterbringung in die Räume des ehemaligen Karmeliterklosters, des Rahmhofs, des Reineckschen Hauses in der Hasengasse, des Frankensteiner Hofs und des Deutschordenshauses in Sachsenhausen 1850 geregelt wurde. Diese Bundesgarnison bestand aus 1500 Mann österreichischer und bayrischer Infanterie, 1500 Mann preußischer Infanterie, 1/2 Eskadron österreichischer und 1/2 Eskadron preußischer Kavallerie, 1/2 Batterie österreichischer, 1/2 Batterie preußischer Artillerie. Die Besetzung des Oberkommandos wechselte alle drei Jahre zwischen Österreich und Preußen; der das Oberkommando nicht ausübende Staat hatte die Stadtkommandantur zu besetzen. Das fleißige Konzertieren der Musikkapellen in den Gartenwirtschaften und auf den Winterbällen konnte nicht verhindern, daß die fremden Soldaten seitens der Bürgerschaft als Last betrachtet wurden; die Rivalität der bayrischen, österreichischen, preußischen und Frankfurter Offiziere untereinander ward unangenehm in den oberen Ständen empfunden; die Soldatenschlägereien machten es mitunter nötig, die einzelnen Landsmannschaften auf die Wirtschaften eines Bezirks zu beschränken. Um der Zwietracht entgegen zu wirken, kam es zur Einführung der „gemischten Kommandos“ und „gemischten Patrouillen“. Mit einem solchen Kommando hatte also Bismarck dem Senate gedroht, die Druckerei des Volksblatts besetzen und schließen lassen zu wollen, wenn dieser seinen Forderungen nicht entspreche. Dies scharfe, aber offene Vorgehen, das ihm den besonderen Beifall seiner Regierung und des Prinzen von Preußen eintrug, der um diese Zeit Pate von Bismarcks in Frankfurt geborenem zweiten Sohn, Wilhelm, wurde, ist längst als ein welthistorischer Moment gewürdigt worden. Wir wissen heute, mit dieser Aktion setzte fest und bestimmt die Macht gegen Macht aus-

spielende, stets zielbewußte und kampfbereite Politik Bismarcks ein, die über Schlachtfelder siegreich den Weg verfolgte, der zur Gründung des machtvollen neuen Reichs, zur Erhebung König Wilhelms von Preußen zum deutschen Kaiser führte. Der Bundestag war nun einmal wieder hergestellt, um zunächst in das Chaos der sich bekämpfenden dynastischen und nationalen Interessen Klarheit und Ordnung zu bringen und einen friedlichen Ausgleich der Ansprüche Österreichs und Preußens möglich zu machen. Die Frankfurter Staatsbehörden hatten den Bundestag vor Unbill aus dem Schoße der Stadtbevölkerung zu schützen. Der Gesandte Preußens, provisorisch mit dem Präsidium betraut, hatte die Würde der Bundeszentralbehörde zu wahren. Die Bundesgarnison war da, um gegebenenfalls dem Willen derselben als Stütze zu dienen. So zögerte er nicht und drohte dem zwischen Pflicht und Pflicht schwankenden Senat mit Selbsthülfe. Und er erreichte, was er wollte. Er hatte den Frankfurtern nicht nur, er hatte der Welt gezeigt, daß Preußens neuer Vertreter am Bundestag eine Verhöhnung des erneuten Instituts nicht zu dulden gewillt sei. Er hatte damit der Kollegenschaft, den Gesandten der fremden Mächte und diesen selbst imponiert.

Die Betroffenen aber, Hadermann und sein Mitarbeiter Stoltze, der Senat und die Bürgerschaft sahen in dem Vorgehen des preußischen Bundestagsgesandten nur Vergewaltigung. Der Frankfurter Bürgerstolz fand sich bis weit in die keineswegs noch dichten Reihen der Gothaer hinein durch den diktatorischen Eingriff in die Rechtsverhältnisse der Freistadt verletzt. Fürst Schwarzenberg war soeben, in Karlsbad vom Schlage gerührt, gestorben; jetzt galten der preußische Ministerpräsident und sein Vertrauensmann am Bundestag als die Führer der Reaktion. Der Bundesbeschluß zur Verhinderung des Mißbrauchs der Preßfreiheit bestätigte das Mißtrauen, aber es vergingen noch Jahre bis der Senat und die Gesetzgebende Versammlung sich auf Grund dieses Beschlusses über das neue Preßgesetz verständigen konnten. Im Schutze der Preßfreiheit konnte noch Hadermann 1853 an die Gründung der dreimal wöchentlich erscheinenden Zeitschrift „Volksfreund für das mittlere Deutschland“ gehen. Im Schutze derselben konnte andererseits Stoltze das humoristische Unternehmen weiter entwickeln, zu welchem er in der Fastnachtszeit 1852, nach dem

Flüchtlings-Waldfest und vor dem Verbot des „Frankfurter Volksblatts“ den Grund gelegt hatte, seine „Krebbel- und Warme Bröddercher-Zeitung“. Die Androhung des Stadtkommandanten Deetz, die Bundesgarnison würde jede Ausschreitung des Waldfests gewaltsam unterdrücken, hatte in den beteiligten Bürgerkreisen die Unzufriedenheit mit den militärischen Verhältnissen der Vaterstadt aufs äußerste gesteigert. Die Frage der Wiederherstellung der Stadtwehr in zeitgemäßer Form ward allenthalben erwogen. Die bayrischen, österreichischen, preußischen Truppen in der Stadt feierten die Geburtstage ihrer Landesfürsten unter Kanonendonner mit stolzem Gepränge; der Bürgerschaft hatte man die patriotische Jahresfeier des 18. Oktober genommen. Aus dieser Stimmungswelt heraus dichtete Stoltze das erste größere Dialektgedicht zur Verherrlichung des Altfrankfurtertums; als es in der ersten Nummer der „Krebbel-Zeitung“ erschien, wirkte schon der Titel „Gefühle einer Stadtwehr-Uniform“ zündend. Mit der Trauer um all die „Borjerfrääd“, die mit den Einrichtungen der alten Stadtwehr verknüpft war, beseelt der Humor des Dichters eine außer Dienst geratene Stadtwehr-Uniform, die nun schon seit drei Jahren „im Boddemeck“ „bei alte Lappe“ dahinsiecht.

— — — — — — — — —

„Die Motte zehr'n als stiller Gram
An meim wattirte Buse,
Die Ermel schlaff, die Hose lahm,
Kaan Stiwel mehr am Fuße! . . .
Bedenk ich, wie sich alles hat
Geännert bei de Berjer,
Zieht mer's mei basbolirt Krawatt
Zesamme ganz for Aerjer. . . .
O Zeit! als hie noch in dem Rock
E Heldeherz geschlage!
Als mich der Schneidermeister Bock
Noch uff dem Leib getrage!
Als noch, o hohler Schacko, dich
Sei trotzig Haubt erfillt hot,
Des uff sei bissi Schnorrbort sich
Net wenig eigebildt hot!
Do sein merr, um die Awendzeit,
Noch exerziern gezoge!
O grin Grinkbrunne-Seligkeit,
Wo bist de higefloge! . . .
Un war der dann die groß Rewie,

Was worn des ehrscht vor Stunne!
Kanone, Fußvolk, Gawall'rie,
Korz, Alles wor der brunne!
E Menschenmass'! un Kutsch an Kutsch!
Un Mädercher! net bitter!
Deß is jetzt allzesamme futsch
Un kimmt sobald net widder. — — —
Mit jeder Art. Rewie is aus,
Un wär' se noch so bower!
Mer derfe selbst net mehr eraus
Am achtzehnte Oktower! . . .
Dees war e Lewe uff den Dag!
Kans blieb dehame sitze.
Vorm Schaumaindohr draus, Schlag uff Schlag,
Der Dunner der Geschitze!
Von alle Kerche, alle Thern
Geläut' mit alle Glocke,
Daß von dem Lärme unser Herrn
Sein vor sich selbst erschrocke.
Un uff dem Roßmark die Barad,
Die war der schee! — Gewitter!
Die Linnje wie die Beem so grad,
Die Gawallrie wie Ritter!
Die Weißbisch alle sanft un mild,
Von owe bis enunner,
Die Rotheborjer kihn un wild,
Da warn Krakehler drunner!
Beim Jäger- un beim Schitzekor,
Da blinkte die Medallje,
Weil mancher mit in Spanje wor
In blutiger Batallje. —
So zoge mer mit Klang un Spiel
Voriwer wie die Kerze,
Von ächt frankfortisch Hochgefiehl
Geschwellt die deutsche Herze.
— — — — — — — — —
Ja, der September nahm uns mit
De achtzehte Oktower,
's is nor vier Woche Unnerschidd,
Un is doch so e growér!
Ich wollt, ich wär verrisse mehr
Als wie in dausend Krimmel
Un wär sammt Säwel un Gewehr
Beim liewe Gott im Himmel!"

Es war eine fröhliche Verherrlichung der alten schmucken Stadtwehr, eingeflochten in ein Klagelied auf ihren Untergang, ein lebensechtes Altfrankfurter Genrebild, bereits mit all der volksmäßigen Festlust und liebevollen Kleinmalerei ausgeführt,

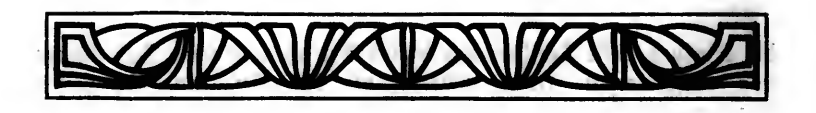
die Stoltzes beste Schildereien dieser Art auszeichnen. Das Ganze von einer leisen Ironie beseelt, die das Unzulängliche dieser Art von Waffendienst eingestand.

In der zweiten Nummer der Krebbelzeitung erzählte in ähnlicher Form ein Bürger, der 1848 in der „Schutzwacht" gedient hatte, seine Heldentaten. Sowohl dies Gedicht wie die „Gefühle einer Stadtwehruniform" waren vorher schon als Flugblätter erschienen, jedoch ohne die rechte Beachtung zu finden. Im Carneval 1853 schilderte das Gedicht „Feuer am Allerhelljen-Maa" die neueste Tat des Löschbataillons. Da hieß es:

„O Vorjertrummel, sißer Klang!
Sei merr gerihrt willkomme!
Ich hab derr dich so lang! so lang!
So lange nicht vernomme!"

So wurde Stoltze, der großdeutsche Freiheitsdichter Frankfurts vom Jahre 1848, als die Reaktion sich gegen die Selbstständigkeit der „Freistadt" richtete, der poetische Verteidiger ihrer altherkömmlichen Eigentümlichkeiten, der Humorist, dessen poetische Satire berufen war, die Vaterstadt über die politische Stagnation der kommenden Jahre hinwegzutrösten. Während der vielfältigen und innigen Berührung mit den frischesten Elementen des Altfrankfurter und Sachsenhäuser Bürgertums, das die altheimische Mundart noch in naiver Unbefangenheit redete, war er zum Meister der Dialektdichtung herangereift.





IV.

In der Fastnachtszeit des Jahres 1852, am 3. Februar erschien die erste Nummer der größtenteils im Dialekt geschriebenen „Frankfurter Krebbel- und Warme Bröbercher-Zeitung“ mit dem Untertitel „Orkan der Narrheitregieruns“ und dem Schlußvermerk „Unverantwortlicher Redakteur: F. Stoltze. Druck von C. Adelmann.“

Vielerlei hatte, auch abgesehen von den eben geschilderten Einflüssen, zusammengewirkt, Stoltze auf das originelle Unternehmen zu bringen. Am 31. März 1847 war der einst so fröhlich kecke Dichter der Frankfurter Demagogenzeit, Wilhelm Sauerwein, der Verfasser der Dialektstücke vom „Gräff“ u. s. w., nach langem Leiden gestorben. Am 3. Juni 1848 hatte auch Malß, der Dichter des „Bürger-Capitain“ und der Hampelmanniaden, seine einst so lustig und dann so trüb ins Leben blickenden Augen für immer geschlossen. Wenn auch das Frankfurter Stadttheater, zu dessen Direktoren Malß gehört hatte, die Gelegenheit vorübergehen ließ, die Stücke des Verstorbenen neuzubeleben und statt dessen, wie Elisabeth Mentzel, die Verfasserin der Geschichte des Frankfurter Stadttheaters, festgestellt hat, Wiener Possen bevorzugte, so wurde sein Tod dennoch zum Anlaß, daß man sich seines Werts als Dichter in weiteren Kreisen bewußt ward. Bisher waren die Lustspiele ohne Nennung seines Namens erschienen. 1849 kamen unter dem Titel „Carl Malß' Volkstheater in Frankfurter Mundart“ die sämtlichen Werke des liebenswürdigen Humoristen im Sauerländerschen Verlage heraus, und die erste Auflage des Buchs fand so schnell Absatz, daß noch im gleichen Jahr eine zweite nötig wurde. Der „Bürger-Capitain“ war darin mit dem gereimten Prolog abgedruckt, den Malß immer bei den Auf-

führungen des Stücks vom Darsteller des „Millerche“ hatte sprechen lassen; in diesem kam die Entschuldigung vor, daß er sich leider auf das Versemachen nicht wie der „Goethe“ verstehe, und daran war die Bemerkung geknüpft:

„Verscht wärn bei uns ziemlich viel jetzt gemacht
Un mit Reime sich Dag un Nacht geplagt,
Es deht awwer Noth, mer steckt an die Lichter,
Ze suche in dene Verscht die Dichter.“

Aus Malß' literarischem Nachlaß brachte der Band mancherlei, z. B. auch die „Briefmuster aus den unteren Regionen der Gesellschaft“, die er den erfundenen Künsteleien des damals noch hoch im Ansehen stehenden Humoristen Lichtenberg gegenüber als der Wirklichkeit entnommen bezeichnet hatte. Es befand sich darunter der „Brief eines Spezereihandlungshausknechts an seine Geliebte“. Diese Anregungen wirkten befruchtend auf Stoltze, der nie ganz aufgehört hatte, den Dialekt der Vaterstadt für humoristische Zwecke poetisch zu verwerten. In der Zeit seines jungen Eheglücks hatte er versucht, die das Rauhe mit dem Zarten so hübsch verschmelzende Mundart sogar den höchsten lyrischen Aufgaben anzupassen. Das duftige „Frihlingslied“ von dem Engel, der säend über die Erde schreitet, hält zweifellos den Vergleich mit den zartesten Stellen in Hebels „Alemannischen Gedichten“ aus.

„Un wo der Engel zieht die Straß,
Da regents Blithefisselcher,
Un iwwerall in's grine Gras
Da streut err Himmelsschlisselcher.

Komm, Schätzi, komm, merr schleiche 'm nach,
So still als wie die Mäuserchen, —
Doch, was ich derr im voraus sag:
Blick uff der Wis kää Sträußercher!

Un laß merr ja beileiwe steh
Die Himmelsschlisselblimmercher!
Was Himmel! — Is die Welt net schee
Un voller Engelsstimmercher?

Un Du bist mei! Die Welt is mei,
Die mit em Kranz umwunne is;
Un kann's im Himmel scheener sei
Wie's jetz bei uns hier hunne is?“

Die Malßschen „Musterbriefe“ wurden ihm zum Anlaß, auch einmal in Versen, auf die er sich ja wirklich besser als Malß verstand, zwei solche Briefe „aus den unteren Regionen

der Gesellschaft" zu drechseln; noch im Jahre 1849 erschien als „fliegendes Blatt", etwas später als der „Schutzwächter", in dem altbeliebten Buchladen für Meßliteratur auf dem Markt von J. Rieck unter dem Titel „Das Käthche und der Fridderich", der urkomisch gereimte Liebesbrief eines Frankfurter Hausknechts, der seiner Geliebten für den Fall, daß sie ihn nicht erhören werde, zum Uhz mit Selbstmord droht, und die Antwort der braven Köchin:

„. . . Ach, Fridderich, halt doch dein Schnawel!
Dei Wort geht wie e Ofegawel
Un wie e stumber Besenstiel
Merr dorch mei weibliches Gefiel! . . ."

Das derbkomische Scherzgedicht fand in dem Laden reißenden Absatz; die „Echtheit" wirkte so drastisch wie die Übertreibung, und jede Marktbesucherin aus der Umgegend nahm sich das Blättchen mit heim. Das Honorar für die wiederholten Auflagen war die erste größere Einnahme des Dichters nach seiner Hochzeit. Frau Mary hatte daher ganz recht, wenn sie den Gatten unter dem Druck der bald genug aufsteigenden Wirtschaftssorgen mahnte, sich nach diesem Fingerzeig des Schicksals zu richten. Der Erfolg der Flüchtlings-Maskenballzettel und des Waldfestprogramms bestärkte sie darin. Der Mißerfolg des „Sonntagsblatts" schreckte sie nicht ab. Am Rhein, als Gast der Tante in Koblenz, hatte sie so mancherlei Formen gedruckter Karnevalsbelustigung kennen gelernt. So kam sie auf die Idee zur „Krebbel-Zeitung". In einer späteren Nummer derselben hat Stoltze dann in heiterem Übermut gebeichtet:

„Jetzt eine „Krebbelzeitung" schreiben,
O, ist das nicht zu viel begehrt?
Im Freien mich herumzutreiben,
Ich möcht's so lang der Frühling währt.
Möcht' liegen unter grünen Bäumen
Und sehen, wie die Wolke zieht;
Von Lenz und Jugend möcht' ich träumen
Und sinnen auf ein Liebeslied!

Allein des Hauses Prinzipalin,
Die eine andre Ansicht hat,
Die liebe praktische Gemahlin,
Die wünscht durchaus ein Zeitungsblatt.
Nach Liebesliedern und Gedichten,
Sonnetten und dergleichen mehr,
Als überwundenen Geschichten,
Hat sie jetzt kein Verlangen sehr.

Sie sagt: „Viel edler wohl als Schwänke
Ist so ein sinniges Gedicht,
Allein, mein lieber Mann, bedenke!
Davon raucht unser Schornstein nicht.
Die Schätze, die auf deinen Wegen
Du durch die Lyrik heimgetan,
Kannst du getrost daneben legen,
Und es vergreift sich niemand d'ran."

Von seiner Frau hat Stoltze oft dankbaren Gemüts in Vers und Prosa gerühmt, sie habe erst Zweck und Ordnung in sein Leben gebracht, sei immer ganz aufopfernde Liebe für ihn gewesen. Sie lehrte ihn jetzt in der Tat, sich als Dichter eine regelmäßige Einnahmequelle zu erschließen. Als Stoltze sich über die Form des Unternehmens als eines von ihm ausschließlich abzufassenden Organs des Frankfurter Humors im Klaren war — die Nummern sollten alljährlich während der Karnevalszeit in zwangloser Folge erscheinen — da übernahm Frau Mary den „Selbstverlag" und richtete die Sache so gut ein, daß gleich am Tage des Erscheinens der ersten Nummer 10 000 Exemplare von dieser verkauft wurden. Von eigentlichen Abonnenten wurde ganz abgesehen; die Nummern, 12 Kreuzer das Stück, wurden wie Fastnachtskrebbel („Krapfen") und Fastenbretzeln in den Straßen verkauft, und gingen ab wie „warme Bröddercher". Natürlich hätte das Blatt nicht so unmittelbar gezündet, wenn der Dichter nicht den rechten Zündstoff geboten hätte. Das Hauptstück der ersten Nummer „Gefühle einer Stadtwehruniform" kennen die Leser und auch die Gründe seiner „aktuellen" Wirkungskraft. Es brachte sogleich Stoltzes ganz besonderen Humor zur Entfaltung, einen Humor, dessen Lächeln von herzinniger Liebe zur „Vatterstadt" durchsonnt war und der sich dabei doch über das Unzulängliche der Zustände in Vergangenheit und Gegenwart lustig machte. Daß die Satire in der Krebbelzeitung nicht zu kurz kommen sollte, ließ schon der hübsch gezeichnete Titelkopf erkennen, das Brustbild eines lachenden Harlekins mit Schellenkappe und Pritsche; das machte sogleich auch das Leitgedicht, die „Alt-Republikanische Fastnachtshymne", den Lesern klar:

„Vivat! unsre Republik!
Puderquast und Schwanzperück!
Vi — Va — Bettelvögte,
Halseise, Stöckerknechte,

Moresmache, Kammerjude,
Spi — Spa — Spießruthe!
Vivat! unser Republik!
Puderquast und Schwanzperück!"

Neben dem Gedicht war ein Narr mit einer Mauerkrone auf dem Kopf und einer Binde um den Leib zu sehen, auf der gedruckt stand: „Ach, wer bringt mir eine Stunde Jener holden Zeit zurück, Einsam nähr' ich meine Wunde". Ein satirisches Märchen, das die Abenteuer eines Fulder Stiefelbrüderpaares, eines Staubbesenchens und eines Stiefelknechts behandelte, war als „Torf- und Steinkohlengeschichte" bezeichnet. Im Inseratenteil fanden sich allerlei lustige Anzüglichkeiten auf das karnevalistische Vereinsleben der Stadt, insbesondere auf die Maskenball-Veranstaltungen des Wirtes der „Harmonie" in der Großen Bockenheimer Gasse, Eduard Fay, bei dessen Vater im „Wolfseck" am Paradeplatz die großen Flüchtlings-Maskenbälle stattfanden. Schon Stoltzes Vater war mit Eduard Fays Vater befreundet gewesen; der Wolfseck-Saal hatte im Jahre 1848 eine große Rolle als politischer Versammlungsort gespielt; das Gasthaus „zur Harmonie", früher „König von Preußen" und von 1848 bis 1850 „Deutscher Hof" geheißen, war im erstern Jahr das Hauptquartier des Klubs der Linken gewesen. (Später ging das Haus an die Firma Schulz und Wagner über und beherbergte die Weinwirtschaft „Zum Prinzen von Arkadien"; es wurde 1904 niederdelegt, um einem Neubau Platz zu machen.) In der „Harmonie" hatte jetzt das „Wasserkolleg" seinen Stammtisch, dem zur Belustigung die 2. Nummer der Krebbelzeitung die „Kapuzinerpredigt" neben dem größeren Dialektgedicht „Der Schutzwächter" abdruckte. Auch die Nummerierung der Blätter war humoristisch. Das erste trug die Bezeichnung Nr. 0 und das Datum: Dienstag, den 3. Februar 1582! Es folgten Nr. 00, Montag, den 61. Februar 1582, und Nr. 000, Dienstag, den 42. Februar 5182. In letzterer wirkte als Hauptstück die kleine dramatische Szene „Die beiden Hampelmänner". Auch sie war illustriert und verspottete den politischen Gesinnungswechsel, der sich seit 1849 in weiten Kreisen der Bürgerschaft vollzogen hatte. Rechts am Kopf der ersten Nummer stand die Ankündigung: „Der jährliche, halb- und vierteljährliche Abonnements-Preis beträgt gar nichts, es ist nur eine Stempelgebühr von 12 Kreuzern zu entrichten." Der vorgebliche Zeitungsstempel

war gleich darunter gedruckt. Das war ein Stich auf die Zeitungsstempelgebühr, die damals von jedem fremden Zeitungsblatt erhoben wurde. Durch die phantastische Nummerierung war dem Unternehmen der Charakter einer wirklichen Zeitung genommen. Später wurde der Preis der Nummer auf 6 Kreuzer herabgesetzt. Den Druck übernahmen außer Adelmann im Laufe der Jahre R. Baist, J. G. Müller, Wilh. Küchler, die J. A. G. Textorsche Druckerei, Th. Wentz, J. Körber, G. Lauckert, G. F. Wörner. Ich verweise die Leser auf das bibliographische Verzeichnis in Askenasy's „Die Frankfurter Mundart".

Der Gesamteindruck der ersten Nummern war so harmlos-humoristisch, daß der Verleger von Heinrich Hoffmanns „Struwwelpeter", J. Rütten, sich veranlaßt sah, Stoltze um den Text für ein humoristisches Knaben-Bilderbuch zu bitten, das unter dem Titel „Kaspers lustige Streiche" dann auch zu Weihnacht 1852 erschien.

Im nächsten Jahr nahm Stoltze direkt den Ton auf, den er in „Das Käthche und der Fridderich" so lustig angeschlagen hatte. Das köstlich derbe Genrebildchen „Hurrah die Gäul!", wo „unser Mähd, die Lisbeth" sich für den Fuhrmannsball so köstlich ausstaffiert, eröffnete die Reihe.

„Un als Camellia im Zopp,
Un aach zegleich als Fedder,
Trug se en dicke Zellrikopp
Mitsamt de Stiel und Blätter.
Un ganz besunnersch stann ihr wohl
E griner Kranz von Rosekohl
Un hinnedra, als Schlippe,
Zwaa Henkel von em Dippe."

„Der Tambour un die Bäckermähd" und „Die Kechin und der Schornsteinfeger" enthielten schon mehr anekdotische Handlung. Immer mehr verstand es der Dichter, die derbkomischen Ausdrücke des Dialekts der besonderen Welt der geschilderten Personen zu entnehmen und sie so gleichzeitig zur Charakterisierung von beiden zu benutzen.

„E Kechin, wie die Berwel wor,
Is aus der Welt verschwunne!
Da hat kaa Mensch enn Butzel Hoor
In seiner Supp gefunne!
Un rein un keusch als wie ihr Herz
War wochelang ihr Kichescherz!
Ihr Lumpe uff dem Benkel
Fraat noch die speetste Enkel.

Ihr Kich, es war e wahrer Spaß —
Deß Propre allerwege!
Merr hätt derr selbst deß Kehrschelfaß
Entzickt umaarme mege!
Die Dreckschipp stann derr in der Eck,
Doch an ihr kaa Idee von Dreck!
Un newer ihr zwaa Besen
Als wie zwaa höh're Wesen!“

„Eß will kaa Dag weern“ und „Der feuerspeiende Zappjunge“ gehörten zu den ersten von den vielen gereimten Erzählungen Stoltzes, die die besten komischen Anekdoten, die man sich jeweils an den Stammtischen Frankfurts erzählte, oder die ihm als „selbsterlebt“ von Freunden mitgeteilt wurden, humoristisch gestalteten. Er tat dies, bald in Versen, bald in Prosa, mit einer so meisterhaften Charakter- und Situationskomik, mit so herzbezwingender Laune, mit so wirksamer Hervorkehrung des reichen komischen Elements der verschiedenen Nüancen der Frankfurter Mundart, daß viele dieser Stücke in ihrer Gattung geradezu klassischen Wert haben. Ich zähle gleich hier auf: „Dreißig Gulde“, „Kää Kinner“, „Der Möwelwagen“, „Das Ständche in der Säubütt“, „Heuerat die Lisbeth!“ „Die Kapp“, „Gute alte Zeit“, „Die Kanarienvögel“, „Der Barricke-Pächter“, „Wie der Sichel danze lernt“, „Brendelche Schnud“. Daneben liefen die zahlreichen Schilderungen alter Volksbräuche und festlicher Aufzüge. Die Feuerwehrszene „Feuer am Allerhellje-Maa“ erwähnte ich schon am Schlusse der vorigen Abschnitts. Es folgten „Jeremiade eines Schlittenstuhlverleihers“, „Der Maa is zu“, „Der Wäldchesdag“ (1854 s. S. 28), „E Neujahr wie's friher war“, „Der Maa is uff“, „Deß Sachsehäuser Waidmannskrenzi“, „Die Einweihung der Verbindungsbahn“ usw.

Es lag im Wesen dieser „Fastnachts-Zeitung“, daß Stoltze als ihr Verfasser im Schutze der Narrenfreiheit und in der Maske eines Fastnachtsnarren mit Anderen Narrenspossen trieb. Wie tief der Hang zum „Necksen“ im Wesen des Altfrankfurter Humors begründet ist, das zeigt schon der große Reichtum des Dialekts an komisch gemeinten Schimpfwörtern und Derbheiten. So gab es im alten Frankfurt auch immer sogenannte „Stadtnarren“, Leute, die sich durch auffälliges Benehmen, durch harmlos-halbverrücktes Wesen den Spott der Straßenjugend zuzogen, und der Sinn für das Komische dieser „Schoden“ wurde von vielen Erwachsenen geteilt. Die Übernamen mancher

Stadtnarren, „der Kannix", „die narrisch Tante", haben diese harmlosen Trottel im Volksmund bis heute überlebt. Gleich eine der ersten Krebbel-Zeitungen hatte Stoltze mit dem Motto begonnen:

„Laßt die alte Narrn in Ruh!
Laßt se ruhn die Dodte!
Wendet euch dem Leben zu
Und de neue Schode!"

Es wurde eine Spezialität der Krebbelzeitung, die Galerie der alten „Stadtnarren" um neue Prachtexemplare zu vermehren. Da war z. B. ein Claqueur, der im Theater vom hoh'n Olymp herab seinen Patronen an den ungeeignetsten Stellen dröhnenden Beifall spendete, allen Theaterbesuchern zum Ärger. Stoltze nahm ihn aufs Korn.

„Ach, woß sein die Narrn so rar
Hie in unsrer Stadt!
Woß e Kummer alle Jahr
Bis merr so Aan hat!
Schode zwar in jeder Gass
Gibts un jedem Haus,
Doch die echt arawisch Rass
Sterbt derr leider aus.

Und so sein merr, ach Herr Jehs,
In der greßte Klemm.
Darum, Höllems, sei net bees,
Wann ich Dich derr nemm!
Wann ich, ohne abgeredd,
Dich derr hab' citirt,
Dann ich waaß kaan Annern net
Un die Sach' pressirt! . . ."

Rücksichtsvoll nannte der Schalk die Betroffenen nicht beim wirklichen Namen. Aber er stellte sie erkennbar genug an den Pranger. Und immer geißelte Stoltze in den Personen und Vorkommnissen, die er dem öffentlichen Spotte preisgab, Eigenschaften und Zustände, gegen die anzukämpfen verdienstlich war. „Der Ratsherr" ist bezeichnend für beides.

„Zur Zeit als uff dem Parreis stann
Die Ledderhall, die aale,
Hot nah derbei gewohnt e Mann
Un kaaner von de schmale.
Gung merr um den dreimol erum,
Fiel merr for Midigkeit fast um,
Merr mußt derr sich gleich setze;
Verdeppel! warsch e Fetze!

Un war euch aach noch owedrein
Mit Rathsgedanke schwanger!
Uff dritter Bank der Letzt ze sei,
Des war sei Wunsch, sei langer.
Drum gung er oft im schwarze Frack,
In weißer Binn un Chappeau-claque
Vorm Remer uff un nidder
Un grießt des Rathes Glidder.

Er grießt se schee, schonnt um die Eck,
Mit Blicke, mit versießte,
Un war for Fraad euch ganz eweck,
Wann se enn widder grießte;
Un hatt em gar e Scheff gedankt,
So is er selig haamgeschwankt,
Umaarmt sei' Fraa mit Bewe:
Bald werscht de Was erlewe! —

Doch wor der Mann bei aller Fraad
Derr niemals iwermiethig;
Die Ordonnanze elle baad,
Die grießt er stets höchst gietig;
Grießt dies aach, im Voriwerrutsch,
Die ganz leer Vorjermahsterkutsch,
Un saß aach Kaans im Wage,
Der Kutscher kann's doch sage . . . ."

Auf Klatsch- und Schmutzgeschichten ließ sich Stoltze aber nicht ein, so oft auch diese Zumutung an ihn herantrat. So antwortete er einmal im Briefkasten des Blattes einem Einsender: „Was geht mich aa der viele Dreck? Ich fahr' en kannen Fall eweck! Mei Blatt, deß loß derr sage, deß is kaa Kehrschelwaage!" Und ein anderes Mal: „Unds duht dann aach die Haaptsach fehle: Merr kann's mit Aastann net verzehle." Die Unanständigkeit mußte schon ein öffentliches Ärgernis sein, wenn der Dichter ausnahmsweise, wie im „Margaretentag auf dem Sandweg", sie anzugreifen unternahm.

In der Krebbelzeitung traten diese Schwänke als Vorträge des Fassenachtsnarren ans Licht, dessen Kopf bis zum Jahre 1857 den Titel schmückte. Indem Stoltze sie als solche niederschrieb, wahrte er sich die Unbefangenheit, mit der er seine Stoffe je nach Laune dem Anekdotenschatze des „Worschtquartiers" und der Sachsenhäuser, oder dem der Kaufmannschaft und der Börse, oder dem der städtischen Beamten im Römer oder dem der alten Judengasse entnahm. Es ist interessant zu beobachten, wie Stoltze immer wieder auf die alten volkstümlichen Formen der Schauerballade und der Monologe des Kasperletheaters zurückgriff. So

liebte er es, seinen derbkomischen Prosageschichten ein paar Koupletverse voranzusenden, die mit wenigen Strichen die gegebene Situation oder die sonderbare Voraussetzung der lustigen Begebenheiten zeichneten. Auf die einfachste Weise wurde so der Leser in die Illusion versetzt, daß die nachfolgende Erzählung der Vortrag eines Komikers sei. So beginnt z. B. „Brendelche Schnud“:

„Brendel Schnudche war e Fräa,
Ach, so gibt derrsch gar käa zwäa!
Dhet derrsch gewe noch e zwett;
Wär jetz all der Ärjer net.

Dhat derr Ääns käa Lust verspiern,
Selwer sich zu alterirn,
Sprach merr nor des Schnudche aa,
Un die hat's for ääm gedhaa;

Hat derrsch iwwernomme gleich,
Dann deß war ihr Nahrungszweig;
Hätt geärjert sich for dich
For sechs Batze ferchterlich.

Un daderdrum hat ääch der Gedallje Hatterschheim zu seiner Fräa gesagt . . . .“ So setzt nunmehr in Prosa die eigentliche Geschichte ein, lebhaft auf die Verwicklung lossteuernd.

Wenn nach alledem klar ist, daß Stoltzes Dialektdichtung, wie sie 1852 zur Blüte kam, ein echt Frankfurter Gewächs ist — man könnte sie geradezu die poetische Essenz des Frankfurter Volkshumors nennen — so dürfen wir doch nicht außer acht lassen, daß unser Dichter auch Anregungen von auswärts erhielt, die dieses Erblühen förderten. Bezeichnender Weise für die allgemeine Hinkehr der Geister, die 1848 für ein einiges deutsches Vaterland geschwärmt hatten, zu den Verhältnissen der engeren Heimat fand damals fast gleichzeitig in den verschiedensten deutschen Ländern ein frisches Aufblühen der Dialektdichtung statt. Dem Streben ins Allgemeine folgte als Rückschlag auf die Enttäuschung eine Hinwendung zum Besonderen. Die Erkenntnis gelangte in den Einzelstaaten und Gauen zum Durchbruch, daß im eigenen Hause noch vieles nicht fertig sei, um es dem Bau des ersehnten Reiches organisch einzupassen, daß die Freiheit einer Nation im Gemeindeleben wurzeln müsse. Im Gegensatz zu der idealgestimmten Rhetorik der politischen Lyrik gelangte in der Litteratur der Sinn für die besondere Wirklichkeit, für das Örtliche in Landschaft und Volkstum

zur Herrschaft. Eine reiche Dorf- und Stadtgeschichten-Literatur, der Berthold Auerbach schon vorgearbeitet hatte, wuchs heran. Selbst Gutzkow pflegte das Berliner Lokalkolorit in seinem deutschen Zeitroman „Die Ritter vom Geist“, Gustav Freytag schilderte in „Soll und Haben“ Breslau und Schlesien, Joseph Scheffel schuf im „Trompeter von Säkkingen“ köstliche Typen des Schwarzwälder Volksschlags der Hauensteiner, der Schweizer Gottfried Keller spiegelte seine Züricher in den „Leuten von Seldwyla“, Otto Ludwig in der „Heitherethei“ seine Thüringer Heimat, Schücking nach Immermanns Vorbild Westfalen, der junge Theodor Storm eroberte als poetisches Neuland „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ der Novelle, der junge Spielhagen die Insel Rügen. Und gleichzeitig sproßte in Nord und Süd eine reiche Dialektdichtung auf. Die vereinzelten Vorbilder aus einer früheren Zeit, Hebel, Grübel, Bitzius, Kobell, Malß, Sauerwein u. a. fanden überall Nacheiferung. 1847 erschien in Frankfurt a. M. Nadlers „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's“, 1849 das erste Heft von Anton Sommers „Bilder und Klänge aus Rudolstadt“, 1852 Reuters „Läuschen und Riemels“, bald darauf Klaus Groths „Quickborn“ u. s. w.

Sowohl Nadlers wie auch Sommers heitere Gaben wurden Stoltze bald bekannt. Sommer war damals Leiter einer Töchterschule in Rudolstadt, wo Stoltze noch so manchen guten Bekannten hatte. Aber er hätte dieser Anregungen nicht bedurft. Seine Dialektdichtung wirkt im Unterschied zu der Nadlers und Sommers ganz eigenartig durch ihr inniges Verwachsensein mit dem historischen Wesen der alten Freien Reichs- und Kaiserstadt und nicht minder durch einen Zug, der dem innersten Wesen Stoltzes entsprach: er spottete nicht über das Volk, dessen Eigenart er humoristisch zeichnete, er spottete mit ihm in heiterer Selbstironie über Schäden und Irrtümer, die man zusammen erkannt hatte. Er fühlte sich als Mit-Bürger, als Mit-Sänger, als Mit-Turner, als Mit-Schütze Altfrankfurts, wenn er dichtete, als Mitkämpfer, wo es Volksinteressen gegen Bundestag und Senat zu behaupten galt. Er war wirklich „Pompier“, also Feuerwehrmann, in dem damals reorganisierten Löschbataillon der Stadtwehr, als er sich 1854 mit der großen dramatischen Szene „Die Spritzentheorie zu Großkrähwinkel oder: Theorie und Praxis“ seinen ersten Preßprozeß zuzog. Man war ärgerlich über so manche Neuerung,

die sich wenig günstig abhob von den früheren einfacheren, aber praktischen Verhältnissen. Der jetzige Höchstkommandierende hatte nach militärischem Muster eine Instruktionsstunde eingeführt. Die Fragen, die an die Pompiers gestellt wurden, forderten Stoltzes Spott heraus. Und so ließ er denn in der „Spritzentheorie“ den „General der reitenden Wasserartillerie Hannibal Fedderbusch“ beginnen:

„Also dran denn ohne Rasten!
Merken Sie sich alles gut:
Eine Spritze ist ein Kasten,
Welcher auf vier Rädern ruht.
Dies zu wissen ist uns nütze
Und vergessen Sie es nie!
Also, was ist eine Spritze?
Bombje Braunschweig! reden Sie!

Pompier Braunschweig.
Was geht's mir aa? wann's brennt, bumb' ich.“

Beim Stadtwehr-Disziplinargericht wegen Verhöhnung seines Vorgesetzten verklagt, wurde der Dichter zu drei Tagen Arrest verurteilt. Doch die Appellation erwirkte ein freisprechendes Urteil, was er mit einem fröhlichen „Vivat hoch!“ in der nächsten Nummer den Lesern mitteilte. Bald war das Erscheinen einer neuen Nummer der „Krebbel-Zeitung“ für Frankfurt ein Ereignis. Meist wurden 20000 und mehr Exemplare in wenigen Stunden verkauft. Ihre Kolporteure hatten überall Zutritt, auf allen Kontoren und Banken und auf allen Ämtern im Römer, bis ins Allerheiligste hinein, in die Ratstube. Selbst unter den Bundestagsgesandten hatte das originelle Blatt, von dem übrigens auch außerhalb der Fastnachtszeit unter anderem Titel, wie Wonnemonat-, Sonnestich-, Nikelose-Zeitung, gelegentlich Nummern herauskamen, seine regelmäßigen Abnehmer. Einzelne Nummern erreichten eine Auflage von 35 000 Exemplaren.

Eigentliche Politik trieb Stoltze in der Krebbel-Zeitung bis zum Jahre 1857 nicht. Aber an den öffentlichen Angelegenheiten der Stadt nahm seine Satire schon vorher lebhaften Anteil und jede reaktionäre Anwandlung des Senats bekämpfte er auf diese Weise höchst wirksam. Besonders scharf nahm er das in der einst so fröhlichen Stadt aufkommende Muckertum aufs Korn. Die „Grundrechte“, die volle drei Jahre hindurch in Frankfurt Gesetzeskraft gehabt hatten, hatten die

Trennung der Kirche vom Staat bedingt, jetzt war in ganz Deutschland die Kräftigung der kirchlichen Autoritäten als Stützen des Staates im Zuge. Im Jahre 1854 fand in Frankfurt der „Kirchentag" in der Paulskirche statt und Stoltze sang:

„Die Paulskerch werd mit jedem Jahr
E immer greßer Wunner!
Beim Parlament ward offenbar
Geschwätzt schon vieler Zunner . . .
Doch's beste deß kimmt hinne nach,
Als wie die Makerone:
O Kerchedag! o Kerchedag!
Du bist un bleibst die Krone!"

Das polizeiliche „Zapf-Verbot" für die Sonn- und Feiertage entlockte dem Schalk die drolligsten Proteste.

„Von Morjens Sechs bis Awens Vier
Kaan Troppe Eppelwei un Bier,
Kaan Troppe Bier und Eppelwei,
Da soll der Deiwel Berjer sei . . .
Der Schöpfer setzte Mann und Weib
E richtig Lewer in den Leib,
Un owe druff e Gorjelrohr,
Merr hawe Dorscht! wer kann davor?"

Der letztere Vierzeiler prangt jetzt in großen Buchstaben an einer der Wände des neuen Frankfurter Ratskellers.

Mit dem Pietismus kam damals auch der Spiritismus wieder einmal auf. Unter anderen Wundermännern, die hier gegen Geld allerlei hypnotischen Hokuspokus betrieben, erregte besonders der „Professor des Magnetismus" Ant. Regazzoni aus Bergamo Aufsehen, der seine erste Soirée am 19. September 1854 im Saale der Loge Sokrates gab. Dieser Charlatan wurde während eine Séance in seiner Wohnung am 23. Oktober durch die Mediziner Dr. A. Friedleben und Dr. M. Schiff als Schwindler entlarvt. Mit beiden Ärzten befreundet, widmete Stoltze dem Vorfall im Dezember eine „Nikelose-Zeitung", die den Untertitel erhielt: „Intelligenz-Blatt für Schädelleere und paralisierte Gesundheits-Apostel". Damals erzählte Schiff, der später Professor der Physiologie in Florenz, dann in Genf wurde, dem Dichter jenen Jugendstreich, den dieser in dem köstlichen Prosaschwank „Die Kapp" verherrlichte.

Über strenge Behandlung von seiten der Frankfurter Behörden hat sich Stoltze weder damals noch bis zum Jahre

1866 zu beklagen gehabt, wie er oft dankbar anerkannt hat. Sowohl der schon genannte „Selbstdemokrat" und Polizeisenator Hessenberg wie der originelle und populäre Polizeirat Beer, waren dem Dichter persönlich gewogen. Hessenberg war übrigens ein Gothaer und zahm genug. Die Frankfurter Polizei gewährte der Krebbel-Zeitung auch nach dem Erlaß des neuen Preßgesetzes „zur Verhinderung des Mißbrauchs der Preßfreiheit" als einem Fastnachtsunternehmen die beanspruchte Narrenfreiheit.

Wenn doch, sogar schon vorher eine Verurteilung wegen Preßvergehens ziemlich rauh in das Leben des Frankfurter Humoristen eingriff, so hatte er dies seiner freundschaftlichen Beziehung zu Nikolaus Hadermann zu danken. Die Leser wissen, daß dieser sich an der Gründung des „Volksblatts für Rhein und Main" in Darmstadt beteiligt, bald darauf aber daneben in Frankfurt den „Volksfreund für das mittlere Deutschland" als eigenes Unternehmen ins Leben gerufen hatte. Das Organ des hessischen Freisinns zog sich einen Preßprozeß nach dem andern zu; der „rote Becker", der Abgeordnete von Gießen im hessischen Landtag, der das Blatt redigierte, sah sich veranlaßt, nach Schluß der Session vor der ihm drohenden Verhaftung nach Amerika zu fliehen, und als das „Volksblatt" nun in Offenbach bei dem Buchdrucker Krähe erschien, der es auch übernahm, als verantwortlicher Redakteur desselben zu zeichnen, wurde das Blatt wirklich von dem Verbot für ganz Hessen ereilt. Nun sorgte Hadermann, der in Frankfurt schon seinen „Volksfreund" redigierte, auch für das Weitererscheinen des Rhein-Main-Volksblatts in Frankfurt. „Aber" —. so hat später Stoltze selbst den verwickelten Fall in seiner Erzählung „Die Flucht von Königstein" geschildert, „awer zwää demokratische Blätter uff äämal zu verantworte ohne en Preßprozeß zu kriehe, des wär zu viel verlangt gewese; un darum hat äääch Nicolaus Hadermann, um die Götter zu versöhne, gleich mit em e „volksfreundliche" Preßprozeß die „volksblätterig" Redaktion angetrete; des heeßt: er war wege dem „Volksfreund" schon bereits zu drei Monat Gefängnis verortheilt. Mitte im kaum begonnene segensreiche Wirke am „Volksblatt für Rhein und Main" sollt er nu sei Straf uff der „Mehlwaag" absitze. Jetzt war Holland in Not. — Da awer zum Glück erinnerte merr sich des hoffnungsvolle Redakteurs der „Krebbelzeitung" — Friedrich Stoltze."

Er wohnte jetzt in der alten Klostergass' hoch oben im dritten Stock, wo auch die erste Krebbelzeitung geschrieben worden ist. Hadermanns Bitte, statt seiner das „Volksblatt" als Redakteur zu zeichnen, konnte er nicht abschlagen. Es handelte sich nur um wenige Nummern, für welche das nötige Manuskript schon vorhanden war. Diese Vertretung hat ihm auch an sich keinen Schaden gebracht, aber sie lenkte die Aufmerksamkeit des Offenbacher Landgerichts auf ihn, und der bereits verhaftete Offenbacher Buchdrucker Krähe, der keine Auskunft über die Autoren der ihm eingesandten Manuskripte geben konnte, lenkte den Verdacht auf Stoltze. Trotz der Aufklärung, die dieser auf dem Frankfurter Polizeigericht gab, kam es in Offenbach zu einem Verhaftbefehl gegen ihn, und der Kreisrat Willich daselbst erließ einen Steckbrief: „Der unten näher signalisierte Friedrich Stoltze von Frankfurt a. M. ist im Betretungsfalle sofort zu verhaften und nach Offenbach abzuliefern."

In der „Flucht von Königstein" hat der Dichter erzählt, unter welch drolligen Abenteuern er von diesem im Offenbacher „Woche-, Amts- und Kreisblatt" erlassenen Steckbrief Kenntnis erhielt, als er gerade auf der Vilbeler Höhe hinter der Friedberger Warte mit seinem Freund Aloys Henninger, dem Taunussagen-Dichter, im Begriff war, ins Hessische hineinzuwandern.

„Als ich nach Haus kam un mit lachendem Mund ‚meiner Mary' mei ausgestannene Awendheier verzählt hab, hat se sich ganz verfärbt un is uffgestanne un mit scheinbar sehr dief bewegtem Gemieth der Stuwwedhir enausgegange. Ich habb merr schon Vorwerf driwwer gemacht, daß ich meiner junge Fräa so ohne jed Vorbereidung dieses gefahrvolle Awendheier mitgedhält hätt, als se schon widder ganz freindlich in die Stubb ereikomme is. — „Gelt? Du bist recht erschrocke über meine Erzehlung, arme Mary? Na, sei nur zufrieden! Mich kriegen die Offenbacher nicht! Das Frankfurter Gebiet ist, Gott Lob und Dank, noch groß genug, um drin — spazieren gehen zu können. Passe mal uff, wohin wir all' noch können: Nach Norden zu bis nach Bornheim; nach Westen bis an die Bockenheimer Warte zum Fritz; südöstlich bis nach Niederrad, auf das Forsthaus und in den Frankfurter Wald bis weit über die Unterschweinsteige." — „Da bleibe aber auf der Chaussee!



Friedrich Stoltze.
Redakteur der Krebbelzeitung

Denn im Wald verschlingen sich die Frankfurter Pfade mit den hessischen und nassau'schen oft gar wunderbar." — „Südlich können wir bis aufs Isenburger Chausseehaus zum Rind, östlich auf der linken Mainseite bis Oberrad, ja sogar bis dicht vor Offenbach." — „Da bleib weg!" — „Und auf der rechten Mainseite bis über die Röderhöfe hinaus!" — „Armer Fritz! Dein Vaterland könnt größer sein." — „Thut nichts!" — „Aber Du bist unvorsichtig und ich werde Dich deshalb nicht mehr allein gehen lassen und Dich begleiten." — „Desto lieber", sprach ich, un wollt ewe ‚meiner Mary' e Galanterie sage, als die Stuwwedhir uffgange is un des Dienstmädche Ebbes in Zeidungsbabbier Eingeschlagenes ereibracht. Ich nahm's err ab, un was war's? ‚Ravensteins Karte der Umgegend von Frankfurt' die mei Fräa aus der nahe Jägersche Buch-, Papier- und Landkartenhandlung hat hole lasse. „Du bist doch ein vorsorglich Gemüth!" haw ich ganz gerihrt zu err gesacht.

„Jetz beganne scheene Spaziergäng' à deux in der frankfurter Umgegend, awwer nie ohne Ravenstein's Kaart. Gewissenhafter sin noch niemals Grenzpähl un Markstää, Furche, Gräwe un Seitepad studiert worn als von meiner Fräa . . .

„Wer den Schadde hat, braucht for den Spott nett zu sorje. Wie's emal in Frankfort ruchbar ward — un es ward sehr schnell ruchbar, — daß die Lieb zu meim engere Vatterland so groß bei merr war, daß ich net en Fuß iwwer die Grenz setze konnt, ohne sogleich vom diefste Heimweh ergriffe zu wern, war ääch die Theilnahm der Berjerschaft ewe so allgemää als rihrend. Es hat sich schon friher zwische de Frankforter un mir e gewisses so zu sage kordiales Verhältnis erausgebildt; e Wohlwolle von ihrer Seit un e höchst nadirlich Aahänglichkeit von meiner. Die Frankforter wußte ganz genau, wie se mit meine Gesinnunge gege sie draa warn und daß ich bis uff den letzten Mann mit en steh un falle dhet, un ließe merr deshalb ääch viele poetische und unpoetische Unarte hingeh wie kääm annern. . . ." „Diese rihrende Thäälnahm war besonners stark an scheene Sonndäg, wo die halb Rebublick zu Fuß un zu Wage in die verbotte Umgegend enausgefloge is. — Wo ich mich da, streng im Frankforter Territorium, uff ere Landstraß, odder an eme Eisebahn-Iwwergang mit meiner Fräa hab blicke lasse, is merr aus alle Kutsche, von alle Läätewäge, aus alle Waggon e nor zu herzlich Gelächter un Zurufe verbunne mit Dicherschwenke un Kuß-

händzuwerfe, entgegegetönt: „Stoltze! Solle merr derr en Brief mitnemme?" „Stoltze! Solle merr derr ebbes ausrichte?" „Geh in die Kathrinekerch un bet vor uns heut!" „Solle merr derr e Dutt Ofebacher Pefferniß mitbrenge?"

„Grüßt merr den Kreisrath von Ofebach un sagt em, ich käm nach!" rief ich en zu, awwer net halb so lustig . . ." „Daß ich, dorch all den Spott zu meim Schadde, von Dag zu Dag immer ingrimmiger uff den Kreisrath Willich in Ofebach als den eigentliche Urhewer ward, läßt sich denke. Un wie der Gerechte viel leide muß, so gibt's awwer ääch e ewige Vergeldung iwwer un unner de Gesterne. In demselwe Sommer noch hat den feindliche Kreisrath von Ofebach die Nemesis in Gestalt von eme sommerliche Schneemann, ere „Hyän" un ere „Große Unbekannte" erreicht. Nachdem nämlich, wahrscheinlich dorch e Verwechselung der gedruckte Sommer- un Winterformular, im Ofebacher Amtsblatt vom August 1853 die dortig Einwohnerschaft uffgefordert ward, des Eis un den Schnee aus de Gasse fortschaffe zu lasse, ward korz druff hart an der Ofebacher Grenz im Frankforter Wald e Hyän entdeckt und dem Herr Kreisrath zu Anzeig gebracht; un gleich darnach kam an em scheene Dag die „Große Unbekannte" als e weiblicher Kaspar Hauser nach Ofebach. Deß alles awwer war nadirlich, um en Frankforter Ausdruck zu gebrauche, e Fresse vor meim Vatter sein Soh. „He? Kreisrath, haw' ich dich?" So lang is merr noch nie die Zeit worn bis zur nächste Krebbelzeidungs-Saison. Endlich kam der Janewar, die Fassenachtszeit, un friher und pinktlicher als sonst gewehnlich kam die ehrscht Nummer von der „Krebbelzeidung" un in dere „Die große Unbekannte." . . Frankfort, Offebach, Hanau un Mainz, die ganz Umgegend uff acht Stunn im Umkreis gerieth in e ganz ungemää Heiterkeit, un der Kreisrath von Ofebach ward sehr verstimmt. Wo er sich blicke ließ, zog Jedermann sei „Krebbelzeitung" aus dem Sack un fing zu lese aa. — Moralisch gehowe dorch so en bedeitende Erfolg meiner „Große Unbekannte", äách pekuniär nicht unerheblich gestärkt, un vor allem im Vollgefihl der Sicherheit innerhalb meiner frankforter Grenzpähl, erhob ich des bereits sehr „gefürchtete Haupt im Staate" immer kecker, un e Hang zum Muthwille, der merr leider aageborn zu sei scheint, brach mer jetzt gegen den unglückliche Ofebächer Kreisrath so zu sage aus alle Knopplöcher eraus. . . Anstatts mich mit der

„Große Unbekannte“ zu begnige, haw ich in de nächste Nummern der „Krebbelzeidung“ mein förmliche Uhz mit dem Ofebächer Kreisrath getriwwe. So zum Beispiel mit der

Unterredung an der Grenze.

Kreisrat.

Friedericus, komm zu mir,
Schöne Sachen zeig ich Dir!
Hast Du Offenbach gesehn?
Offenbach ist wunderschön!

Friedericus.

Kommt mir gar nicht in den Sinn,
Bis ich einmal Consul bin,
Consul von Amerika.
Ha, ha, ha, ha, ha, ha, haa!

Kreisrat.

Komm', Du kriegst auch Leckerbiss',
Knoblauchswurst und Pfeffernüss',
Und Du hast dabei die Wahl;
Ach, besuch mich doch einmal!

Friedericus.

Kommt mir gar nicht in den Sinn
2c., 2c. —
— — — — — — —

Kreisrat.

Das Theater hier zu Land
Weit und breit ist es bekannt;
Komm! Du amüsierest Dich!
Für den Sperrsitz sorge ich.

Friedericus.

Kommt mir gar nicht in den Sinn
Bis ich einmal Consul bin,
Consul von Amerika.
Ha, ha, ha, ha, ha, ha, haa!
Frankfurt ist mein A und O,
Nur in Frankfurt bin ich froh!
Frankfurt ist mein A und Zett,
Lebe wohl! Du kriehst mich net!“

Hatte somit Stoltze damals sein Mütchen an dem Kreisrat in Offenbach hinlänglich gekühlt, so hat er dafür volle sechs Jahre lang keinen Schritt über das Frankfurter Gebiet hinaus tun können, denn zwischen dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt, dem Herzogtum Nassau und dem Kur-

fürstentum Hessen-Kassel bestanden Auslieferungsverträge. Wenn aber Hadermann an diesem Schicksal einige Mitschuld trug, so hat er es vorzüglich verstanden, es nach besten Kräften zu mildern. Er besaß mit seiner Familie ein einfaches, aber herrlich gelegenes Gartenhaus auf dem Röderberg. Er vermietete es an Stoltze zu billigem Preis und dieser konnte mit Frau und Kindern aus der düsteren Klostergasse ins Freie ziehen.

„E urgemüthlicher Häusi, nach Norde zu in hohe dunkle Danne, nach Ost un West in Obstbääm versteckt un nach Sonn un Süde zu weit enaus offe, kann gar net gedacht wern. Vom owere Gaarte aus, der mit lauter Prachtexemplar von Mirabelle-, Quetsche- und Rinclaubääm, mit Jasmin-, Rose- und Nägelches-büsch beplanzt, mit grine sonnige Rasesticke, schattige Buchsgäng un Gaisblatt-Lauwe un bunte Blumebeete geschmickt war, sah merr iwer die Wipfel vom unnern Gaarte eweck, iwer Kornfelder un Wisse. Aus der Landschaft eraus sah merr awer den vatterlännische Strom blitze; dann weiter die Sachsenhäuser un Owerräder Gärtnerei, den Mühlberg mit seine prächtige Gaartehäuser, unn derrhinner die Obstwälder un Wingerte vom Sachsehäuserberg und noch weiter enuff den Frankforter Wald. Nach Weste zu sah merr e Stick von Sachsehause und nach Oste zu lage die Röderhöf mit ihre rothe Zichel-dächer, und des Röder-Dannewäldche odder Dohlewäldche, wies die Frankforter nenne, hob sich malerisch aus de grine Saatfelder eraus. Ebbes seitwärts zoge sich die Berger Höhe hin un owe druff lag imweraus malerisch das Städtche Bergen. Weiter nach Oste enaus sah merr iwer Felder und Wälder, Dörfer un Weiler bis nach Hanau, un weit derrhinner howe sich die lange blaue Gebirgszüg vom Odewald un Spessart. Unserm trauliche Häusi beinah gegeiwer lag am jenseitige Ufer vom Mää die Gerwermihl un der Wasserhof in hohe grine Pappele, un dahinner Owerrad. Un e Bissi weiter enuff — des verbottene Osebach; nor zu deutlich un klar, um mich alle Däg un jeden Morjend beim ehrschte Blick aus meine Fenster an meine Sinde zu erinnern. Leider war die Gegend zu paradiesisch, um Gedanke an's wohlverdiente Fegfeuer in merr uffkomme zu lasse. — Der ganze Röderberg war in e äänzig Blithe- und Duftwolk gehillt, als ich, poetischer Weis, grad an dem ehrschte Mai mit „meiner Frää Mary“ uff den Röderberg zog, aus der Prosa in die Idylle. — Un wie lauschig

still war's hier owe! merr hätt die Schmetterling flattern hörn könne. Sogar unser Kinnercher krische net mehr, sonnern spielte ganz geschickt mit ihre Schippercher im Sand, odder saße im Gras wie die Häsercher, odder sie brockte for die Libelle, die aus dem nahe Merterbruch scharnweis zu uns eruff gegaukelt kame un die se wege ihre silwerne Flichelcher ganz besonnersch in ihr Herz geschlosse hatte, Milch un Zwieback in die Tulipane."

„Es strahlt die Welt! Aus tausend Bächen
Stürzt aus der Sonne Licht darauf!
O Fülle Glanz! Die Knospen brechen
Zu Kelchen und Pokalen auf.
Die Wespen eilen her als Zecher
Zu Blum' und Blüte weit und breit
Und schwingen froh die Blumenbecher,
Ein „Hoch!" der schönen Frühlingszeit."

Dort draußen auf dem Röderberg hat Stoltze bis in den November 1859 gehaust und eine Reihe seiner glücklichsten Jahre verbracht. Hier konnte er sich mit Behagen der Erfolge seiner Krebbelzeitung erfreuen und dabei seine allmählich sehr verzweigten geselligen Beziehungen nach Bedarf einschränken; an seinen Stammtischen im „Neuen Bürgerverein", im „Wasserkolleg", im „Sachsenhäuser Bürgerverein" durfte er sich freilich nicht allzulange vermissen lassen! Stoltze war ein leidenschaftlicher Naturfreund; jetzt wurde er Blumenzüchter und zugleich bildete sich in ihm jene Vorliebe für das Halten schöner und seltener Tauben aus, die er bis an sein Ende behielt. Sein Sohn Adolf, der weiter bei der in die Breitegasse gezogenen Großmutter wohnte, aber oft hinaus zu seinen kleinen Stiefgeschwistern auf den Röderberg kam, hat in seinen „Erinnerunge" erzählt: „De Dauwe konnt er stunnelang zugucke, wann se sich in der Luft getummelt hawwe, un ääner der glicklichste Däg seines Lewens war, wie em e greßer Zahl Edeldauwe, dorch em Zichter in Hanau testamentarisch zugefalle sin. Leider hat des Vergniege net lang gewährt, dann e Marder, der vom Dach aus in den Schlag eigebroche war, hat se jämmerlich abgemorkst." An Besuch fehlte es dem liebenswürdigen, für Spaß so verständnisvollen Krebbelzeitungsmann nie. Adolf Stoltze erzählt: „Schon frieh morjens erschien Nikolaus Hadermann, um nach de Maulbeerplandage, die er for sei Seiderauwezucht aagelegt hat, ze gucke, un dann meim Vatter enn Verschteabzug vom nächste „Volksfreund" vorzulese, odder enn in e Gespreech iwwer

lokale un politische Aagelegenheite zu verstricke. Der Nachmiddag bracht immer Gäst. Da kam mindestens jed Woch emal der Herr Rosenthal, der speter an der Grindung der Frankforter Zeitung beteiligt war, Franz Fabricius, der unerschepfliche Anekdodeverzehler, Heinrich Neeb, der alle Aägeblick e anner kinstlerisch Aaliege gehatt hat, Eduard Fay, der Wertt vom Wasserkolleg, in dem nie Wasser getrunke is warn, Aloys Henninger, der Taunide, Ernst Schalck, der spätere Illustrator der Latern, Dokter Simon Maas, der Verteidiger vor dem ehrschte Frankforter Schwurgericht, Georg Listmann, der Herausgewwer des Frankforter Sagebuchs, der Weinhennler Peter Schmölder un noch e Meng annern Leut, vor allen awwer der alte Baron Mayer Amschel v. Rothschild."

Dieser letztere richtete gern seine kurzen Spazierfahrten in die Gegend des Röderbergs. Die Aussicht von der Gartenterrasse des Dichterheims fand er über die Maßen schön. Oft setzte er sich dorthin und machte seine Späße mit dem Dichter. „Ihr wohnt werklich im e Paradies, Stoltze — glicklich, wer das so hawwe kann." — „No", erwiderte der Dichter, „Sie kenne doch alles hawwe." — „Sin Se merr still von alles, in mei Jahre! Soll ich hier e Park aalege, in der ich nicht mehr spaziere kann? Nei, Stoltze, da genieß ich besser bei Sie derr Landschaft." — „Dhun Se's nur recht oft un noch recht lang." — „Ich will's probirn", gab gutgelaunt der Baron zurück, „awwer mei Ehrewort kann ich nicht drauf gewwe." Beim Abschied, so erzählt uns Stoltzes Sohn, reichte er dem Vater die Hand und sagte: „Stoltze, der Gaarte muß euer wern, ich will nicht so oft umsunst hier gesesse hawwe. Wann Se zu merr uff der Zeil komme, redde merr driwwer, awwer fange Sie davo aa, ich vergeß es bei meim Alter." Doch der Dichter stellte sich nicht im Bureau auf der Zeil ein. Am 6. Dezember 1855 starb der menschenfreundliche Krösus. Zu seinen Neffen und Erben Mayer Karl und Willy trat Stoltze in keine Beziehung.

Daß damals in Frankfurt sich Bismarck zu dem großen Staatsmann entwickelte, der den gordischen Knoten der deutschen Zwietracht zum Heil eines starken deutschen Staatsgefüges lösen sollte, konnte Stoltze nicht ahnen. Er mußte weiter in ihm den geschwornen Feind seiner eigenen politischen Ideale sehen; hätte er ahnen können, wie sehr sich der Liebling des

Prinzen von Preußen in seinem Denken über Legitimität u. s. w. den liberalen Anschauungen näherte, hätte er lesen können, wie liebevoll der „pommersche Junker“ über die Reize des Frankfurter Stadtwalds und die Lage seiner Villa in der Bockenheimer Landstraße von seinen diplomatischen Reisen aus schrieb, hätte er das gemütliche Familienleben kennen gelernt, das sich am innigsten mit dem des gut „borjerlichen“ Malers Jakob Becker verflocht, dessen Frau eine Schwester des rheinischen Dichters Wolfgang Müller von Königswinter war, sein Urteil würde sich gewiß gemildert haben. Daß dem scharfen Auge Bismarcks die Beliebtheit der „Krebbelzeitung“ nicht entging und sich sein starker Sinn für Humor auch diesem Frankforterischen Genre gelegentlich erschlossen haben wird, ist ebenfalls anzunehmen. Stoltze hielt sich vom Leben und Treiben der Bundestagsgesandten dauernd fern. Ebenso pflegte er keine Beziehung zu der eigentlichen literarischen Welt Frankfurts, aus der sich damals die Wochenschrift „Das Frankfurter Museum“ unter der Leitung von Th. Creizenach und Otto Müller Achtung gebietend erhob.

Ganz unliterarisch war auch die Beziehung, in die unser Dichter auf seinem Tuskulum zu dem berühmten Philosophen Arthur Schopenhauer geriet, dem seit dem Cholerajahr 1832 Frankfurt zur zweiten Heimat geworden war. Der menschenfeindliche Pessimist, dessen Philosophie gerade damals nach dem Erscheinen der geistreichen „Parerga“ viel in den Zeitungen von sich reden zu machen begann, pflegte bei schönem Wetter den regelmäßigen Verdauungs-Spaziergang „um die Tore“ (vergl. die Schopenhauer-Biographie des Frankfurters Wilhelm Gwinner) über den Röderberg auszudehnen. Der Pudel „Mensch“ begleitete ihn stets, sobald er seine Wohnung an der „Schönen Aussicht“ verließ, und dieser sehr verzogene Pudel war es, der auch eine besondere Vorliebe für den Garten Stoltzes bezeugte. Für ihn wirkte der Hund des Dichters „Porculus“ als Magnet und infolgedessen hatte Stoltze wiederholt Gelegenheit, die Grobheit des grimmen Weltverächters persönlich kennen zu lernen, wie er uns das so hübsch in seinen „Erinnerungen an Arthur Schopenhauer“ (G. W. Bd. 5) erzählt hat. Dort ist auch zu lesen, wie er den größten Schimpfvirtuosen unter den Philosophen darüber aufklären konnte, was die Sachsenhäuser unter einem „Siebensortenflegel“ verstehen. Die Einführung

des neuen Preßgesetzes gab ihm in jener Zeit Veranlassung, sich in der Krebbelzeitung über das Schicksal der Frankfurter auszulassen, denen die „gidig Natur e boddemlos Fundgrub von beesardige Redensarten zu Gebote gestellt hat". Das humoristische Zusammentreffen, daß das neue Preßgesetz gerade in Kraft trat, als endlich das Denkmal für die Erfindung der Buchdruckerkunst auf dem Roßmarkt seiner Enthüllung entgegenging, gab ihm den Anlaß dazu. Er erklärte damals auch scherzhaft, warum die drei erzenen Männer Gutenberg, Fust und Schöffer sämtlich ihre Augen auf den „Englischen Hof" gegenüber dem Denkmal gerichtet hielten. Sie

„denke dobei allerhand,
Und wünsche sich drei Pässe
Nach dir, du freies Engelland,
Mit deiner freien Presse."

Freilich nicht immer entsprach der Humor, den Stoltze in den Krebbelzeitungen jener Jahre erstrahlen ließ, der Stimmung seines Herzens. Im Winter 1854 erkrankte ihm sein kleines Christianchen, und weder die Kunst des Hausarztes Dr. Schwarzschild, noch die des ersten Kinderarztes der Stadt, des S. 41 schon genannten Hofrats Stiebel, vermochten es zu retten. Wie ihn dieser Schlag ans Herz griff, hat uns der Dichter mit rührenden Worten in der „Flucht von Königstein" selbst erzählt. „Grad uff den Weihnachtsawend starb unser Bübche. Es lag im Sarg, un im Neweſtibbche stannen sei Brüderche und Schwesterche betriebt an ihrm Christbäämche. Am zweite Feierdagmorjend bin ich im diefe Schnee hinner der schwarze Leichekutsch enaus uff den Friedhof gedaumelt. Mei alter Jugendfreund dorch Glück un Leid, mei Freund Fabricius, hat mich fest am Aarm gehat. — Ach, es war nötig."

„Ein Bübchen liegt in diesem Räumchen,
Auf Weihnacht starb's, der heil'gen Nacht;
Es hat ihm, statt dem Tannenbäumchen,
Christkindlein einen Sarg gebracht.

Und bei dem Tönen heller Glöckchen,
Was jedes Herz so froh bewegt,
Hab' ich's mit seinen goldnen Löckchen
In seinen kleinen Sarg gelegt.

Da lag es nun, mein kleines Bübchen,
Und von dem hellen Weihnachtsschein,
Da drang kein Strahl in unser Stübchen
Und keiner in mein Herz hinein."

Aber auch ein anderer hat über diese düstre Weihnachtsfeier berichtet. Der Maler Unger, den wir als Freund Stoltzes in Keilhau-Blankenburg kennen lernten, hatte in Frankfurt gerade Station gemacht, um nach langer Trennungszeit den Freund zu besuchen. Was er erlebte, erschütterte ihn so, daß er die Eindrücke niederschrieb; am 5. Januar 1855 erschien im „Frankfurter Anzeiger“ diese Niederschrift unter dem Titel „Auch ein Weihnachtsabend“, mit „U“ gezeichnet.

„Auf dem Weihnachtsabend nun,“ heißt es darin, „war ich in Frankfurt angekommen. Im Gasthofe abgestiegen, war es mein erstes Geschäft, mich nach der Wohnung meines Freundes zu erkundigen. Das war unschwer zu erfahren; als Lyriker und Schriftsteller war er der Träger eines bekannten Namens und der Lohndiener bezeichnete mir sogleich seine Wohnung. Da er jedoch wohl eine halbe Stunde weit draußen vor der Stadt wohnte, nahm ich den Lohndiener mit und nachdem ich mich zuerst bei einem Konditor mit Näschereien für die Kinder versorgt hatte, fuhren wir hinaus zu meinem Freunde. Wir hielten vor einem einsam gelegenen Hause. Die Nacht war finster und stürmisch und die hohen Bäume am Eingange rauschten unheimlich. Drinnen aber schien die Weihnachtsfreude eingekehrt zu sein, denn durch die Jalousieläden drang heller Lichtschein. Gartentor und Haustüre standen weit auf und auffallend war mir die tiefe Stille, die im ganzen Hause herrschte. Ich klopfte an einer Türe, aber niemand rief: Herein; ich klopfte abermals und zum dritten Male, dasselbe Schweigen. Ich öffnete nun die Türe und trat in ein geräumiges Zimmer, in dem aber kein Licht brannte; die Türen der beiden Nebenzimmer, die erleuchtet waren, standen jedoch auf. Ich wandte mich dahin, wo es am hellsten war und trat unter die Türe. Da bot sich meinen Augen ein Anblick dar, so unendlich rührend und ergreifend, daß sich die Freude des Wiedersehens, die ich mir so schön ausgemalt hatte, in die bitterste Wehmut verwandelte. In einem Halbkreis von hohen Blumenbäumen und unter einem Baldachin von blühenden Hängepflanzen stand auf einer Blumenterrasse ein kleiner — Sarg und in dem Sarg lag ein Kind, drei bis vier Jahre alt und schön wie ein schlafender Engel. In seinen blonden Löckchen trug es einen Kranz von Myrten, Rosen und Veilchen, auf dem Herzen ruhte ein Sträußchen und, was mich tief bewegte, in den gefalteten Händchen hielt es ein

winziges Christgärtchen. Der Sarg schien nicht zu stehen, sondern auf den Kelchen der Blumen zu schweben und zu ihm hinauf kletterten von Aloës prächtige Schlingpflanzen, strebten aus Vasen und Pokalen Blumensträuße, aus denen sich wieder Kerzen erhoben, während die hohen Blumenbäume ihre Wipfel zum Kinde niederneigten und Kränze und Girlanden von der Decke niederhingen. Das Ganze war so sinnig, so reich und so duftig als hätte es ein Traum aus Tausendundeiner Nacht hingehaucht. Schöner, sinniger hat noch nie ein Kind im Sarge gelegen. Im Arm hielt es eine Puppe und auf dem Rand des Sarges standen Pferdchen, Schäfchen und all die Siebensachen, die Kinderherzchen glücklich machen. Zu Häupten des Kindes stand aber einer, den ich kannte, den ich lieb habe, und weinte bitterlich. Er beugte sich über das Kind, bedeckte Stirne, Mund und Händchen mit Küssen, strich ihm die Locken aus dem Gesichte und riefs mit den zärtlichsten Namen. Was mochte in dieser Brust von so tiefer Empfindung vorgehen! Er hatte an diesem Kinde nicht mit Liebe, er hatte mit Inbrunst an ihm gehangen, und heute war Weihnachten, das selige, fröhliche Kinderfest! — Er hatte mich nicht bemerkt und ich war dessen froh; ich schlich mich tief erschüttert weg; so wollte ich ihn nicht wiedersehen. — Dem Freunde aber sollen diese Zeilen sagen, daß ich dagewesen bin."

Stoltze war aber auch selbst oft von Krankheit heimgesucht. Jenes Herzleiden, das ihm der Typhus zurückließ, hatte er nie ganz verwunden; unter der Sorge, die er immer davor haben mußte, aus Unbedacht in die Hände darm- oder kurhessischer Gensdarmen zu geraten, hatte eine neurasthenische Verstimmung sich zur sogenannten „Platzscheu" entwickelt, so daß er ohne Begleitung es nicht über sich vermochte, einen Platz zu überschreiten. Jetzt mußte der Arzt eine ernstliche Herzerweiterung konstatieren. Der Sohn des Hofrat Stiebel, Dr. Fritz Stiebel, verstand es zum Glück ausgezeichnet, die sich gleichzeitig einstellende Hypochondrie zu bekämpfen. Er war selbst Humorist und hatte für das „Frankforterische" in Stoltzes Humor das feinste Verständnis. Da er als Stellvertreter und Helfer des Vaters in allen Bevölkerungskreisen „herumkam", wußte er dem Patienten stets viel zu erzählen, und so mancher „gute Stoff" ist dem Dichter auf diese Weise von seinem neuen Hausarzt zugetragen worden. Übrigens wechselten in Stoltzes Be-

finden die melancholischen Stimmungen mit solchen der Gehobenheit, und in diesen konnte sein Humor immer wieder ein Lebensbehagen ausströmen, als sei der Dichter gesünder als alle Gesunden.

Reichlich kam der Sachsenhäuser Humor in den damaligen Krebbelzeitungen zur Geltung. Der „Offene Brief an Herrn Petsch, Äpfelweinhändler in Berlin“ erschien 1856, der andere an den türkischen Sultan über die Verwandtschaft des „Derkischen“ mit dem Sachsenhäuserischen und die beste Art, den Appelwei zu trinken, 1857. Wie eng im Wesen des Sachsenhäusers die Gutherzigkeit mit der Grobheit verschwistert ist, bezeugte die Anekdote: „Gestolpert“. Da wird erzählt, wie Aaner von Frankfort in der Sachsehäuser Gärdnerei spatziern gange is. Un wie err die Quetschebaam in stiller Naturbegeisterung betrachtet hat,

„is er iwwern Krautdarschte gestolwert un weer derr beinah hingefalle. Un wie err so gestolpert is, heert err uff amol Aan hinner sich sage: No, dumm Oos! Un wie err sich erumgedreht hat, hat Aaner met Hemsärmel un ere Butt uffem Buckel vor em gestanne. Aar hett sich schie weh dau kenne! — Odder, zem Deiwel zu, wann ich merr aach weh gedahn hätt, so hätt ich merr mir weh gedah, verstehn Se mich? Sie! — Guck e mol aa! No wann Aar nor hingefalle weer un hätt e Baa gebroche, wer hätt en dann haame trage misse als ich?“

Lustige Harmlosigkeiten dieser Art machten die Krebbelzeitung immer mehr auch in jenen Kreisen beliebt, wo man sich nach den Enttäuschungen des Jahres 1848 von der Politik mehr oder weniger zurückhielt. Eine solche Dichtung, „Das Gänsi“, war es, die dem Dr. Heinrich Hoffmann zu Weihnachten 1856 die Idee zu einer liebenswürdigen Aussprache seiner Sympathie für den Dichter eingab, dem er nun schon so viel heitere Stunden zu danken hatte. „Das Gänsi“ schildert die lustige Spitzbüberei eines armen Schelms, der sein mageres Gänschen seinem wohlhabenden Nachbar, einem Schneider, zulaufen läßt, es aber, als es schön fett herangemästet ist, von diesem als sein Eigentum reklamiert. Dr. Hoffmann, der Gründer des „alten Bürgervereins“, war in gewissem Sinn ein politischer Gegner Stoltzes, ein „Gothaer“. Das focht ihn aber nicht an, und er fand unter seinen näheren Bekannten schnell Dreißig, die sich an der geplanten Übersendung eines fetten „Gänsi“ mit einem Dutzend Flaschen Hochheimer Auslese samt dem von Hoffmann verfaßten Scherzgedicht beteiligten. Das Gedicht trug die Überschrift „Dem borjerlichen Dichter und

Nikelose- und Krebbelzeitungsschreiber, Herrn Friedrich Stoltze". Der Anfang war eine ebenso humorvolle wie rückhaltlose Huldigung:

„Es wechst in Frankforts Gärtnerei
Kän Lorbeer, dich ze schmicke;
Unn uff 'm Roßmarkt steh'n schon drei;
Ihr deht eich owe dricke.

Mit Dichterkranz un Monement
Is, gucks de, nix ze mache;
Unn vor'n Lewend'ge sinn am End
Des aach kän rechte Sache.

Du giebst de annern Leit ihr Fett,
Un henkst en an e Schwänzi;
Jetzt kriehst des aach; do wern mer wett:
Mer schicke dir e Gänsi.

Mer hätte's in Loschi un Mast
Gern gewwe erscht dem Schneider,
Doch hawwe mer die Zeit verbaßt,
So geht's uns, Deitsche, leider! . . ."

Der Schluß lautete:

„Dicht' weiter! Sag', wos recht un wohr!
Sei lustig, unn sei fleißig!
Mer rufe der noch: Prost Neijohr!
Mer sein er Unser dreißig

ergebenste
Nikelose- unn Krebbel-
Zeitungs-Abonnente."

Stoltze nahm die Gabe auf, wie sie geboten war. Die nächste Krebbelzeitung brachte das Gedicht der „dreißig unbekannten Wohltäter" mit einem poetischen Dank, der für jeden Witz der Spender eine schelmische Antwort hatte. Es blieb ihm wohl nicht unbekannt, wer der Anstifter der Überraschung war und daß die Gabe aus den Kreisen des „alten Bürgervereins", also der „Gothaer", stammte. Stoltzes Freunde im „Neuen Bürgerverein" wollten sich aber nicht ausstechen lassen. Und als die nächste Fastnacht herankam, sandten sie ihm eine Mahne voll Krebbel mit dem dazu gehörigen Sekt. Das humoristische Begleitgedicht war hochdeutsch und neckte den Dichter, daß er als Familienvater im Produzieren fleißiger denn als Schriftsteller sei. Der Verfasser war Albrecht Vogtherr, der spätere Generaldirektor der „Providentia", damals noch Direktor der Frankfurter Aktiengesellschaft für Rhein- und Mainschiffahrt. Neben Habermann und Reinganum gehörte er

mit Jul. Friedleben, Siegm. Müller, Frdr. Textor und Ludwig Supf zu den Führern der neuerstarkten demokratischen Partei, die im Herbst 1856 zum ersten Mal wieder seit der gewaltsamen Auflösung der „Konstituante" an den Wahlen zum Gesetzgebenden Körper teilnahm und zwar auf Grund eines Wahlbündnisses mit den „Gothaern". Den Anlaß dazu bildete die Verfassungsreform, welche die Trennung der Justiz von der Verwaltung in der Freien Stadt Frankfurt durchführte.

Die Herrschaft des „schwarzen Körpers", der als gefügiges Werkzeug des Bundestags die liberalen Gesetze aus dem Jahr 1848 unterdrückt hatte, war nicht von Dauer gewesen. Seit 1853 herrschte im Gesetzgebenden Körper die „gothaische" Partei, deren Führer im Bundestag die Protektion Bismarcks genossen, obgleich die Gothaer in Preußen selbst noch unterdrückt und verfolgt wurden. Während die Frankfurter Demokraten den durch die Reaktion im Römer geschaffenen Zustand als ungesetzlich erklärten und jede Kapitulation versagten, betrieben die Gothaer eine Kompromißpolitik, die zwischen liberalen Vorstößen und reaktionären Zugeständnissen wechselte, wie sie denn auch das reaktionäre Preßgesetz mit der Justizreform verkoppelt hatten. Von 1854 bis 1859 wechselten J. G. Neuburg und E. L. Harnier im Amte des älteren Bürgermeisters ab; 1857 war Syndicus Harnier, der die Freie Stadt auch im Bundestag vertrat, älterer, C. V. Fellner jüngerer Bürgermeister. Dieser letztere hatte die preußenfreundliche Politik des Senats während der langen Verhandlungen zur Wiederherstellung des deutschen Zollvereins ohne Österreich als Bevollmächtigter zu vertreten.

Durch das organische Gesetz vom 16. September 1856 wurde die gesamte Justizpflege auf eigene Füße gestellt. Das Appellationsgericht und das Stadtgericht, bis zum Schlusse des Jahres 1856 mit Rechtsgelehrten der 1. und 2. Ratsbank beschickt, wurde mit Räten besetzt, die, lediglich im Richteramt stehend, aus der Wahl des Senats und des Gesetzgebenden Körpers hervorgegangen waren. Die neuen Justizbehörden fanden in dem Sarasinschen Hause auf dem Großen Kornmarkt Unterkunft. Das Gerichtsverfahren, schon bisher in Zivilsachen öffentlich und mündlich, ward dies nunmehr auch in Strafsachen. In schweren Strafsachen urteilten die Schwurgerichte. Die Zahl der Mitglieder des Senats war gleichzeitig von 42 auf 21 beschränkt worden. Die Mitgliedschaft des Senates am Gesetz-

gebenden Körper hatte aufgehört; das letztere hatte nur noch 88 statt 96 Mitglieder und zwar 57 aus den Stadtbürgern, 11 aus den Ortsbürgern und 20 aus der Ständigen Bürgerrepräsentation. Bei der Wahl zum Gesetzgebenden Körper im Oktober 1856 erlangten die Gothaer die bisherige Majorität wieder; als schwerer Fehler erwies es sich aber, daß sie bei der nunmehr erfolgenden Besetzung der neuen Richterstellen sehr einseitig die Mitglieder ihrer Partei bevorzugten. So wurden die Parteiführer aus dem Jahr 1848, die Advokaten Binding, Kugler und H. Mumm mit solchen Stellen bedacht. Jucho, jetzt auch Gothaer, kam in den Bürgerausschuß. Die Aufbesserung der Senatorengehälter in einer Zeit, die große Ansprüche an den Stadtsäckel stellte, forderte erst recht die Kritik weiterer Kreise heraus. Der Beschluß, das städtische Mainufer umzubauen, zum Zweck der Herstellung der Verbindungsbahn zwischen dem Hanauer Bahnhof, dem Zollhof und dem westlichen Bahnhof vor dem neuerbauten Taunustor, weckte gleichfalls vielen Widerspruch. Ein Anlehen von 3 Millionen war über alledem nötig geworden. Und so geschah es, daß im Jahre 1857 der „gothaische Körper" völlig abwirtschaftete. Die Neuwahlen brachten in der Gesetzgebenden Versammlung die Demokraten wieder ans Ruder.

Die „Frankfurter Chronik" für das Jahr 1857, die Dr. Friedrich Lucä im Jahre darauf (Frankfurt, F. Boselli) herausgab, schließt die Besprechung der Niederlage der Gothaer mit der Bemerkung: „Freilich wohl mögen auch persönliche Verhältnisse dabei mitgewirkt, namentlich der in letzter Zeit ganz besonders hervortretende redselige Übermut souveräner Unfehlbarkeit eines Teils ihrer Führer, der sich in und außer den Sitzungen geltend machte, und in allen möglichen Gesellschaften und Vereinen das große Wort führte, als Hebel mitgedient haben, des gängelnden Joches einer in vielen Dingen sonst nicht unverdienten „Klique" satt zu werden."

An dem Wahlkampfe von 1857 hatte sich Stoltze in einer Extrabeilage zum „Volksfreund" beteiligt, die den Titel „Der Frankfurter Addler auf der Mehlwag" führte. „Guckt derr", redete er darin die „Gothaer" an, „ihr meegt ganz liewe und charmante Leute sei, merr hawe nix dergege, odder ihr seid uns zu dheier, viel ze dheier!" Eine Wiederwahl der „Gothaer", spottete er, würde den Frankforter Addler noch auf die „Mehlwag", das Schuldgefängnis, bringen. Damals erschien am

Kopfe der „Krebbelzeitung" an Stelle des Harlekins mit der Pritsche der Frankfurter Adler, der den Kopf kräftig aus der Hülle einer Narrenkappe erhebt. Der Inhalt des Blattes nahm hinfort lebhaft an den politischen Angelegenheiten Frankfurts Teil. Die „Verbindungsbahn", vom Volksmund „Wasserrattenbahn" genannt, war ein sehr ergiebiges Thema. Stoltze gewann ihm aber auch eines seiner schönsten lyrischen Dialektgedichte ab; denn der Umbau des Mainufers, den die 1858 eröffnete Verbindungsbahn nötig machte, bewirkte die Beseitigung des sogenannten Kleinen Mains und hatte die Herstellung der schönen Kaianlagen durch die Gärtner Rinz und Weber zur Folge, die Stoltzes Gedicht „Der kleine Main" verherrlicht.

„Kää Kindche is so schee begrawe,
So lieb als wie der klääne Mää,
Kää Ferschtesoh, kää Edelknawe,
Un wär ihr Grab von Marmelstää.

Der edelst Rase dhut en decke,
Der zärtst un duftigst Roseflor,
Des feinst Gehölz, die grienste Hecke,
Des schlankste, schwankste Blumerohr...

Des steile Ufer, dem sei Ränder
So oft bespielt der klääne Mää,
Es blieht bis owe an's Geländer,
Un Rose wachse aus de Stää.

Un wo merr mit der Angel saße
Als Bub im Nache manchen Dag,
Da läässe jetz uff grinem Rase
De Schmetterling die Kinner nach.

Sie spiele uff deselwe Stelle
Im Sand, un wo ihr Händche wihlt,
Da hawwe in de grine Welle
Emal die Fischercher gespielt.

Un wo äänst Schiff an Schiff gelege,
Im Winterhalt e Mastewald,
Fahr'n jetz der Eisebah ihr Wäge
Un is e Sommeruffenthalt.

Bei so em Sommerdag, em schwile,
Wie dhut ääm hie e Schatte gut!
Doch Niemand denkt, daß da im Kihle
Dem Vatter Mää sei Söhnche ruht ...."

Im Jahre 1858 stellte der Dichter den Hauptinhalt der bisherigen Nummern seines Blattes in dem Lieferungswerk „Gedichte un Geschichte eines Frankfurters" (Verlag der Kreppelzeitung) zusammen.

So kam das Schillerjahr 1859 heran, das im Anfang für ganz Deutschland ein Jahr des Kriegs zu werden drohte. Österreich, jetzt mit Rußland in Folge des Krimkriegs verfeindet, mußte zu den Waffen greifen, um dem feindseligen Bündnis von Louis Napoleon und Victor Emanuel gegenüber seine italienischen Provinzen zu verteidigen. Vergeblich bemühte es sich in Frankfurt und Berlin, das übrige Deutschland sofort auf seine Seite zu bringen. Mit Erfolg vertrat Bismarck als Ratgeber des Prinzen Wilhelm, der jetzt an Stelle des schwer erkrankten Bruders in Preußen die Regentschaft führte, seine Überzeugung, daß Österreichs auswärtiger Besitz keine deutsche Angelegenheit sei. Schon hatte er den diplomatischen Krieg mit Österreich begonnen, der den verderblichen Ansprüchen des Erzhauses auf die Hegemonie in Deutschland ein Ende machen sollte, aber zugleich sich durch sein scheinbares Fraternisieren mit Frankreich um das Vertrauen fast aller nationalgesinnten Deutschen gebracht! Das liberale Deutschland wollte, Preußen solle am Rhein die Interessen Österreichs am Po verteidigen helfen; daß sich der Prinzregent nur zögernd zum Rüsten verstand, weckte in Süddeutschland lauten Widerspruch. Damals fand Stoltze als Erster jenen volkstümlichen Ton für die Abwehr der Anmaßungen Napoleons, der später in der Kriegslyrik von 1870 so starke Erfolge erzielte. Noch im April, kurz nach der Abberufung Bismarcks, der als Gesandter nach St. Petersburg ging, brachte die Krebbelzeitung die trutzigen Strophen „An den Moniteur“:

„Der Musje Moniteer
Meent Wunner was er weer!
Der meent, der gallisch Gickel,
Kräht der en Drohartikel,
So zittert Land und Meer.
Oho! Herr Moniteer!

Am End da glaabst de, gelt?
La France, deß weer die Welt?
Un alle annern Lumpe?
Die kennt merr nur so stumpe,
Wie's dem Musje gefällt?
Deß glaabst de, Berschi, gelt?

Deß glaabst de, Berschi, gelt?
La France, deß wer die Welt?
Komm' nor zu uns eriwwer,
Merr weern dich uffklärn driwwer,
Wie sich die Sach' verhält!
Nach *mir* sein uff der Welt!

Nach *mir* sein uff der Welt!
Vom Rhein bis an de Belt!
Vom Sund bis an die Alwe!
O Deitschland allenthalwe
E aanig Volk gesellt!
Nach *mir* sein uff der Welt!

„Enaus mit Österreich!“
Gew' Acht, es lääft derr gleich!
Un läßt sich annerscht baafe,
Un mir, mir helfem laafe,
Merr helfem laafe feig!
Schwätz so kaa olwern Zeig!

„Zur Lombardei enaus!“
Da, Freindche, werd nix draus!
Schaff' du vor alle Dinge
Borgund und Lotheringe
Und's Elsaß uns eraus!
Sonst werd der ja nix draus!

Hie Östreich! Deitschland hie!
Merr haltem die Barthie;
Un weer dersch unser Klaaner
Der Greiz-Schleitz-Lowenstaaner,
Des Dippelche vom i,
Merr haltem die Barthie!

Un unser scheener Rhei,
Der leucht derr aach wohl ei?
Laß derr dei Stiwwel sohle
Un komm un duh derrn hole!
Merr weern zugege sei
An unserm scheene Rhei. . . ."

Wohl war der Prinzregent von Preußen entschlossen, sobald deutsches Bundesgebiet verletzt würde, einzuschreiten, aber er beanspruchte die Führung am Rhein. Doch Österreich schloß lieber den Frieden von Villafranca unter Preisgabe der Lombardei, als daß es dies zugegeben hätte, und Kaiser Franz Joseph verkündete in einem Manifest, er habe Frieden schließen müssen, weil Preußen ihn im Stiche ließ.

Im Jahre 1857 war Bismarck in geheimer Gesandtschaft in Paris am Hofe Napoleons gewesen. Seit jenen Verhandlungen, in denen Bismarck zwar Bündnisanträge von Napoleon empfing, aber zurückwies (vgl. „Gedanken und Erinnerungen", Bd. 1, S. 194), hatte sich in Deutschland aus der diplomatischen Welt in immer weitere Kreise das Mißtrauen verbreitet, es bestehe ein solches Bündnis, und dies Mißtrauen steigerte sich nun. Man sprach und munkelte von Gebietsabtretungen und Annexionen, die sich Frankreich und Preußen gegenseitig garantiert hätten. Es war übermütiger Hohn auf diese fälschlich angenommene Politik, wenn Stoltze in der gleichen Krebbelzeitung vom April 1859 das folgende humoristische Inserat brachte:

„Vorläufige Anzeige.

In de nächste Däg wird erscheine un in alle solide Buchhannelunge zu hawwe sein:

Die Zukunftskaart von Eiroba im Jahr 1860, vom Standpunkt der Krebbelzeitung aus.

Ein Folioblatt mit Frankfortischem Text. Preis 6 kr.

Da jetz bereits e franzeesch un e deitsch Zukunftskaart von Eiroba erschiene is, so is e dritt im Bund dringend nothwendig worn. Diesem Iwwelstand soll odder dorch e Zukunftskaart der Krebbelzeitung grindlich abgeholfe weern. Es duht merr odder schon im Voraus uffrichdig for'sch Großherzogduhm Hesse lääd, dann weil merr da net hinderse, so hawwe merrsch ewens ohne weitersch Frankfortisch mache misse. Daderdorch wird odder ääch Nidderorschel hibb der Bach un Nidderorschel dribb der Bach widder e äänig deitsch Vatterland weern. Ofebach, Darmstadt un Meenz wärn for Vorstädt von Frankfort erklläärt un ums Ganze vom Stadtgärtner Rinz e groß Promenad gezoge, wodorch sehr viele neie Bauplätz entsteh dehte un der Spekelation e groß Feld geeffnet weern deht. Daderdorch käm ääch zugleich Darmstadt an Mää zu leihe un Frankfort an Rhei, was en Bäädë zu gunne wär. Bei Enkheim un Seckbach wird

Kurhesse an Frankfort des link un recht Mexterbruch-Ufer abtrete misse, wodurch der Mexterbruch, wann ääch kää ganz reiner odder doch e ganz frankfortischer Fluß weern deht. Daderrfor muß odder Kurhesse entschäddigt weern. Merr weern em Sardinje gewwe. . ."

In diesem Tone ging es fort. Paris sollte homburgisch werden, Preußen Bronzell bekommen.

Als um dieselbe Zeit der „Kladderadatsch" den „Franzosentoast" verhöhnte, den Bismarck vor seiner Abreise von Frankfurt in einer Gesellschaft bei Bethmanns gehalten haben sollte, schrieb dieser aus St. Petersburg an seine noch in Berlin weilende Frau: „Ich brachte die Gesundheit von Marie Bethmann aus. Ist es nicht eine Schändlichkeit gegen die, daß man sie mit einer preußisch-französischen Allianz für gleichbedeutend hält." Etwas später schrieb er an einen vertrauten Freund das bekannte Wort: „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer." Der Kaiser Franz Joseph aber gab nunmehr seinem Minister des Auswärtigen, v. Rechberg, freie Hand, um im friedlichen Wettkampf mit Preußen in Deutschland „moralische Eroberungen" zu machen. Rechbergs Politik ging darauf aus, eine gesamtdeutsche Union, das Siebzigmillionenreich in Zentraleuropa, herzustellen, unter dualistischer Spitze mit Gleichberechtigung Preußens und Österreichs. Jetzt durfte das schwarzrotgoldne Banner wieder frei sich in Frankfurt entfalten. In preußischen und österreichischen Preßorganen war wieder ungestraft von Bundesreform, Zentralgewalt und Nationalvertretung die Rede.

In der bayrischen Kammer gab Völk dem Verlangen die Form eines Antrags. Im Juli und August tagten die Gothaer in Eisenach, und sie beriefen zur Gründung eines „Deutschen Nationalvereins" eine Versammlung patriotischer Männer auf den 15. September nach Frankfurt a. M. Man einigte sich hier über die Notwendigkeit eines neuen Parlaments leicht; das Verlangen der Gothaer nach der preußischen Hegemonie fand den Widerspruch der Süddeutschen. Die Frage wurde deshalb bei der Gründung des Nationalvereins offen gelassen. Gothaer und Demokraten traten bei: von Frankfurtern neben Kugler, Varrentrapp, Binding auch Reinganum, Habermann, Sonnemann, Siegm. Müller, welcher letztere in den Ausschuß gewählt ward, an dessen Spitze der Hannoveraner R. v. Bennigsen trat. In dieser Völkerfrühlingsstimmung wurde die Feier von Schillers hundertstem Geburtstag zum poli-

tischen Ereignis. Am 1. September brachte die „Gartenlaube" aus London, dem Asyle von Gottfried Kinkel und Ferdinand Freiligrath, einen Artikel, der den Zusammenschluß der dortigen deutschen Parteivereine verkündigte und mit den Worten schloß: „Deutschland, das noch keinen lebendigen großen Genius für den Brennpunkt seiner neuen Lebens- und Einheitsregungen gefunden hat, wecke den am 10. November vor hundert Jahren geborenen Schiller auf, vor dessen unsterblicher ewiger Majestät sich alle Parteien und Privatgelüste beugen werden."

Und es geschah. In allen deutschen Städten wurde Schiller als der Dichter der Freiheit und der opferwilligen Hingabe ans Vaterland gefeiert, und zahlreiche der edlen Denker und Dichter, die 1848 die Zierde des ersten deutschen Parlaments gewesen, ich nenne Jakob Grimm, Uhland, Friedrich Vischer, Gabr. Rießer, wie die großen Idealisten der Revolution, sie traten wieder hervor an die Öffentlichkeit als Redner und Sänger des Festes und wurden zu begeisterten Mahnern des deutschen Volkes an das Ideal der Einheit, Freiheit und Größe des Vaterlands. So mancher dieser Männer lebte seit 1849 als Verbannter im Ausland. Freiligrath, der so lange geschwiegen hatte, war von deutschen Vereinen Amerikas um ein Festlied gebeten worden; das von ihm gedichtete Schillerlied ward von allen deutschen Gemeinden und Vereinen der freien Staaten Nordamerikas nach einer Melodie in derselben Stunde des 10. November gesungen. Freiligraths „Festlied der Deutschen in London" wurde von Ernst Pauer komponiert und von den fünf deutschen Männergesangvereinen Londons im Krystall-Palast gesungen. Für die Deutschen in Paris dichtete Ludwig Pfau die Schiller-Cantate, die Meyerbeer komponierte.

Im Gedenken daran, daß auch Schiller als Flüchtling das Märtyrerleid der politisch Verfolgten getragen, schrieb Stoltze für die Schiller-Nummer seiner Krebbelzeitung das einzig schöne Gedicht, das ich für seine bedeutendste lyrische Schöpfung in Frankfurter Mundart halte. Der junge Schiller hatte einst auf der Flucht vor dem Zorn seines Herzogs aus Schwaben in Sachsenhausen im Gasthof „Zu den drei Rindern" Einkehr gehalten. Auf der Wanderung von Darmstadt nach Frankfurt war er im Wald ermattet zusammengesunken. Von dieser Lokalerinnerung ausgehend, gestaltete Stoltze eine Huldigung für Deutschlands größten Volksdichter, die sich aus der Sphäre

echt volkstümlichen Humors zur reinsten Stimmung poetischer Andacht erhob. Wie sich der Leser erinnern wird, war im Sachsenhäuser Bürgerverein (s. S. 230) die Idee zuerst aufgekommen, der Schillerfeier in Frankfurt einen ganz besonders volkstümlichen Charakter zu geben; so lag dem Dichter die Anknüpfung an Schillers Aufenthalt in Sachsenhausen besonders nahe.

„Du hast derr dribb, in de drei Rinner,
Wohl in de achtz'ger Jahrn logiert,
Doch von der Sprach der Landeskinner,
Da hast de gar nix profedirt,
Dann's is in alle deine Werke,
So schee se sin, so hoch un hehr,
Dorchaus ääch gar nix zu bemerke,
Was erjend Sachsehäus'risch wär.

No, 's war die Zeit ze korz gewese,
Un so Was will verstanne sei,
Un is ze schreiwe un ze lese
So schwer wie Griechisch un Ladei!
Doch Stoffche dhatst de sicher roppe!
Wie hat's geschmeckt? Gell, aagenehm?
Ja, 's is e wahrer Göttertroppe
So Reweblut von Äppelbääm!

Es war derr ääch der Wei zu dheier,
Dei ganz Vermöge war dei Lied;
Doch häst de for dei goldern Leier
Im Pandhaus noch kään Batze krieht;
Dann iwwerflissige Monete
Die hast de grad net mitgebracht,
Die Kinnerkrankheit der Poete
Hat ääch der Schiller dorchgemacht.

Un als de derr hast misse flichte,
Von Stugart bis in unser Stadt,
Da hast de sicher mehr Gedichte
Im Koffer als baar Geld gehat.
Hast gar von Darmstadt lääfe misse
Per pedes dorch die Sonneglut.
Ach, dhet ich nor des Plätzi wisse,
Wo de in unserm Wald geruht!

Des Plätzi, wo de hast dei matte,
Dei miede Glidder ausgestreckt;
De heil'ge Baam, der mit seim Schatte
Hat unsern Schiller zugedeckt!
Da dhet merr mich im Zuck, im groẞe,
Wohl net bei deiner Feier seh,
Doch mit em Körbche junger Rose
Dhet ich in Wald im Stille geh.

Un dhet mei Feier da verbringe, —
Doch halte dhet ich derr kää Redd,
Doch was ich denke dhät und singe,
Käm in die „Krebbelzeidung" net.
Ich kann merr fast des Plätzi denke,
Der Wald hat selbst geschmickt de Ort:
Es is am Weg un Sommer'sch henke
So viele wilde Rose dort.

Un als de bist von Darmstadt komme,
Zogst klanglos de dorchs Affedohr,
Und's hat von dir Notiz genomme
Allääns des Fremdeblättche nor.
Un als de tratst, e aarmer Dichter,
In's Werthshaus, grad net sehr beherzt,
Da sein wohl ääch mit hunnert Lichter
Die Hausknecht net erausgesterzt.

Doch's hawe sich gewendt die Zeite,
Und's Werthshaus, wo de hast logirt,
Deß werrd derr jetz von alle Seite
Mit dausend Lichter illmenirt.
Un der de damals bist so trocke
Dorchs Affedohr ereigerickt,
Dir läut' merr jetz mit alle Glocke,
Un festlich is die Stadt geschmickt.

Un Frankfort deß begeht dei Feier
Mit Uffzick un Begeisterung;
Mir liewe schon die alte Leier,
Warum net dei, die ewig jung? . . .
Un alle Deutsche sein heut Brieder
Un sein heut stolz druff, deutsch ze sei,
Un feiern dich un all dei Lieder
Selbst dief noch in Brasillje drei.

No, du werrscht's gucke mit Behage
Hoch vom Olymp uff jeden Fall, —
Jedoch verderb derr net de Mage
An dene lange Redde all!
Un dhu mit bäääde Backe blase,
Wann Festgedichte wern verbufft,
Dann, wäääßt de, for verwehnte Nase
Is deß kää sießer Opferduft!"

An der Vorbereitung des Festzugs, der sich in Frankfurt zu einer so glänzenden Kundgebung des deutschen Idealismus gestaltete, war Stoltze im Wetteifer mit Schalck hervorragend beteiligt gewesen. Für die Vorfeier der Gesangvereine hatte er ferner einen Prolog gedichtet, der in schwungvollen Strophen zum Ausdruck brachte, worauf es ankam:

„Solch Gefühl in dieser Stunde
Eint den Norden mit dem Süden.
Vaterland auf deine Wunde
Legen wir des Dichters Blüten;
Daß sie heile und genese
Diese Wunde, die du hegest,
Und zur Freiheit und zur Größe
Herrlich du erblühen mögest!“

Als aber der Tag herankam, steigerte sich sein Herzleiden derart, daß er kaum die Kraft hatte, Zeuge der Festlichkeiten zu werden, deren Höhepunkt die Festrede Reinganums vor dem Modell eines Schillerdenkmals war, das J. Dielmann hergestellt hatte, demselben, nach dem dieser Künstler dann das wirkliche Denkmal schuf. Am Schillertag hatte das Modell seinen Platz auf dem Springbrunnen vor dem Römer und die von Stoltze so oft verhöhnte „verstümmelte Gerechtigkeit“ war unter den Verschlag gekommen, der für Schillers Standbild den Sockel bildete. Darauf bezog sich in Stoltzes Gedicht die Stelle, die ich oben weggelassen habe:

„Un uff dem Römerberjer Brunne
Kriehst de e Monement geweiht;
Hoch stehst de, un in's Kästche drunne
Kimmt derr die lahm „Gerechtigkeit.“

Statt am Festzug teilzunehmen, konnte ihn sich Stoltze nur bei Freunden von einem Fenster in der Neuen Kräme aus ansehen. Schalck, der sich kurz vorher mit der Vorsteherin eines Töchterinstituts verheiratet hatte, lud ihn so dringend ein, am Nachmittag einer Aufführung in dem Institut beizuwohnen, daß er es nicht abschlagen konnte. Hier aber kam die Krisis zum Ausbruch. In der folgenden Nacht verfiel er in ein schweres Fieber mit quälenden Hallucinationen, die seine Mary in Verzweiflung versetzten. Das Fieber dauerte an, und kaum konnte der Patient wieder aufstehen, so verlangte es ihn in die Stadt, um näher den Aerzten zu sein. Er zog in die Gr. Bockenheimer Gasse, in die Nähe der „Harmonie“. Ein Freund, der Kaufmann Peter Schölles, riet zu einer Wasserkur und empfahl, den „Wasserdoktor“ in Bad Königstein, den Medizinalrat Dr. Pingler, zuzuziehen. Dieser kam und riet, trotz des Winters sofort mit einer energischen Wasserkur in Königstein zu beginnen. Die Stoltze-Kinder wurden bei Verwandten untergebracht. Es lag tiefer Schnee als der

Kranke von Schölles und seiner Mary begleitet, mit der Post in das Taunusstädtchen hinausfuhr. Im „Löwen" der Gebrüder Pfaff stiegen sie ab. Durch kalte Abreibungen, Halbbäder und das Tragen eines Neptungürtels sowie durch anhaltendes Gehen und Steigen in der verschneiten Bergwelt kam Stoltze wirklich wieder zu gesundem Schlaf; aber die Genesung dauerte lange. Welche heroischen Liebesdienste ihm damals die geliebte Frau, die gerade wieder der Geburt eines Kindes entgegensah, opferfreudig geleistet hat, das hat der Dichter in Vers und Prosa gar oft bis an sein Ende gepriesen. Tapfer zog sie ihm auf den verschneiten Bergpfaden voran. „Was se iwerdeß unnerwegs und iwerhääpt von ihrm Mann hat ertrage, der dem vollste Hypochonder verfallen war, des will ich aus Bescheidenheit gege mich selbst verschweihe."

„Die Kur war hart, aber sie hat geholfen. — Ich konnt widder schlafe, freilich aafänglich nor e korz Zeit; — es kam ääch emal widder e ganz schlaflos Nacht derzwische, — daderrfor schlief ich awer ääch manchmal sechs bis acht Stunn ununnerbroche. Mit dem Schlaf kam ääch allmählich des Vertraue in mich selbst widder. Am Weihnachtsawend kam mei Döchterche Lyda nach Königstää un bracht merr e brennend Christbäämche. Die Passagier im Postwage hatte ihr, korz vorm Aussteihe am Pfaffsche Hotel, die Lichtercher aagesteckt. — Wenigstens ääns von meine Kinnercher bei merr zu hawe, hat mich ganz glicklich gemacht. — Awer es stanne ääch allerneiste Vatterfreude bevor, un dessentwege mußte mer uns nach ere Privatwohnung umseh. Mer fande ää, grad unserm Gasthof gegeniwer. — Mer ließe unser Möwel aus Frankfort vom Röderberg nach Königstää komme, un bald warn ääch all unser Kinnercher widder bei uns un merr warn widder beisamme. — Am 17. Januar 1860 beschenkte mich „mei Mary" widder emal mit em junge Sohn (des gehört alles zu ere Kalt-Wasserkur), dem merr, aus uffrichtiger Dankbarkeit den Name Simon Hermann beilegte, ohne de Pathe selbst" (Simon Maas und Hermann Steger) „etwas zu sage, un der in des Königstääner Geburts-Register als „Frankforter Stadtkind" feierlich eigetrage ward. Die Frää Göbel vom Röderberg hat en iwer die Dääf gehalte un er hat bedeitend gekrische. . . Die Frankforter, die uns iwerhaupt e Dhäälnahm an unserm Schicksal bewisse hawe, die uns im dankbare Gedächtniß bleiwe wird, hat des Stadtkind e groß

Frääd gemacht; un die Fassnachtsgesellschaft „Die Bittern“ hawe bei ihrer Kappefahrt des Stadtkind in Gestalt von ere große Bobb im Triumph mit sich gefiehrt. Die Königstääner awer hawe nem zu Ehre e groß Schlittefahrt nach Kroneberg gemacht. — E riesiger Schmiedmeister hat daderrbei die Säugamm dorchaus lustig vorgestellt. — Des alles kam nadirlich in die Zeitungen, un der Herr Kreisrath Willich von Ofebach scheint's ääch gelese zu hawe.“

Und nun schürzte sich die Katastrophe. Am 26. Februar 1860 erhielt der herzoglich nassauische Amtmann v. Langen in Königstein spät am Abend aus Wiesbaden den Befehl, Stoltze auf Requisition des Offenbacher Landgerichts sogleich verhaften und über Mainz nach Darmstadt abliefern zu lassen, und am andern Morgen in der Früh erschien ein Gensdarm bei Stoltzes und überreichte dem Patienten, der eben von einer anstrengenden Schneewaterei heimkehrte, den Verhaftsbefehl. Gleich darauf erschien auch der Herr Amtmann, nicht ohne Verlegenheit, denn er hatte noch am Abend vorher mit Stoltze am Whisttisch gesessen. „Schämt sich Ihre Regierung nicht,“ rief ihm außer sich Frau Mary entgegen, „einen kranken Mann ohne Urteil und Recht durch Winter, Nacht und Wetter zehn Stunden weit ins Gefängnis zu schleppen und der Bosheit und Privatrache eines hessischen Kreisrats auszuliefern? Bei dem Zustand meines Mannes ist Gefängnis und Tod gleichbedeutend. Sie wissen das so gut als wie ich! Wir sind hierher nach Königstein gekommen im Vertrauen auf die Humanität der nassau'schen Regierung!“

„An Staatsverträgen kann ich nichts ändern“, entgegnete kleinlaut der Amtmann; „ich habe nur dem Befehl meiner Regierung zu gehorchen.“

„Herr Amtmann!“ rief aber da auch der Medizinalrat Pingler, der inzwischen eingetreten war, „ich protestiere hiermit als Arzt auf das entschiedenste gegen jede Gewalttat an meinem Patienten! Ein Transport nach Mainz und Darmstadt und gar eine Einkerkerung würden ihn töten oder wahnsinnig machen! Das ist unmenschlich über die Maßen.“

Der Amtmann verstand sich nach manchem Bedenken dazu, auf die Gefahr eines schweren Verweises hin, einen Tag zu warten. Ein Expresser sollte nach Wiesbaden ein Schreiben bringen, das die Regierung über die Sachlage aufklären würde.

„Besteht aber die Regierung auf der Auslieferung, dann muß ich Herrn Stoltze unter allen Umständen an Hessen abliefern. Vor der Hand bleibt der Gensdarm zur Bewachung des Verhafteten hier."

Und nun erlebte Stoltze einen Triumph seiner Beliebtheit in Frankfurt, die sich auch auf die Bevölkerung in Königstein längst übertragen hatte. Der Bürgermeister Fischer von hier machte sich trotz des herrschenden Schneegestöbers auf, um in Wiesbaden beim Herzog Adolf von Nassau zu gunsten Stoltzes vorstellig zu werden. Der Herr Fritz Pfaff entwarf sogleich einen Plan, den Gefangenen in der nächsten Nacht heimlich nach Frankfurt zu schaffen, und machte des weiteren nach dem Rezept: ein Drittel Wein und zwei Drittel Cognac, einen Schlaftrunk für den Gensdarmen zurecht. Frau Mary setzte sich hin und schrieb einen Brief, der die Adresse erhielt: „An Herrn Dr. Reinganum oder Herrn Dr. Textor oder an das erste beste Mitglied des Neuen Bürgervereins." Er enthielt einen kurzen Bericht über das Geschehene, über Pfaffs Hilfsbereitschaft und die Bitte um Hilfe. Diesen Brief brachte Fritz Pfaff noch am Abend persönlich in den Neuen Bürgerverein, nachdem er zuvor in der „Harmonie" seinen Freund Eduard Fay abgeholt hatte. Im Neuen Bürgerverein ließen sie sich Stoltzes alten Freund, den Schützenmeister Franz Fabricius, herausrufen und zu dritt gingen sie nun zum Dr. Textor, der die wackeren Drei in ihrer Absicht bestärkte, noch in der Nacht den bedrohten Freund aus Königstein nach Frankfurt zu schaffen. Das Nähere über die vom Glück gekrönte Rettung und Flucht, welcher die Aufgeregtheit des kranken Dichters und der Umstand manche Beschwernis schuf, daß der wirklich in Schlaf verfallene Gensdarm Stoltzes Kleider in Verwahrung hatte, müssen die Leser in seiner eigenen Schilderung nachlesen. Stoltze mußte in einem Nachtjoppel seiner Frau, in Unterhosen und Straminpantoffeln, aus der Schlafkammer in die kalte Schneenacht hinausklettern. Halberfroren kam er im Pfaffschen Hotel an, wo ihn die Freunde mit warmen Kleidern versahen. Den beiden Rettern Fay und Fabricius widmete er zwei Jahre später die nunmehr erscheinende Sammlung seiner hochdeutschen Gedichte. Die Widmung beginnt:

„In wilder Nacht, voll grauser Dunkelheit,
Gepeitscht vom Schneesturm, auf verwehtem Pfade,
Stiegt ihr herauf vom fernen Maingestade
Und habt den armen kranken Freund befreit.

Wir floh'n durch Felsgeklüft, Gebirg' und Haid',
Am Abgrund hin auf eisbedecktem Pfade,
Und daß der Frost nicht dem Halbnackten schade,
Der grimme Frost, gabt ihr mir euer Kleid."

Doch nun galts auch noch die vom Kreisrat Willich immer weiter drohende Gefahr ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Beim Herzog von Nassau in Wiesbaden wurde der Bürgermeister Fischer von Königstein, der einen Brief Pinglers mitbrachte, noch am Tag der Flucht vorstellig. Diese Fürbitten wirkten so günstig, daß der Herzog dem bald darauf um eine Audienz bittenden Amtmann v. Langen lachend zurief: er solle froh sein, daß er den Stoltze los sei. Der nassauische Ministerialrat beschloß, den Verfolgten bis zur Beendigung seiner Kur auf freien Fuß zu lassen. Am darmstädtischen Hofe, wohin sich Frau Mary persönlich auf Anraten des Hofrats Stiebel mit einem Empfehlungsschreiben des älteren Bürgermeisters Dr. Samuel Gottlieb Müller an den Minister v. Lindlof begab, verlief die Aktion nicht minder günstig. Der Großherzog ließ auf den Vortrag des Ministers hin die Untersuchung gegen Stoltze niederschlagen. Der großherzogliche Resident in Frankfurt, Dr. v. Leonhardi, gab dem Dichter eine Bescheinigung darüber. Und so konnte dieser im Frühjahr zur Beendigung seiner Kur wieder nach Königstein ziehen, wo er bis in den Oktober hinein mit Frau und Kindern blieb und wieder frisch und gesund ward.

„Und als die Kuckuck riefen,
Da zog ich ihr voran,
Hab droben manchen tiefen
Brustatemzug getan.
Habt Dank, ihr Bachgeklüfte!
Mein Leid ist weggespült;
Gott segne euch, ihr Lüfte!
O Himmelsluft! Das kühlt."

Nicht wenig hatte zu seiner Genesung die Freude über das glückliche Gelingen seiner Flucht und den schließlichen Triumph über den schlimmen Kreisrat in Offenbach beigetragen. In dieser gehobenen Stimmung schrieb er das köstliche Altfrankfurter Charakterbild: „Von Frankfurts Macht und Größe" (Vgl. Seite 17). Wie klein die Republik Frankfurt a. M., die geliebte Heimat, war, das hatte er während der sechs Jahre seiner Absperrung wahrlich wie kein Zweiter auszukosten gehabt,

aber trotz dieser Kleinheit hatte ihm die Macht des kleinen Freistaats sicheren Schutz vor seinen Verfolgern gewährt. Es drängte ihn, dies auszusprechen. Oft hatte er auf seinen Spaziergängen in dem enggezogenen Grenzrevier an den guten seligen Großvater Rottmann denken müssen, der ihn zuerst aus dem Rebstöcker Hof hinaus auf die Höhe des Sachsenhäuser Wartturms geführt hatte, damit er allen Ernstes mit ihm die Größe der vaterstädtischen Herrschaft bewundere: „Des geheert all Frankfort, des is alles mitenanner nor Frankfortisch.“ Jetzt schilderte er dieses Erlebnis, nicht ohne Ironie — er, der Enkel, war ja ein Großdeutscher —, aber zugleich mit so inniger Versenkung in die Gefühlswelt des Vorfahren, mit so inniger Liebe zur Vaterstadt, daß jedem alten Frankfurter beim Lesen dieser Erinnerung aus der Kinderzeit das Herz warm werden mußte. „Daher kimmt's ääch her“, fügte er bei, „daß ich so e gelunge Frankforter Kind worn bin, un Leib un Lewe uff mei Vatterstadt halt.“

In jener Zeit der Genesung kam Stoltzes Humor zum höchsten Flor. Die nächsten Krebbelzeitungen brachten eine Reihe seiner besten Sachen. Auch die Gründung des wöchentlich erscheinenden Witzblatts „Frankfurter Latern“ war ein Ergebnis dieser gehobenen Stimmung.

Eine lustige Notiz über Stoltzes Entkommen war im März durch die gesamte liberale Presse Deutschlands gegangen. Im „Kladderadatsch“ hatte sogar ein Bild gestanden, das den Redakteur Stoltze zeigte, wie er in eine Mausfalle hinein- und glücklich wieder herauskroch. Das Bild hatte der Frau Stoltze nicht wenig Spaß gemacht; sie betrachtete oft mit Vergnügen jene Nummer des Berliner Witzblattes, in dem seit 1848 Ernst Dohm, David Kalisch und Rudolf Löwenstein in lustigem Wetteifer ihr Licht leuchten ließen, und eines Tages sagte Frau Mary zu ihrem Mann: Ein ähnliches Witzblatt, das alle Wochen erscheint, könntest Du eigentlich auf gut Frankforterisch herausgeben.

Die Idee reizte den Dichter, nur schreckte ihn anfangs der Zwang, den das regelmäßige Erscheinen des Blattes ihm zumuten würde. Der Maler Ernst Schalck aber, dem schon die Krebbel-Zeitung ihre wirksamsten komischen Bilder zu danken hatte, war gleich Feuer und Flamme für das Unternehmen. Dies war nicht unwichtig für den Erfolg, denn Schalck, eine

fröhliche Künstlernatur von echt Frankfurter Auslese, war ein vorzüglicher Karrikaturenzeichner, der seinen Geschmack an dem Vorbild des genialen Gavarni geschult hatte. Eine berühmt gewordene Schöpfung Schalcks, die köstliche Karrikatur einer „gemischten Patrouille“ der Frankfurter Bundes-Garnison, erschien schon in einer der ersten Nummern und kam dann noch öfter zum Abdruck. „Gemischt“ waren diese Patrouillen, weil jede aus Österreichern, Bayern, Preußen und Soldaten vom Frankfurter Linienbataillon in den verschiedensten Uniformen zusammengesetzt war. Stoltze gab der urkomischen Zeichnung die Überschrift: „Ein Bild deutscher Einheit.“ Dies Kabinettstück politischer Satire wirkte so drastisch, daß die gemischten Patrouillen bald danach abgeschafft wurden.

Auch die Figur des „Hampelmann“, wie Schalck sie für die erste Nummer zeichnete und wie sie in tausendfacher Vervielfältigung in der „Latern“ bis zum Tode Stoltzes zum Abdruck gelangte (neuerdings hat sie der Maler Jos. Correggio im Rathauskeller verewigt), ist weithin bekannt geworden. Der Herr „Hampelmann“, in verschiedenen Malßschen Volkspossen als „wollener und baumwollener Warenhändler“ der Typus eines Frankfurter Kleinbürgers, war den Frankfurtern von dorther eine vertraute komische Figur. Die Hampelmanniaden „Herr Hampelmann im Eilwagen“, „Herr Hampelmann sucht ein Logis“, „Die Landpartie nach Königstein“ u. s. w., die der theaterkundige Malß nach dem Vorbild beliebter Pariser Volkspossen gestaltet hatte, waren noch sehr geschätzt und der ausgezeichnete Komiker des Frankfurter Stadttheaters, Sam. Friedr. Hassel, wußte die Rolle des vergnüglichen Philisters mit dem weltstädtischen Schliff so ungemein lebensvoll zu verkörpern, daß er in ihr auf allen anderen größeren deutschen Bühnen als Gast stets willkommen war. Als Stoltze und Schalck die Gründung der „Latern“ vereinbart hatten, wählten sie den „Hampelmann“ und außerdem den „Berjerkapitän“ und das „Millerche“ aus Malß' „borjerlich-heroischem“ Lustspiel zu typischen Figuren, die etwa den „Müller und Schultze“ und dem „Zwickauer“ des „Kladderadatsch“ entsprechen sollten: Berjerkapitän und Millerche für satirische Zwiegespräche über lokale und auswärtige Angelegenheiten, den Hampelmann für Selbstgespräche und Solovorträge jeder Art, auch über Fragen der Politik. Die Zeichnungen des Berjerkapitän und des

Millerche für die „Latern“ sind aber nicht von Schalck geliefert worden. Der lebenslustige Künstler sah sich gleich im Anfang des Unternehmens durch gesellige Abhaltungen verhindert, mit seinen Arbeiten die verabredeten Termine einzuhalten, zumal er schon damals unter den Vorboten der Krankheit litt, der er vier Jahre später erlag. Ein anderer junger Frankfurter Künstler, Albert Hendschel, damals noch Schüler von Jakob Becker im „Städel“, sprang für ihn ein; er zeichnete nicht nur die beiden Charaktertypen, sondern auch den Titelkopf der „Latern“, so daß also bei der Gründung das Frankfurter Witzblatt in künstlerischer Beziehung von demjenigen Frankfurter Künstler seinen Charakter erhielt, der später als Zeichner dem Frankfurter Volkshumor die weiteste Geltung verschafft hat. Auch der junge W. A. Beer, dem die Kunst später die lebensvollen Gemälde aus dem russischen Volksleben verdanken sollte und der nunmehr längst in der Städelschen Kunstschule die einstige Stellung Jakob Beckers innehat, wurde öfter von Stoltze zu Hilfe gerufen, wenn Schalck versagte. Eine besondere Leistung der genialen Kunst Ernst Schalcks war auch der große Prospekt „Frankfurter Laternenzug“, dessen humoristisches Motiv dem Laternenzug vom Jahre 1831 entnommen war. An diesen Zug wurde wohl auch gedacht, als der Titel „Frankfurter Latern“ vereinbart wurde. Der Gedanke an die „Reichslaterne“, die seit 1849 sich auf dem „Pfarrturm“ befand, mag bei der Wahl mit hineingespielt haben.

Über die satirische Meinung des Titels hat Stoltze sich oft, am treffendsten wohl in den Strophen der Probenummer „Es werde Licht!“ ausgesprochen:

„Man soll sein Lichtlein ohne Not
Nicht untern Scheffel setzen,
Das ist ein biblisches Gebot,
Das wissen wir zu schätzen;
Doch weil in dieser Zeit voll Wind
Stets in Gefahr die Lichter sind,
So stecken wir als kluge Herrn,
Das uns'rige in die Latern . . . .

Und wer im Dunkeln wird erwischt,
Ob Armer oder Reicher,
Und wer jetzt noch im Trüben fischt,
Die Mucker und die Schleicher;
Wo Heuchelei des Pudels Kern,
Und die im Dunkeln munkeln gern —
Kurzum, wer Schlechtes nur bezweckt,
Dem wird ein Lichtlein aufgesteckt . . . .“

Im Oktober 1860 kehrten Stoltzes aus Königstein zurück, von wo aus die Vorbereitungen für das Unternehmen betrieben worden waren. Sie bezogen ein schön und heiter gelegenes Quartier am Schaumainquai in Sachsenhausen. Am 3. November kam die erste Nummer heraus. Die nähere Bezeichnung lautete: „Illustrirtes-satirisches, humoristisch-lyrisches, kritisch-räsonnirendes, ästhetisch-annoncirendes Wochenblatt, wo die Woch' zehn Tag hat." Der Preis des Jahrgangs war auf 1 Gulden 12 kr. festgesetzt. Die einzelne Nummer kostete 9 kr. Für Format und Einrichtung war der „Kladderadatsch" das Muster. Der Titelkopf zeigte in der Mitte eine weithin strahlende Laterne, in deren Lichtkreis allerhand aufgescheuchtes Nachtgetier, Eulen, Fledermäuse, Hexen und Teufelchen flatterten. Neben der Laterne stand der Laternenmann auf Wache und vor diesem defilierte eine Reihe typischer Gestalten, auf die es die Satire und Kritik des Blattes von vornherein abgesehen hatte. Am Schluß der Nummer standen folgende Angaben: „Verantwortliche Redaktion: Stoltze und Schalck. — Bureau und Expedition: gr. Eschenheimergasse 43. — Druck von C. Adelmann.". Das Leitgedicht der ersten Nummer richtete seine Spitze gegen Louis Napoleon. Herr Hampelmann hatte sich über neue Polizeivorschriften zur Beschränkung der letzten Frankfurter „Herbstdäg" zu beklagen. Millerche und Berjerkapitän scherzten u. a. über die „steinerne Gerechtigkeit uffem Römerberg". Mit noch harmlosem Spott wurde über den damaligen Jagdsport der Fürsten geulkt. Schalcks Hauptbilder zeigten auf dem „Welttheater" den Kaiser Napoleon dem Papst Pio Nono den Pantoffel küssen, „hinter den Koulissen" aber die beiden Figuren aufeinander losschlagen, während im Hintergrund Viktor Emanuel lauert. Das zweite Leitgedicht bot ein Programm: „Unser Wunsch."

„Auf Preußen klopft der Münchner Punsch,
Der Kladd'radatsch auf Bayern,
Wir haben einen bessern Wunsch,
Wir haben einen treuern:
Daß Nord und Süd, daß Ost und West
Zusammenhalt' in Liebe fest!
Ein Herz und Mann, ein Schild und Speer,
Ein Schutz und Trutz, ein Volk und Heer.

Wir haben alle Einen Feind
Und mehr als Einen falschen Freund:
Die Liebe, die uns Frankreich schenkt,

Was England von uns Treues denkt,
Und was der Russe uns bewahrt,
Ist Alles gleicher falscher Art.

Und Feinde hier und Feinde dort,
Drum steh' zusammen Süd und Nord!
Und fort mit all dem kleinen Neid!
Daß rings die falschen Katzen
An unsrer deutschen Einigkeit
Vor Ärger mögen platzen!"

Mit der Bezeichnung „Das politische Glaubensbekenntnis des Blattes" brachte Stoltze auf der ersten Seite des folgenden Jahrgangs einen Abdruck seines schönen Jugendgedichts: „Zum Lichte sei dein Angesicht gekehrt. . . . Im Hochgefühle einer freien Seele!" Mit scharfer Polemik gingen gleich die ersten Nummern gegen den Spielbank-Unfug vor, der damals in der Frankfurt so nahe gelegenen Bäderstadt Homburg unter der Leitung des Spielpächters Blanc zum Skandal der „Borjerschaft" üppig florierte, und mit gleicher Schärfe nahm Stoltze die ungeheuerliche Paschawirtschaft des hessischen Kurfürsten in Kassel aufs Korn, dessen Willkür einen Verfassungskonflikt nach dem andern über sein Land brachte. Nach dessen Bilde schuf Stoltzes Humor seinen „Serenissimus"-Typus. Mehr mit Behagen und Frohsinn beteiligte sich der Dichter an den Kämpfen der Fortschrittspolitiker des Frankfurter Freistaats, die jetzt endlich siegreich mit dem veralteten Zunftwesen aufräumten und der Gewerbefreiheit zum Sieg verhalfen.

Mit besonderer Liebe arbeitete Stoltze die humoristischen Herzensergießungen seines „Hampelmann" aus. Er war nicht ohne Bedenken an die Wahl gerade dieser Charakterfigur gegangen. „Den Hampelmann der Bühne", erzählte er später, „konnte ich nicht brauchen; ich wollte doch einen mehr unterrichteten Repräsentanten der Frankfurter Bürgerschaft. Ich verfiel dabei aber in den Fehler, daß ich den Herrn Hampelmann zuweilen mit Weltanschauungen ausstattete, die dem Philister schnurstracks entgegen sind und ihn mit Urteilen über Kunst und Wissen versah, die er sich unmöglich in Babenhausen, wo er die Handlung erlernt hat, erworben haben konnte. Hassel selbst machte mich zuerst auf diesen Fehler aufmerksam." Beim Jubiläum der „Latern" — 1885 — äußerte er hierüber noch weiter: „Eine so originell-komische Figur auch der Maltzsche Hampelmann ist, so haftet ihm doch ein Philistertum an, das

entschieden nicht dem Frankfurter Borjer eigen ist. Dem Hampelmann der Bühne merkt man zu viel seinen Ursprung an, den Pariser Bourgeois. Wir suchten dem Hampelmann der Latern, unbeschadet der Komik, etwas mehr Gesinnung einzuflößen, etwas mehr freien Bürgersinn und Charakter." Diese Umwandlung der überlieferten Figur — wahrlich kein Fehler! — hat sich übrigens nur allmählich vollzogen. Nicht von Anfang an wich Stoltzes Hampelmann von dem Malßschen in dem Grade ab, wie in der späteren Zeit, wo der Dichter sich oft völlig mit seiner Lieblingsfigur eins fühlte und Herr Hampelmann von seinem Settche genau so sprach wie Stoltze es in anderen Dichtungen von seiner Mary getan hat. In den ersten Jahrgängen war Fabian Sebastian Hampelmann oft noch der angenehme Schwerenöter, der auf Ausflügen und Reisen den Galanten und Charmanten hervorkehrt, was übrigens auch ein Zugeständnis an den zeichnerischen Humor Schalcks war. So erscheint Herr Hampelmann auch auf der Reise nach Königsberg zum Krönungsfest. Die Krönung bleibt in der Erzählung fast ganz aus dem Spiel. Die Verwickelung gründet sich auf die Verwechselung von Hampelmanns Reisetasche mit der einer ostpreußischen Gräfin. Der sehr „nowel" gekleidete Hampelmann wird im Gasthof für den „Bundespräsidialgesandten" aus Frankfurt gehalten und auf Grund davon Tischnachbar der schönen Gräfin. Er übernimmt geschmeichelt die Rolle und macht ihr lebhaft die Cour. Durch seine Erklärung aber, daß die alten Kaiserkrönungen in Frankfurt und die Einzüge der Abgeordneten des Volks in die Paulskirche im Jahr 1848 etwas viel Großartigeres gewesen seien als diese Königskrönung in Königsberg, erregt er die höchste Indignation der aristokratischen Tischgesellschaft, was zur Feststellung seiner wirklichen Personalien führt.

Aber schon der Hampelmann des Frankfurter Schützenfestes ist „gut borjerlich" in jedem Betracht. Er ist nicht nur stolz auf die Erinnerungen Altfrankfurts, sondern auch wahrhaft patriotisch und freiheitlich gesinnt. Sein Philistertum aber zeigt sich in jener nachgiebigen „deutschen" Gemütlichkeit in politischen Dingen, der Stoltze zeitlebens die Schuld gab, daß im Mai 1849 das deutsche Volk um die schon errungene Reichsverfassung kam. Stoltze hat diesen Zug nicht ohne Selbstironie verspottet, denn er fühlte zu Zeiten recht wohl, daß auch das Dichten von Freiheitsliedern, das satirische Verspotten der Regierungsmaß-

nahmen in Witzblättern ein unzulängliches Mittel sei zur Verwirklichung politischer Ideale.

Das Bankett beim großen Schützenfeste, an dem Herr Hampelmann mit seinem Settche teilnimmt — wie es der Herr Redakteur Stoltze mit seiner Mary in Wirklichkeit tat — war so recht geeignet für diese Art von Selbstironieen, die sich nach des Verfassers Absicht das deutsche liberale Bürgertum überhaupt gesagt sein lassen sollte.

„Un daderrbei dem Mumm sein siffige Schitzewei un des Deitsch Vatterland von der Frankforter Militärmusik als Dafelmusik! Wem wär da mit dem Mage ääch net zugleich des Herz uffgange? Un wann merr des Geschmetter der Kichetrombeet gehört hat, un wie uff des Signal die zweihunnert Kellner mit ihre weiße Studentekappe wie die Gawalleriegäul in die Kich gesprengt sinn, da is es ääm ganz muthig ums Herz worn. Un wann merr so dere Hall enunner geguckt hat, un hat so des äänig Frankforter Deitschland an dene Hunnerte von Disch sitze seh, wie se des Aagenehme mit dem Nitzliche verbunne hawwe, un zu Kadoffelbrei un Bratworscht den sieße Schitzewei getrunke hawwe, un owe driwer hawwe die äänige Deitsche schwarzrotgoldene Fahnel geflattert, malerisch unnerbroche dorch die finfundreißig Deitsche engere Vatterlands-Fahnele! Un ehrscht der deitsche Wappeschmuck an de Wänd! Von Östereicher Addler mit zwei Köpp bis zur Rose von Lichtestää, die in volle Blieth begriffe war; vom preißische Addler mit ääm Kopp bis zum Stern von Waldeck, der awwer net leucht, weil er schwarz is. Wahrhaftig merr is ganz hochmithig warn! Un wie ich ehrscht geseh hab, in was for ere Gesellschaft sich unser Frankforter Addler befunne hat, als rechter Flichelmann un Adjedant vom große deutsche Reichsaddler un uff der anner Seit des Schweizer Wappe, un hab da geseh, wie zwää Rebublicke den deitsche Addler in der Mitt hawwe, da haww ich mei Fräa da druff uffmerksam gemacht, un da hat die gesacht: ‚Ach Gott, Hampelmann, merr wern doch kää Rebublick kriehe!‘ Da haww ich awwer gesagt: ‚Ei, dumm Gans, merr hawwe ja schon ää!‘ Un da hat se sich ganz ängstlich umgeguckt, un hat gesagt: ‚Ei wo dann?‘ Un da haww ich widder gesacht: ‚Ei, in Frankfort.‘ Un da is ihr's widder leichter ums Herz warn, un hat gesacht: ‚No, for dere ferch ich mich net!‘“

Mit dem ersten „Deutschen Bundesschießen“ des

neugegründeten Deutschen Schützenbunds, das am 13. Juli 1862 in Frankfurt begann, wurde die alte Reichsstadt wiederum zum Brennpunkt des politischen Lebens in Deutschland. Im Jahre vorher hatte das große Sängerfest in Nürnberg, auf welchem die Gründung des Deutschen Sängerbunds beschlossen wurde, das Signal gegeben zu dieser Art von Verbrüderungsfesten. Das nationale Einheitsgefühl gab ihnen die Weihe, tausend Fäden der Sympathie zwischen Nord und Süd wurden angeknüpft. Stoltzes Dichtung trug nicht wenig hierzu bei. Sein Sängergruß Frankfurts für Nürnberg (vgl. a. S. 4) beschwor den Schatten Palms, den einst Napoleon Bonaparte in der Dürerstadt hatte hinrichten lassen.

„Hier braus' in vollen Chören
Der große deutsche Psalm!
Hier laßt uns Eintracht schwören
Beim blut'gen Haupt des Palm!
Daß uns die Eintracht fromme,
Ein Volk, Ein Wetterschlag,
Und sie nicht wiederkomme
Des Vaterlandes Schmach."

Neeb hatte für das Fest Stoltzes schwungvollen Hymnus „Nacht und Sonnenaufgang" komponiert. Für das Schützenfest komponierte L. Gellert, der jetzt Dirigent des „Liederkranzes" war, des Dichters flottes „Schützenliedchen":

„Grauer Rock und grüner Kragen
Und ein grünes Band am Hut,
Also mag's dem Schütz behagen,
Das ist schön und kleidet gut.

Grau, das soll die Nebel deuten,
Die da noch um Deutschland zieh'n,
Und die Hoffnung schön'rer Zeiten,
Das bedeutet unser Grün."

Der „Liederkranz" hatte am 17. Juli seinen großen Tag. Das Festspiel, von H. Weismann gedichtet, gab nicht nur der Schauspielerin Fanny Janauschek den Anlaß zu einer glänzenden Verkörperung der Germania, sondern entsprach mit seiner großdeutschen Tendenz so völlig der auf dem Fest herrschenden Stimmung, daß nach jeder der zwei Aufführungen ein wahrer Sturm der Begeisterung losbrach. Keinen geringeren Erfolg hatte Stoltzes „Schützen-Krebbelzeitung". Sie enthielt: „Der Fremde, oder was ääm passirt is, der kään Schütz net uffnemme

wollt", „Der Schütze von Oberrad", „Der Neuner in der Wetterfahne," und Hampelmanns Erzählung vom „große Urschitzeschieße auf em Forsthaus 1848" mit der drastischen Frage an den Reichsverweser: „Kaiserlich Hoheit, hawe Sie vielleicht en Stoppezieher bei sich?" Den großartigen Festzug hatte Ernst Schalck arrangiert, der für diese Leistung ein Ehrengeschenk erhielt, das ihm eine Reise nach Paris ermöglichte. Das Fest hinterließ für jeden der vielen tausend Teilnehmer unvergeßliche Erinnerungen und der Präsident Dr. Siegmund Müller, dem man einen Fackelzug brachte, genoß seitdem eine ganz besondere volkstümliche Beliebtheit in Frankfurt. Der „Liederkranz", der jetzt unter dem Präsidium von C. Adelmann stand, diente bei seinen festlichen Unternehmungen in der nächsten Zeit weiter der deutschen Einheitsidee im demokratisch-großdeutschen Sinne. Stoltze hat dafür manchen Beitrag geliefert.

Im Jahre 1862 erschien auch der Band: „Gedichte in hochdeutscher Mundart von Friedrich Stoltze." Der Verleger, Heinrich Keller in Frankfurt, hatte die inhaltreiche Sammlung schön ausgestattet; ein dem Titel vorangestellter Stahlstich zeigte das „Stoltze-Plätzchen" in Königstein, das Verehrer des Dichters inzwischen dort angelegt und mit einer Denktafel geschmückt hatten. Leider war der Preis ein recht hoher, 3 Gulden gebunden, was die Verbreitung des Bands in den Volkskreisen, als deren poetischer Anwalt der Dichter sein Bestes gesungen hatte, erschwerte.

Doch fand die Sammlung dafür in der literarischen Welt auch außerhalb Frankfurts vielfache Beachtung. Am 13. November 1862, zufällig am Tage von Uhlands Tod, lief bei Stoltze ein Brief aus Leipzig ein. Ernst Keil zeigte ihm darin an, daß er beabsichtige, die Gedichte in der „Gartenlaube" zu besprechen. „Zur Vervollständigung der Wirkung," hieß es weiter, „wäre es aber wünschenswert, daß Sie die Geschichte Ihrer Rettung niederschrieben und uns baldigst für die „Gartenlaube" sendeten. Ich würde sie dann in Einer Nummer mit der Probe Ihrer Gedichte und einer entsprechenden Notiz erscheinen lassen." Weshalb es Stoltze unterließ, der freundlichen Anregung zu entsprechen, was doch seinem Dichterruhm außerhalb Frankfurts gewiß sehr genützt haben würde, läßt sich nicht mehr feststellen; vergeblich aber war die Anregung nicht; zehn Jahre später ließ Stoltze „Die Flucht von Königstein" als Dialekt-Erzählung in seiner „Frankfurter Latern" erscheinen.

Auf Stoltze hatte der Verlauf des großen Verbrüderungsfestes, bei dem nur das Metz'sche Wort von den „Schmerzenskindern", den Deutschösterreichern und Schleswig-Holsteinern, einen Mißklang hervorrief, einen nachhaltigen Eindruck gemacht. Im Gegensatz zu so manchem abfälligen Urteil, das auswärts laut ward, sang er dem Feste nach:

Noch klingt der Jubel in den Ohren,
Noch glauben wir uns mittendrein.
Und solch ein Fest, es soll verloren,
Vergessen und verklungen sein?
Und mit der Feier wär' zu Ende,
Was wir gelobt mit Herz und Mund?
Und mit dem Abschiedsdruck der Hände
Soll lösen sich der schöne Bund?

O nein! Und sind nach Nord und Süden
Die Stämme wieder auch zerstreut,
So möge doch ein Gott verhüten,
Daß sich der alte Fluch erneut!
Wir wollen deutsche Brüder bleiben!
Und wie die Becher ihr bewahrt,
Die ihr gewannt auf deutschen Scheiben,
Bewahrt auch deutsche Treu und Art!

Bewahrt den Drang nach Ruhm und Ehre
Für eine große deutsche Zeit!
Dem Vaterland zu Dienst und Wehre
Habt immer Herz und Hand bereit!
Dann kommt ein Fest, das Fest der Feste,
Dagegen alle andren Tand,
Wo jeder Schütze kriegt das „Beste":
Ein großes freies Vaterland!"

Die wachsenden Hoffnungen der „Gothaer" auf die preußische Hegemonie vermochte er nicht zu teilen. Unvergessen von ihm war die schnöde Zurückweisung, die im Jahr 1849 der Frankfurter Kaiserdeputation im Berliner Königsschloß zuteil geworden war, unvergessen, daß der neue König Wilhelm als Prinz von Preußen die Truppen gegen die Schilderhebung in Baden und der Pfalz für die Reichsverfassung geführt hatte. In Bismarck sah damals alle Welt noch immer das Haupt des preußischen Junkertums, und der Verfassungskonflikt im preußischen Abgeordnetenhaus machte auch die Mehrzahl der Mitglieder des Nationalvereins bis ins Jahr 1866 zu seinen Gegnern. Heute, wo das Deutsche Reich Macht und Ansehen auf den festen Fundamenten genießt, welche die Bismarcksche Staatskunst nach drei siegreichen Kriegen zusammenfügte, ist es schwer, sich die

Wirkung deutlich zu machen, die in der damaligen deutschen Welt Bismarcks Prophezeiung erregte, daß „die großen Fragen der Zeit nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen" entschieden werden könnten. Niemand ahnte, daß nach Ablauf von nur acht weiteren Jahren die unter so mißverständlichen Anzeichen eingeleitete Politik die Herrschaft Napoleons durch die vereinten Heere des deutschen Nordens und des deutschen Südens zu Fall bringen werde. Noch im Jahre 1869 mußte ja Bismarck einen Kollegen im eigenen Ministerium, den Kriegsminister von Roon, darüber aufklären, daß die Politik Preußens ernstlich eine deutsche sei. „Hätten wir 1866 sofort", so schrieb er diesem, das Deutsch dem Preußisch substituieren können, wir wären jetzt schon um 20 Jahre weiter." Er fügte hinzu, die Pfade seiner Politik seien so ungebahnt und so schwer erkennbar, wie die Hannibals über die Alpen.

Nur eine Zeitlang betrachtete Stoltze die großen nationalen Sänger-, Schützen-, Turner-Bundesfeste, wie sie nach einander in Nürnberg, Frankfurt, Coburg, Berlin, Leipzig stattfanden, als Symptome einer neuen Volksbewegung, die ähnliche, nur entschiedenere Wirkungen erzeugen müsse, wie 1848 die Märzerhebung. Freudig gab er sich dem Eindruck hin, wie sich auf diesen Festen die deutschen Stämme zusammenfanden, während der Rangstreit der deutschen Dynastien immer schärfere Formen annahm. Aber schon im Sommer 1863 klagte er: „Trotz aller Schützenfeste ist unsre Einheit noch keinen Schuß Pulver wert, trotz aller Turnerfeste kommen wir keinen Sprung vorwärts und trotz aller Sängerfeste haben wir Deutsche noch immer keine Stimme." Vorher schon ließ er seinen Hampelmann den Vorschlag machen, „jeden Toast un jed Redd zu besteuern." „Merr kennte daderrdorch net alläă de zerrittete Finanze von finfundreißig deutsche Vatterländer uff die Strimp helfe, sonnern ääch noch newebei des neie preißische Militärbudget bestreite." Das Gedicht „Öffentliche Warnung der ächten Frau Germania" (Frankfurter Latern, 7. August 1863) gab seinem Unmut echt poetischen Ausdruck:

„Seit länger als drei Jahren schon
Erfrecht sich eine Weibsperson,
Bei allen deutschen Volksgelagen
Höchst fälschlich meinen Namen zu tragen.

Mit Schild und Mantel und Kronenzier,
Aus Pappendeckel und Goldpapier,
Und Holz und Gips und Lappenresten,
Erscheint sie auf Schützen- und Turnerfesten
Und Sängerfesten und all' dergleichen
Und tut die Gabentempel besteigen,
Und Festportale und Eingangspforten,
Geschmückt mit vielen schönen Worten,
Und streckt, um Aufseh'n zu erregen,
Dem Volk einen Siegeskranz entgegen.

Woher sie den hat, kann niemand sagen;
Ob sie heimlich die Franzosen geschlagen,
Die Dänen geklopft und die Russen vertrieben,
Das steht nicht auf ihrem Kranze geschrieben.
Und es jauchzet das Volk ihr spat und fruh
Und hat doch gar keine Ursach' dazu!
Und jubelt ihr Hochs und schwingt ihre Kelche,
Und 's ist doch gar nicht Diejenige welche! . . .

Die ächte, die wahre Germania,
Die treue Mutter vom Reiche,
Gar einsam sitzt sie und traurig da
Unter entblätterter Eiche.

Des Vaterlands Schmach, des Vaterlands Leid,
Entlocket ihr heiße Tränen;
Nach Festestaumel und Lustbarkeit
Da hat sie gar kein Sehnen.

Es nagt ihr am Herzen der heilige Zorn,
Sie möchte, bei Deutschlands Nöten,
Dem jubelnden Volke das Trinkerhorn
Entrüstet in Boden treten.

Sie läßt die Zeiten voll Größe und Ruhm
Am Geist' vorüberschweben,
Wo's Männer noch viele und Heldentum,
Und weniger Schwätzer gegeben.

Wo Schmach man und Schimpf nicht geduldig erlitt,
Von Stolz noch und Mut noch durchdrungen,
Und wo man, ein Mann, mit dem Schwerte noch stritt,
Und nicht wie die Weiber, mit Zungen.

O raffet Euch auf aus der Lustbarkeit,
Aus den Spielen und Bacchusgaben!
Denn die Zeit ist ernst! und die ernste Zeit
Will ernste Männer haben!

Und wenn Ihr die Freiheit errungen habt,
Und die Zwingburg mit Sturm genommen,
Und wenn ihr die Feinde bezwungen habt,
Dann will ich zu Euch kommen,
Die ächte, die wahre Germania
Mit weithin blitzender Krone!

Dann jubelt Euer Viktoria,
Wenn hoch ich bei Euch throne.
Dann reck' ich die Hand mit dem Siegeskranz,
Der herrlich und ewig grünet,
Dann jubelt und pranget im Festesglanz,
Dann habt Ihr den Kranz auch verdienet!"

Mit Gedichten dieser Art, in denen sich Stoltzes Dichtergeist auf derselben Höhe bewegte, die Heinrich Heine als satirischer Dichter im „Deutschland ein Wintermärchen" erreicht hat, bekämpfte er auch die Politik der Wanderredner des Nationalvereins und fand für seine Satire dabei oft die drolligsten Vergleiche. So ließ er die redegewaltigen Herren den Plan fassen, nach dem Kyffhäuser zu ziehen, um dort durch Ansprachen den schlafenden Barbarossa zu wecken. Sie graben ein Loch zu der Höhle und in das Loch halten sie die Reden, die wirklich den schlummernden Kaiser aufstören. Er schickt seine Wächter hinauf:

„Seht zu, ob um die Höhe nicht
Herfliegen noch die Raben!
Die Knaben neigen sich und geh'n
Und seh'n dann draus mit Schrecken
Die Nationalvereinsler steh'n
In rabenschwarzen Fräcken.
Es eilen in den Berg zurück
Wehklagend die zwei Knaben:
O Kaiser, welch ein Mißgeschick!
Ach, kolossale Raben!"

In satirischen Gedichten dieser Art bekämpfte die „Latern" aber auch die preußische Regierung mit nicht minder gewagten Gleichnissen, und drei derselben, die in den Jahren 1862 und 1863 von dem Staatsanwalt Hiepe in Wetzlar beim dortigen Kreisgericht eingeklagt wurden, zogen den Redakteuren Stoltze und Schalck Prozesse zu, die mit ihrer Verurteilung zu größeren Freiheitsstrafen endeten.

Am 21. Juni 1862 schon — also kurz vor dem Frankfurter Schützenfest — erhielten Dichter und Maler von dem genannten preußischen Gericht einen „Erscheinungsbefehl" wegen der Gedichte „Eine Krönungsmedaille" und „Eine Fabel" in der Nr. 10 und der Doppelnummer 11 und 12 der „Latern", weil das preußische Ministerium in diesen Gedichten eine Verletzung der schuldigen Ehrfurcht gegen Se. Majestät den König gefunden habe.

Das Leitgedicht „Die Krönungsmedaille" war ein Nach-

klang des Frankfurter Karnevals von 1862, für welchen Stoltze dem Verein der „Bittern" den Plan zu einem Kaiserkrönungs-Festzug entworfen hatte. Natürlich enthielt derselbe manche Anspielung auf die Königsberger Königskrönung, auf der zum Ärger des liberalen Bürgertums das Gottesgnadentum der Krone sehr stark betont worden war. „Das ganze Gedicht", so erklärte Stoltze nach Empfang des Erscheinungsbefehls, „bezog sich lediglich auf die närrischen Krönungsfeierlichkeiten in Frankfurt während des Faschings, auf den immensen Aufwand von ächtem Goldpapier und unächten Borden und dem schönen Sümmchen, das diese närrische Lustbarkeit gekostet hat. Und nun kommt das preußische Ministerium und identifiziert seinen König mit dem Kaiser Karneval, mit dem Herrn Bierbrauermeister Schwager am Bockenheimer Tor zu Frankfurt am Main!"

Viel direkter waren die Anzüglichkeiten der „Fabel". Sie schilderte das in dreißig Herrschaften zerspaltene „Reich der Vögel", an dessen Grenzen ein Fuchs lauert, um aus der unter den Gimpeln herrschenden Zwietracht Vorteil zu ziehen. Als die Vögel die Gefahr gewahr werden, treten sie zusammen und verständigen sich, den Aar zum König zu wählen. Eine Deputation macht sich auf die Suche nach ihm. Sie finden auch einen stattlichen Vogel, den sie für den Adler halten. Als sie aber diesem ihr Anliegen vorbringen, weiß er nichts als „Guckguck! Guckguck!", seinen eigenen Namen zu rufen. Die Fabel suchte die Erfahrungen der Frankfurter Kaiserdeputation vom Jahr 1849 in Berlin für die Gegenwart zu verwerten.

Das dritte der Gedichte brachte die „Latern" am 2. Dezember 1862 unter dem Titel „Kalif und Pascha. Eine Sage aus dem Morgenlande." Es enthielt keine direkte Anzüglichkeit, aber eine Parallele zu dem Vorgehen des Königs von Preußen gegen den Kurfürsten von Hessen, um diesen zu zwingen, die eigne Landesverfassung zu respektieren, und der Versöhnung beider Fürsten, nachdem auch der König sich einen Verfassungskonflikt gestattet hatte. Wenigstens wurde diese Parallele vom Minister Eulenburg in Berlin und dem Staatsanwalt Hiepe in Wetzlar darin gefunden. Stoltze aber rief: „Also der jetzige König von Preußen hat vor alter Zeit im fernen Morgenlande gelebt? Es ist reizend!"

„O Kreisgericht, du Preisgericht,
Du hast die feinste Nas',
Weil du die Flöhe husten hörst,
Und wachsen siehst das Gras . . ."

In dem ersten Prozesse wurde Stoltze vom Wetzlarer Kreisgericht am 24. Juni 1862 zu sechs Monaten Gefängnis, in dem zweiten von diesem Gericht freigesprochen, aber auf Appellation des Staatsanwalts vom Königlichen Justizsenat in Koblenz-Ehrenbreitstein am 21. Juli 1863 zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Gleichzeitig wurde die „Latern" in Preußen verboten, was bereits auch in Hessen-Kassel und in Hessen-Homburg der Fall war. Wegen Beleidigung des Kurfürsten von Hessen waren die Redakteure vom Kriminalgericht in Hanau zu hohen Geldstrafen verurteilt. Als Rechtsbeistand gab Dr. Reinganum Stoltze gute Ratschläge, wie dies bei anderen Gelegenheiten Dr. J. Friedleben und Dr. A. Kirchheim getan haben.

Da Preußen auch die Nachbarstaaten ersuchte, auf die Verurteilten zu fahnden, befand sich Stoltze bald wiederum in der Lage, daß er über das Weichbild von Frankfurt nicht hinausgehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, ins Gefängnis abgeführt zu werden. Und wieder, wie damals, als er zum Gaudium der Frankfurter seinen Uhz mit dem Kreisrat Willich in Offenbach trieb, konnte er es nicht lassen, seine Verfolger über die Grenzen hinaus zu verspotten und zu „veruhze". Er und Schalck fühlten sich sicher im Schutze der Preßfreiheit, die ihnen die Verfassung der „Freien Stadt Frankfurt" gewährte und im Schutze der Polizeibehörden im Römer, die sich über die Späße der „Latern" weidlich amüsierten. Das von den betreffenden Gerichten in Frankfurt eingereichte Verlangen nach Auslieferung der Verurteilten wurde abgelehnt. In allen Formen und Wendungen des Humors variierte Stoltze das Sprüchlein von den Nürnbergern, die keinen hängen, bevor sie ihn haben. Auch Herr Hampelmann ließ den Herren in Wetzlar sagen, sie sollten sich nicht weiter mit Vorladungen dorthin bemühen; „es werrd jederlei Art von Annahm dorchaus verweigert, denn hie is freireichs- und krönungsstädtischer Frankforder Grund und Boddem!" Ja als ein Berliner Blatt voreilig von einem „Preußen bis zum Main" sprach und Altfrankfurt empört aufschrak über die Verwogenheit, solch eine Mög-

lichkeit nur zu diskutieren, und als dann gleich darauf zum Frankfurter Fürstentag gerade der König von Preußen nicht in Frankfurt erschien, ergab sich für Stoltze aus diesem Widerspruch sofort auch ein Witzfunken, den er nach Wetzlar hinsandte:

„Von einem „Preußen bis zum Main"
So krächzen Unglückskrähen.
Wir können drüber ruhig sein,
Denn Preußen geht nicht an den Main,
Ihr habt es ja gesehen.

Es freut das manchen großen Herrn,
Von Oldenburg bis Hessen,
Besonders aber die „Latern"! . . .
Die sähe so was gar nicht gern,
Denn wer ist gern gefressen?

Ach ginge Preußen bis zum Main,
Das wären schlimme Sachen!
Dann müßte Frankfurt preußisch sein,
Dann steckt' uns der Herr Hiepe ein,
Dann wär' an dem das Lachen!"

So schürzte sich unter Scherzen die dramatische Hauptkatastrophe in Stoltzes Leben, scheinbar nur eine Wiederholung der tragikomischen Situation, der 1860 die „Flucht von Königstein" ein Ende gemacht hatte, tatsächlich aber eine Verwickelung, der ein echt tragischer Grundton nicht fehlte. Denn diesmal überschätzte er die „Macht" Frankfurts; 1866 kamen die Preußen an den Main als siegreiche Eroberer und Stoltze mußte von Frankfurt fliehen.

Wie bald aus dem Scherz bittrer Ernst werden sollte, ahnte damals niemand in Frankfurt, überhaupt wohl niemand, selbst Bismarck nicht, der sich freilich längst darüber klar war, daß nur ein Waffengang mit Österreich Raum für die deutsche Mission Preußens schaffen könne. Gewitterschwül lagerte die Atmosphäre der Zeit über der Stadt, als Kaiser Franz Joseph den Fürstentag dorthin einberief. Seine Absicht, sich dadurch die Initiative bei der jetzt unaufschiebbaren Bundesreform zu sichern, vereitelte König Wilhelm durch sein Fernbleiben auf Bismarcks Rat.

Wie resultatlos der Verlauf der Verhandlungen war, erfuhr man nicht sofort, wogegen die äußerlich so glanzvolle Aktion das Vertrauen so manches Frankfurters auf den Kaiser Franz Joseph stärkte, der beim großen Festmahl im Kaisersaal den Trinkspruch des Bürgermeisters Müller auf Deutschlands

Fürsten mit einem Hoch auf Frankfurt erwiderte. Die Hoffnungen, die Stoltze in seinem Leitgedicht zur Begrüßung der fürstlichen Gäste aussprach, lauteten kleinlaut genug.

„Was hilfts zu raten und zu tagen,
Wenn es für uns nicht endlich tagt,
Was hilfts, zu suchen und zu fragen,
Wenn Ihr nach unserm Recht nicht fragt!...

Heut denket nicht an Thron und Krone,
Denkt nicht an eignen Ruhm und Lohn,
Sonst wird das Werk zum ew'gen Hohne
Für Euch ein Turm von Babylon....

Laßt uns die Kelle und den Hammer!
Mitbau'n ist unser heilig Recht,
Es endet nimmer unser Jammer,
Wenn Ihr dies eine Wort nicht sprecht.

Doch laßt Ihr uns nur müßig schauen,
Wenn Ihr die Mauern fügt des Bau's,
Dann sperrt Ihr Liebe und Vertrauen
Des Volks in eitlem Wahn hinaus!"

Die Forderungen des Volks wußte Herr Hampelmann den Fürsten auf originelle Weise ans Herz zu legen. Stoltze ließ ihn sich ausmalen, wie er die Fürsten, „wenn er Rothschild wär", zu sich einladen würde. Jedem würde er „ihr quittirt Aalehe" unners Couvert gelegt haben. „Wann ich da die Ferschte all in meiner Stubb gehat hätt un wärn alle beisamme gewese un hätte am Disch gesesse un hätte gesse un getrunke, da hätt ich uff äämal, wann 'sen am beste geschmeckt hätt, die Dihr zugerichelt und gesacht: No, haw ich Euch jetzt emal? Jetzt kimmt merr Kääner enaus, bis e deitsch Parlament mit direkte Volkswahle genehmigt, Dänemark der Krieg erklärt, die deitsch Flott beschlosse, des linke Rheinufer gesichert, die frei Preß garandirt, des Concordat uffgehowe, e stark Centralgewalt geschaffe, un des äänige Deitschland hergestellt is!" Die Chefs des Bankhauses der freiherrlichen Familie v. Bethmann hatten den Fürsten wirklich ein Fest gegeben.

Nach dem gänzlichen Versagen des Fürstentags kam aber auch endlich der von Stoltze gleich so vielen Dichtern der Zeit beschworene straffere Zug in die Volksbewegung, die schon im Laufe des Jahrs sich mehr in rein politischen Formen bewegt hatte. Hoffnungsfroh begrüßte der Dichter den „Abgeordnetentag", der noch im Dezember 1863 gegen 500 Mitglieder

deutscher Ständeversammlungen unter dem Präsidium des Frankfurters Siegmund Müller, des bayrischen Abgeordneten v. Lerchenfeld und des hannoverschen Abgeordneten v. Bennigsen im neuen Frankfurter Saalbau vereinigt sah. Das „Vorparlament" von 1848 schien sich zu erneuen. Der Tod des Königs von Dänemark hatte das Signal zu der neuen Erhebung Schleswig-Holsteins für sein Deutschtum gegeben. Der Abgeordnetentag, auf dem sich Vertreter aller für Deutschlands Einheit wirkenden Parteien, auch des großdeutschen „Reformvereins", vereinten, suchte den Kampf zu einer nationalen Angelegenheit zu machen. Er forderte ein deutsches Parlament mit freier und direkter Wahl; er erklärte die Bundesreform sei nur unter Mitwirkung einer solchen Nationalversammlung zu lösen. Er setzte den „Sechsunddreißiger Ausschuß" ein „als Mittelpunkt der gesetzlichen Tätigkeit der Deutschen Nation für Durchführung der Rechte Schleswig-Holsteins und seines rechtmäßigen Herzogs" und mit dem Recht, nach Bedürfnis einen neuen Abgeordnetentag zu berufen. Vorort des Ausschusses wurde Frankfurt a. M., Siegmund Müller Vorsitzender.

Da aber vereinten sich Preußen und Österreich wieder; den Kampf für die Loslösung der Elbherzogtümer vom dänischen Joch erklärten sie für ihre Sache im Gegensatz zu den Beschlüssen des Bundestags, welcher Sachsen und Hannover mit der „Exekution" betraut hatte. Am 31. Dezember richteten Österreich und Preußen eine gleichlautende Zirkulardepesche an die deutschen Regierungen gegen den Bestand und die Wirksamkeit des 36er Ausschusses. Es hieß darin: „Die Vorgänge des 21. Dezembers in Frankfurt bilden den Schlußstein einer Reihe von Bestrebungen, welche seit längerer Zeit Deutschland in Aufregung erhalten und welche um so gefährlicher erscheinen, als jetzt der Versuch gemacht worden ist, der Bewegung einen Mittelpunkt und eine Organisation zu geben und ihr zugleich materielle Mittel zu Gebote zu stellen. Zugleich schreitet die Herstellung von politischen Vereinen überall fort, und es werden in der Wendung, welche man den Turner- und Wehrvereinen gibt und in der Bildung von Freischaren, die angeblich die militärischen Kräfte des Bundes unterstützen sollen, die Einleitungen getroffen, um organisierte materielle Kräfte in Bereitschaft zu haben, welche in einem günstigen Augenblick für revolutionäre Zwecke verwendbar sind." Mit diesem Rundschreiben suchten

die beiden deutschen Großmächte eine neue allgemeine Reaktion einzuleiten; der Bundesbeschluß vom Jahre 1854 über das Vereinswesen sollte überall wieder zur Geltung kommen. Es sollte bei den anderen Regierungen die Furcht vor der Revolution wecken und die Mittelstaaten von ihren Selbständigkeitsgelüsten abbringen; doch das Mittel verfing nicht überall, und namentlich in Süddeutschland blieb dem Sechsunddreißiger Ausschuß viel Bewegungsfreiheit.

In dieser Zeit hatte die „Frankfurter Latern" zahlreiche Anhänger; sie hatte über 5000 feste Abonnenten und durch den Colport wurden von jeder Nummer immer einige Tausend abgesetzt. Die von ihr vertretene Politik besaß jetzt in der „Neuen Frankfurter Zeitung", die 1856 in etwas andrer Form von Leopold Sonnemann und H. B. Rosenthal gegründet worden war, ein vorzüglich redigiertes Tagesblatt, dessen Einfluß sich in immer weiteren Kreisen geltend machte. Das Jahr 1864 war in Frankfurt für den Liberalismus eine Zeit des Triumphs. Am 1. Mai traten Gewerbefreiheit und Freizügigkeit ins Leben — die Stadttore wurden nun ganz beseitigt; am 8. Oktober trat das Gesetz in Geltung, das die bisher noch vorhandenen Beschränkungen der politischen Rechte der Bürger israelitischer Konfession und der Bürger der Landgemeinden aufhob. Es fügte sich, daß um dieselbe Zeit das Schillerdenkmal enthüllt wurde. Den endlichen Sieg über das längst veraltete Zunftwesen feierte Stoltze in einer Krebbelzeitung — er griff jetzt nur noch gelegentlich auf diese Form zurück — und in einem Bankettlied für den „Neuen Bürgerverein". In ganz Deutschland organisierte sich durch Protestversammlungen der Widerstand gegen das Verfahren der beiden „Vormächte", die nach der Befreiung der Elbherzogtümer vom dänischen Joch die Verwaltung derselben selbst übernahmen. Die gehobene Stimmung, die im Lager der schwarzrotgoldnen Demokratie herrschte, spiegelte sich in den poetischen Beiträgen Stoltzes zur „Latern", an der sich damals viele Mitarbeiter beteiligten. Seinen Gedichten war wahrlich nicht anzumerken, daß ihr Verfasser seine aufregende Geistesarbeit oft mit Anfällen von Herz- und Nervenschwäche büßen mußte, die anderen allen Humor genommen haben würden. Er aber, der in diesem Jahr als zweiten Teil seiner „Sämmtlichen Gedichte" in Miniatur-Ausgabe den später oft neuaufgelegten Band seiner „Gedichte

in Frankfurter Mundart" (Verlag von Heinrich Keller) erscheinen ließ, gewann nach Perioden der Abspannung immer wieder Stunden der köstlichsten Laune, und in einer derselben entstanden für die Ankündigung des neuen Buchs die Verse zum Preise der Frankfurter Sprach:

„Von alle deutsche Sprache
Duht die zu owerscht steh!
O Frankfort laß derrsch sage,
Ihr „Autsch!" selbst klingt noch schee ...
Und kää paßt so for's Zarte,
Gelt, Sannche? Desi, gelt?
Un ääch um auszuarte,
Paßt kää so in der Welt ...
Drum duhn Se unnerschreiwe!
Sie wolle net? ach ja!
Ach geh'n Se fort un bleiwe
Se noch e bissi da!"

Stoltze hatte, wie wir wissen, das Glück, in dem Dr. Fritz Stiebel einen Arzt zu besitzen, der seine Hypochondrie bald mit trockenem Humor, bald mit verständnisvollem Eingehen erfolgreich zu bekämpfen verstand. Beide wohnten ziemlich weit auseinander; Stoltze jetzt auf dem Sandweg, Stiebel am Untermainquai. Aber, so erzählte mir Stoltzes älteste Tochter, Lyda, Tag und Nacht war der gute Dr. Stiebel hilfsbereit. „Wie oft hat unsere treue Marie ihn mitten in der Nacht holen müssen; er folgte unverdrossen jedem Rufe, denn er wußte, wie beruhigend sein Erscheinen auf meinen Vater wirkte! Bei den oft sehr ausgedehnten Krankenbesuchen erzählten sich Arzt und Patient zumeist Anekdoten oder mein Vater las seine neuesten Sachen vor, denn er legte großen Wert auf das Urteil des ihm geistesverwandten Freundes und Arztes." Von ihm erfuhr Stoltze, der sehr häuslich lebte, gar mancherlei; Dr. Stiebel hatte Verkehr in allen Kreisen der Stadt und war selbst ein Humorist im Erzählen. Durch ihn hörte er auch, daß der joviale Herzog von Nassau ihm und der Latern trotz manchen Witzes, der auch ihn getroffen, sehr wohlgesinnt sei, so daß der Besuch von Königstein im Sommer zur Wasserkur Jahr für Jahr ohne Gefahr der Verhaftung ausgeführt werden konnte.

Schlimmer als ihm erging es aber dem treuen Kumpan Ernst Schalck; ihn hatte die Schwindsucht ergriffen und am

23. August 1865 starb der geniale Zeichner, von dessen hohem Streben als Maler ein wahrhaft sonniges Ölgemälde heiterländlichen Genres zeugt, das sich im Besitz des „Frankfurter Künstlervereins" befindet. Die anderen gelegentlichen Mitarbeiter Stoltzes unter den Malern, neben Beer Karl Hausmann, Wilh. Lindenschmit u. a., hatten schon vorher für ihn immer öfter einspringen müssen.

Noch einmal wirkten die Großmächte zusammen in einer Aktion und diese richtete sich gegen Frankfurt als Versammlungsort des Abgeordnetentages. Am 1. Oktober 1865 war er wieder zusammengetreten; als Hauptredner traten hervor: Metz aus Darmstadt, Karl Braun aus Wiesbaden, Völk aus Augsburg, Trabert aus Hanau, Oesterlen aus Stuttgart. Die Resolutionen protestierten gegen das selbständige Verfahren der deutschen Großmächte in Schleswig-Holstein. Und nun trafen die Drohnoten aus Wien und Berlin im Frankfurter Römer ein: „Die Autorität des Senats wird uns hoffentlich der Notwendigkeit überheben, auf anderweite Schritte bedacht zu nehmen, um vom Sitze der Deutschen Bundesversammlung in Zukunft die bisherigen ungesetzlichen Bestrebungen fernzuhalten", hieß es in der österreichischen Note; die preußische drohte noch schärfer mit „eigenem Eingreifen gegen die Folgen unzulässiger Nachsicht". Als der Inhalt der Noten im Gesetzgebenden Körper bekannt wurde, ward auf Antrag des Dr. J. Friedleben die Überzeugung einstimmig ausgesprochen, daß der Senat die Unabhängigkeit von Frankfurt kräftigst wahren werde. Im Namen des Senats lehnte dann auch der ältere Bürgermeister Dr. Gwinner die Zumutungen ab: Der Senat sei sich bewußt, in seinem Verhalten den Versammlungen gegenüber die Gesetze der Freien Stadt Frankfurt ebensowenig als die Gesetze des Bundes verletzt zu haben.

Aber der Abgeordnetentag war schon in sich selbst zerfallen. Zu gegensätzlich waren die Bestrebungen, deren Vertreter er und der Sechsunddreißiger Ausschuß vereinte. Großdeutsch und Kleindeutsch war nun einmal nicht unter einen Hut zu bringen. Ein kraftvoller zielbewußter Führer fehlte; die deutsche Vielstaaterei hatte keinen deutschen Cromwell heranwachsen lassen. Das Verhalten der „Vormächte" verstärkte in den deutschen Mittelstaaten wieder mehr das partikularistische Stammesbewußtsein auf Kosten des Verlangens nach Einheit. Die von Stoltze selbst zwar geteilte,

in ihrer Schwäche aber auch von ihm immer wieder verspottete Gefühlspolitik hatte zu lange die realen Mittel der Macht unterschätzt und sich in der Tat mit „Reden und Majoritätsbeschlüssen“ begnügt. Die frischorganisierte preußische Heeresmacht und die zielbewußte Kriegspolitik des jetzt zum Grafen ernannten preußischen Ministerpräsidenten machte den Herrscher Preußens, zumal nachdem das Bündnis mit Italien abgeschlossen war, zum Herrn der Situation.

Das Schwergewicht der Tatsachen drängte bereits unaufhaltsam zum Kriege, als Preußen am 9. April 1866 die Welt mit dem Antrag beim Bundestag überraschte, dieser solle ein deutsches Parlament einberufen, über dessen Programm sich vor dem Zusammentritt die Regierungen zu verständigen hätten. Der verblüffende Antrag begegnete im Volke überall dem äußersten Mißtrauen, während die Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten schon in Atem gehalten waren durch die vorher an sie ergangene Anfrage, inwieweit Preußen im Fall eines österreichischen Angriffs auf die einzelnen Regierungen zählen könne. Am Pfingstsonntag, den 20. Mai, tagte noch einmal in Frankfurt der Abgeordnetentag, diesmal unter ganz schwacher Beteiligung aus Österreich und Preußen. Er protestierte mit scharfen Worten gegen den drohenden Krieg, und am gleichen Tage fand in Frankfurt eine große Volksversammlung im Zirkus statt, die u. a. erklärte, nur eine konstituierende, mit der nötigen Macht ausgestattete Volksvertretung Gesamtdeutschlands dürfte über die neue Verfassung entscheiden, als deren natürliche Grundlage die deutschen Grundrechte zu gelten hätten.

Am 5. Juni fielen dann die Würfel. Der österreichische Statthalter in Holstein berief gegen den Willen Preußens die Holsteinische Ständeversammlung ein; am 7. Juni erschien General Manteuffel mit den preußischen Truppen in Holstein. Am 11. Juni stellte Österreich im Bundestag den Antrag auf Mobilmachung sämtlicher nicht zur preußischen Armee gehörigen Armeekorps des Bundesheeres. Am 12. Juni zogen die preußischen und österreichischen Truppen der Bundesbesatzung aus Frankfurt ab; nur die Bayern blieben. Am 14. Juni bezeichnete Preußen das Vorgehen Österreichs als Kriegserklärung und den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen, erklärte sich aber bereit, auf den alten Grundlagen und unter Herstellung einer deutschen Volksvertretung einen neuen Bund mit denjenigen deutschen

Regierungen zu schließen, die ihm dazu die Hand reichen wollten. Am 16. Juni rückten die preußischen Truppen in Hannover, Sachsen und Kurhessen ein; der Krieg war in voller Entfaltung.

Die Freie Stadt Frankfurt hatte im Bundestag abweichend von den Entschlüssen der Hansestädte dem Mobilisierungsantrag Österreichs zugestimmt, sich aber für den Fall weiterer Beschlüsse weitere Entschließung vorbehalten. Das Frankfurter Kontingent wurde denn auch nach Ausbruch des Kriegs nicht mobil gemacht, während sich in Frankfurt und Umgegend die große Truppenkonzentration vollzog, an der Hessen-Darmstädter, Württemberger, Badener, Österreicher, Nassauer und Kurhessen beteiligt waren. Als das Oberkommando der Bundesarmee Schanzen um Frankfurt aufwerfen ließ, erklärte der Senat am 11. Juli der Bundesversammlung, daß Frankfurt als offene, unbefestigte und unverteidigte Stadt betrachtet und behandelt werden müsse. Die Bundesversammlung entsprach dem Wunsche, indem sie ihn an das Kommando des 8. Bundesarmeekorps weitergab. Der Weiterbau der Schanzen unterblieb. Der Bundestag beschloß aber, seinen Sitz provisorisch nach Augsburg zu verlegen, was am 14. Juli auch geschah.

Senat und Bürgerschaft hielten die Neutralität der Stadt nunmehr für gesichert, und als am 16. Juli die ersten Truppen der siegreichen preußischen Mainarmee unter Führung des Generals Vogel v. Falckenstein in Frankfurt einzogen, erfolgte die Ablösung der Wachen des Frankfurter Linienbataillons durch preußische Soldaten mit allen Ehrenbezeugungen von beiden Seiten. Alsbald aber erklärte der General durch Anschlag: „Die Regierungsgewalt über das Herzogtum Nassau, die Stadt Frankfurt mit deren Gebiet, sowie über die von mir okkupierten Landesteile des Königreichs Bayern und des Großherzogtums Hessen geht zur Zeit an mich über.“

Am Morgen des 17. Juli berief General von Falckenstein den älteren Bürgermeister Fellner und den Syndikus Senator Müller zu sich und eröffnete beiden: der Senat, die Ständige Bürgerrepräsentation und die Gesetzgebende Versammlung seien aufgelöst. Zugleich ernannte er die beiden Herren zu seinen Bevollmächtigten für die Regierung der Stadt Frankfurt. Zwei Mitglieder des Senates, Freiherr v. Bernus und Polizeisenator Dr. Speltz, wurden „wegen ihrer preußenfeindlichen Gesinnung“ auf die Hauptwache abgeführt und weiter nach Köln in Festungs-

haft gebracht, wo man sie aber bald auf besonderen Befehl des Königs Wilhelm frei ließ. In der Redaktion des „Frankfurter Journals" setzte sich Geheimrat Zietelmann im Auftrage Bismarcks fest und usurpierte die Leitung des Blattes. Mit großer Eile ging man gegen die Herausgeber und Redakteure der Blätter vor, die bisher die preußische Politik bekämpft hatten; die betreffenden Redaktionen und Druckereien wurden am 17. morgens unter starkem militärischen Aufgebot besetzt. Die Mehrzahl der Herren war aber rechtzeitig geflohen; im Büreau der „Neuen Frankfurter Zeitung" fand sich nur noch der Redakteur des Handelsteils, Bernhard Doctor, vor; im Büreau der „Frankfurter Postzeitung" wurde der Chefredakteur Dr. Fischer-Goullet, ein Sohn Hannibal Fischers, verhaftet und sofort unter scharfer Bedeckung dem General Falkenstein vorgeführt; bei dieser Prozedur traf ihn der Schlag. Franz Rittweger und Dr. Ed. Ziehen wurden bis abends 6 Uhr interniert. Natürlich suchte man auch Hadermanns und Stoltzes habhaft zu werden. Die Büreaus der Flüchtigen wurden versiegelt, die Verlagsvorräte konfisziert und in Wagen auf den „Clesern Hof" gebracht.

Stoltze hatte sich zuerst auf bayrischen Boden, nach Miltenberg gewandt, wurde aber dort ausgewiesen. Am 14. Juli ließ er in Frankfurt noch eine „Latern" erscheinen. Mit seiner Tochter Lyda fuhr er am 16. vormittags mit dem Eilzug nach Stuttgart, wo die Führer der Frankfurter Demokratie in den Führern des Volksvereins und der Volkspartei gute Freunde hatten. Auch in der Heimat Uhlands hatten die Ideale der großdeutschen Freiheitskämpfer von 1848 für weite Volkskreise ihren Zauber behalten. Karl Mayer gab unter Mitwirkung von Julius Haußmann, Ludwig Pfau, Tafel, Oesterlen den „Beobachter" heraus. Bei ihnen allen war Stoltze herzlich willkommen; auch Karl Schickler und der Redakteur v. Hasencamp, ein Ostpreuße, waren ihm hilfreich. Der nächsten Sitzung des Volksvereins im „Aktiengarten", wo Becher und Oesterlen sprachen, wohnten als Gäste Stoltze, Sonnemann, G. F. Kolb und andere Frankfurter Flüchtlinge bei. Die „Neue Frankfurter Zeitung" erschien jetzt unter dem Titel „Neue Deutsche Zeitung" in Stuttgart; nach der Rückkehr nach Frankfurt (30. November) erhielt sie dann ihre heutige Bezeichnung. Im „Aktiengarten" lernte

Stoltze auch drei Nicht-Schwaben kennen; den Österreicher Moritz Hartmann, der einst in der Paulskirche mitgetagt hatte, und die längst in Stuttgart heimischen Ostpreußen Albert Dulk und Ludwig Walesrode. Zur Bewillkommung Stoltzes druckte der „Beobachter" am 19. Juli dessen poetisches Glaubensbekenntnis „Im Hochgefühle einer freien Seele" ab. Die Nr. vom 22. Juli brachte im Feuilleton mit der Aufschrift „Hampelmann" den ersten Teil einer Plauderei Stoltzes in Frankfurter Dialekt, die über seine Flucht als Erlebnisse Hampelmanns berichtete.

„Der Hampelmann is glicklich dorch
Un sitzt im Hotel Petersborg
Zu Stuttgart unnerdesse;
Von Frankfort fern, du liewer Gott,
Muß er jetz an der Tabledhôte
Das Brot der Fremde esse . , ."

Das Ganze erschien gleichzeitig in Frankfurt als Flugblatt, doch wurde dieses von der Polizei sofort unterdrückt und der abwesende Verfasser in Anklagezustand versetzt. Der Prozeß endete mit dessen Freisprechung. Der Inhalt war harmlos genug. Der geflüchtete Dichter ließ es sich angelegen sein, den Schutz, welchen Humor und Satire im Geistesleben genießen, auch bei dem Eroberer Frankfurts für sich in Anspruch zu nehmen.

„Daß ich von Frankfort fortgange bin," plauderte Herr Hampelmann, „werd merr der Herr Vogel von Falckenstää net iwwelnemme, dann, gucke Se, vor was sollt' ich dableiwe? Warum soll ich Ihne die Unannehmlichkeite mache, mich verhafte lasse zu müsse? Un warum mir? Es is besser so, daß ich gange bin. Uff die Wiederzulassung der „Latern" hätt' ich doch net warte könne! Darum keene Feindschaft nich! Sie sin der Herr Vogel von Falckenstää, un ich bin der Spaßvogel von Frankfort am Mää.

Ja Vögel sinn merr alle zwää,
Des Jwrige is äänerlää, —
Dann dehst de derr mich kriehe,
So — — lass' mich widder fliehe."

„Der gesuchteste Dichter", ließ sich weiters Herr Hampelmann als Auch-Flüchtling in Stuttgart vernehmen, „is alleweil doch der Friedrich Stoltze! Er muß im beste Geruch steh, dann die ganz Parfümeriefawerik von Wilhelm Rieger in Frank-

fort hawwe sie nach em dorchsucht un en doch net gefunne. An alle Ölfässer hawwe se gekloppt, alle Seifekiste hawwe se umgesterzt, unner alle Better hawwe se geleucht un in alle Strohsäck hawwe se gestoche. Zuletzt hawwe sen im Kasseschrank gesucht, no, des hätt ich en im voraus sage könne, in em Kasseschrank is vom Stoltze nix zu finne. Der Herr von Manteuffel hat sogar von Werzborg acht Husärn nach Milteberg reite lasse, was nor fuffzeh Stunn sin, um da den Stoltze suche zu lasse, weil er emal vor sechs Woche dort e Nacht im „Riese" logirt hat. . . Es muß e sehr großer Verbrecher sei! . . ."

„Letzt haww ich en emal in Stuttgart getroffe, da hat err mit seim Töchterche an der Schillerstatue gestanne. Un haww' ich zu em gesagt: Grüsch Gott, Stoltzele, wie kimmscht dann du nach Stugert? Un da hat er merr druff erwiddert: Ich bin gekommen worden. — Ach so, haw' ich gesagt, Laterna in fuga! Ich hab's ääch so gemacht . . . Un da hat dem Stoltze sei Töchterche gesagt: Sage Se emal, Herr Hampelmann, warum hängt denn der Schiller den Kopp so? Un da haww' ich gesagt: Er werd's nöthig hawwe: er denkt vielleicht an Deutschland! — Un was er uns so traurig asieht, als wann err wißt, daß merr uff der Flucht wärn. — Da haw' ich awwer widder gesagt: Beruhig dich, mei Kind, dei Vatter is derr ehrscht un der letzt Dichter net, den die moralisch erobernde Regierung des intelligenteren Staates durch die Welt hetzt. Sogar dem Schiller da drowe is ääch emal so was Ähnliches bassirt. Wääßt de noch, Stoltze? Du hast ja selbst emal beim hunnertjährige Schillerfest in Frankfort e Gedicht gemacht, in dem der Vers drin vorkimmt:

Un als de derr hast misse flichte
Von Stuttgart bis in unser Stadt,
Da haste sicher mehr Gedichte
Im Koffer als baar Geld gehat." — —

Der Dichter dessen Herz mit dem Schicksal der Vaterstadt in so ganz einziger Weise innigst verwachsen war, hat das ihr damals widerfahrene Unheil, wie sich leicht begreift, als ganz persönliches Leid mitdurchlebt. Alles, was in Frankfurt vorging, mußte ihm seine Mary, die daheim geblieben war und tapfer der Haussuchung Stand gehalten hatte, eingehend berichten, natürlich unter Aufwand von schlauen Vorsichtsmaßregeln, damit die Briefe auch nicht in unrechte Hände kämen. Das Wichtigste

aber erfuhr er schnell genug durch die Zeitungen. Wie General Vogel von Falckenstein die alte Ehrenstadt Deutschlands wie Feindesland brandschatzte, ihr außer anderen Lasten die sofortige Zahlung von 5 Millionen Gulden auferlegte, wie auf dem Titel des Amtsblatts die Bezeichnung „Freie Stadt" verschwand, wie General v. Manteuffel als Nachfolger Falckensteins dann von den Vertretern der Stadt weitere 25 Millionen als Kriegskostenbeitrag heischte und die Forderung von General v. Röder mit solchen Drohungen begleitet wurde, daß Bürgermeister Fellner sich in seiner Verzweiflung das Leben nahm! Einen Trost fanden Stoltze und seine Schicksalsgenossen in der herzlichen Teilnahme ihrer Stuttgarter Freunde, und in jenen Tagen wurde die feste Waffenbrüderschaft geschlossen, die für die spätere Entwickelung der Deutschen Volkspartei so folgenreich wurde. Besonders befreundete sich Stoltze mit dem ihm in so vieler Beziehung geistesverwandten Ludwig Pfau und auch mit Theobold Kerner, der aus Weinsberg herüberkam. Zu seinem Kollegen auf dem Gebiete der Dialektdichtung, Ad. Grimminger, war er schon vorher in ein angenehmes Verhältnis geraten. Lange hielt es ihn aber nicht in Stuttgart, das in Folge des noch im Gang befindlichen Kriegs mit Preußen und des Zwiespalts im Bürgertum, der am 7. August zur Gründung der „Deutschen Partei" führte, in höchster Erregung war. Nach den entscheidenden Niederlagen der Württemberger war preußische Okkupation zu befürchten. Seine Frau war inzwischen ihm nachgereist, nachdem sie die Kinder sowie ihre wackere Stütze Marie bei den Verwandten in Frankfurt untergebracht hatte. Lyda kehrte dorthin zurück, wo sie bei ihrem Onkel Hartung Aufnahme fand. Dann fuhr das Ehepaar nach Friedrichshafen und über den Bodensee nach Rorschach und Arbon.

Die in Stuttgart angeknüpften Beziehungen wurden aber lebhaft fortgesponnen. Karl Mayer brachte im „Beobachter" eine Besprechung von Stoltzes hochdeutschen und Dialekt-Gedichten und aus denselben eine ganze Reihe gutgewählter Proben. Am 8. September erfolgte der Abdruck der Erzählung „Von Frankfurts Macht und Größe" mit dem Bemerken, „Aus Stoltzes Gedichten in Frankfurter Mundart wählen wir heute folgende Prosa aus, die jetzt, wo die Reichsstadt preußisch geworden ist, einen Zusatz von Wehmut erhält, der den Humor noch erhöht." Die Redaktion antwortete dabei auf die vielen Stimmen des Danks für

die Bekanntschaft, die sie den schwäbischen Landsleuten mit dem Frankfurter Dichter verschafft habe. Es erschien aber auch ein Gedicht mit der Anfrage, wo eigentlich der Herr Hampelmann jetzt stecke. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Am 28. September konnte der „Beobachter“ unter der Aufschrift „Wo ich sei und wo ich mich hingewendet“ das Gedicht Stoltzes bringen, das in dem 1871 erschienenen 3. Teil der Sammlung („Gedichte in Frankfurter und hochdeutscher Mundart“) den Titel „Am Lemansee“ erhielt.

„Jetzt in den ‚Stieler‘ steckt die Nas'
Und sucht mit dem Vergrößrungsglas
Am schönen Lac Leman: Sulpize ...“

Der liebliche Ort St. Sulpize liegt direkt am Genfer See zwischen Lausanne und Morges.

„Hier rast' ich in der freien Schwiz;
Man bringt's schon weit mit etwas Witz
Und Idealität im Hirne!
Die Grillen halt ich mir vom Leib,
Und küsse meinem treuen Weib
Die Sorgen von der weißen Stirne.

Entsagt der Heimat haben wir.
Sie war uns wert! es hing an ihr
Mein Herz! sie liebte mich nicht minder;
Mit ihr verwachsen ganz und gar
Verbleibt mein Name wie das Paar
Der Siames'schen Zwillingskinder.

Doch kann ich atmen nur die Luft
Der Freiheit! — Freiheit ist der Duft,
Der meine Seele nährt. — Vergebens!
Der Knechtschaft Pein ertrag' ich nicht,
Und Freiheit wie den Blumen Licht
Ist Grundbedingung meines Lebens . . .“

Der letzte nur im „Beobachter“ erschienene Vers sprach die Ungewißheit darüber aus, wo er seine „Latern“ wieder in Brand bringen werde, und zugleich die Gewißheit, daß, wo immer es geschehe, sie ihre alte Aufgabe erfüllen werde. Es waren damals mancherlei Verhandlungen mit Freunden im Gang, die auf Stoltzes Übersiedelung nach Wien, Darmstadt oder einen rheinischen Ort abzielten.

Am 8. Oktober 1866 erfolgte die feierliche „Besitzergreifung von Frankfurt“ durch den preußischen Zivilgouverneur Minister v. Patow im Kaisersaale des Römers in Gegenwart der Mitglieder des Senates, der christlichen und israelitischen Geistlich-

keit, der Oberlehrer der Schulen, der Spitzen der Verwaltungsbehörden, der Schultheißen der Dorfschaften, des kommandierenden Generals v. Beyer mit dem Offizierskorps der Garnison. Der königl. Zivilkommissar Landrat v. Madai verlas zunächst das königliche Patent und dann König Wilhelms Proklamation an die Bewohner der vormaligen Freien Stadt Frankfurt. In letzterer hieß es:

„Durch die Entscheidung des Krieges und durch die Neugestaltung des gemeinsamen Deutschen Vaterlandes nunmehr der bisherigen Selbstständigkeit enthoben, tretet Ihr jetzt in den Verband eines großen Landes, dessen Bevölkerung Euch durch Stammesgemeinschaft, durch Sprache und Sitte verwandt und durch Gemeinsamkeit der Interessen befreundet ist. Wenn Ihr Euch nicht ohne Schmerz von früheren, Euch lieb gewordenen Verhältnissen lossagt, so ehre Ich diesen Schmerz und würdige denselben als eine Bürgschaft, daß Ihr und Eure Kinder auch Mir und Meinem Hause mit Treue angehören werdet. Ihr werdet die Notwendigkeit des Geschehenen erkennen. Denn sollen die Früchte des schweren Kampfes und der blutigen Siege für Deutschland nicht verloren sein, so gebietet es ebenso die Pflicht der Selbsterhaltung als die Sorge für die Förderung der nationalen Interessen, Frankfurt mit Preußen fest und dauernd zu vereinigen. Und — wie schon Mein in Gott ruhender Herr Vater es ausgesprochen — nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben."

In der Ansprache des Freiherrn v. Patow fanden sich folgende Sätze:

„Der Moment, in welchem diese Veränderung eintritt, muß für Sie, die Herren des Senats und des Rats, für die übrigen hier versammelten Herren, für alle bisher freien Bürger Frankfurts ein tief bewegter sein. Aber auch für diejenigen, welche bisher als Fremdlinge in den Mauern dieser Stadt weilten, für jeden Deutschen und jeden Freund deutscher Geschichte hat dieser Moment etwas Ergreifendes. Deutschlands Kaiser blicken in diesem Saale in mehr als tausendjähriger Reihe in von Meisterhand gemalten Bildern auf uns herab; von diesem Balkon wurden die Wahlen dem harrenden Volke verkündet, deren Resultat oft für die Schicksale Deutschlands, für die Geschicke der Welt entscheidend war. Aus Frankfurts Straßen, aus den eigentümlichen Formen alter, bescheidener Bürgerhäuser wie aus den Prachtbauten der Neuzeit, aus seinen Bauwerken für Gottesdienst und Schule, für Kunst und Wissenschaft, aus seinen Denkmälern tritt uns eine große Vergangenheit, ein reichentwickeltes städtisches Gemeinwesen entgegen. Aber, meine Herren, die Weltgeschichte läßt sich nicht durch Gefühle, durch Erinnerungen bestimmen. Sie schreitet unaufhaltsam vorwärts, neue Zeiten bringen neue Anforderungen, die alten Gebilde müssen den neuen Platz machen! Sie, meine Herren, und alle bisher freien Bürger Frankfurts, haben Ihre Selbständigkeit verloren. Das ist ein Verlust, dessen Größe sich, wenn Sie wollen, jeder Schätzung entzieht."

Patow ersuchte in seiner Rede, die im weitern die Vorteile der neuen Lage und die deutsche Mission Preußens hervor-

hob, die Bürgermeister, Senatoren, Behörden und Beamten, soweit nicht die veränderten Verhältnisse entgegenständen, die bisherigen amtlichen Funktionen nach den bisherigen Gesetzen und Anordnungen bis auf weiteres fortzusetzen.

Der Senat hatte für denselben Tag eine Verwahrung der Rechte Frankfurts und eine Ansprache an die Bürgerschaft vorbereitet. Ihre Ausgabe ward jedoch verhindert. In diesen Urkunden wurde die Vergeblichkeit der Bemühungen beklagt, der Vaterstadt das Opfer der Selbständigkeit zu ersparen. Als Trost wurde verkündigt:

„Die Blüte des Gemeinwesens, der Wohlstand seiner Bürger ist aber von jeher deren eigenstes Werk gewesen. Die Bürgerschaft wird darum an der Zukunft ihrer Stadt nicht irre werden. Die Regierung des Staates, der sich an die Spitze Deutschlands gestellt und die Erfüllung der nationalen Hoffnungen verheißen hat, wird sich der Sorge um die gedeihliche Entwicklung der neuerworbenen Stadt nicht entschlagen wollen; sie wird — wir dürfen dies erwarten — geneigt sein, die Vorteile, welche die Zugehörigkeit zu einem großen Staatskörper darbietet, dem hiesigen Gemeinwesen in unverkürztem Maße angedeihen zu lassen. Die Bürgerschaft selbst aber wird durch ihre bewährte Tüchtigkeit und Betriebsamkeit, durch den Sinn für die öffentlichen Interessen ihrer Vaterstadt, vornehmlich aber durch jenen Geist der Humanität, der als die schönste Blüte der früheren Institutionen bezeichnet werden darf, bestrebt und vermögend sein, Frankfurt auch fernerhin die geachtete und hervorragende Stellung zu bewahren, die es bisher mit Erfolg behauptet hat."

Das Schriftstück erschien damals in der von Rittweger herausgegebenen Sammlung „Aktenstücke zur neuesten Geschichte von Frankfurt a. M." nach dem Abdruck, den es im Stuttgarter „Beobachter" am 6. November gefunden hatte. Der Senat fungierte zunächst als kommunale Magistratsbehörde weiter, bis zum 28. Februar 1868. An die Stelle des Senats als kommunale Verwaltungsbehörde trat der aus zwei Bürgermeistern, 4 besoldeten und 6 unbesoldeten Stadträten bestehende Magistrat; die staatliche Aufsicht führte die königliche Regierung in Wiesbaden mit dem Regierungspräsidenten an der Spitze und in Frankfurt vertreten durch den Polizeipräsidenten. Neben diesem bestand die 54 Mitglieder umfassende Stadtverordneten-Versammlung, die bereits am 25. September 1867 ins Leben getreten war und deren Alterspräsident Dr. Reinganum, deren erster Vorsteher Ant. Th. Brentano wurde. Die Einführung des von letzterer gewählten Magistrats nach dem Gemeindeverfassungs-Gesetz für Frankfurt vom 25. März 1867 erfolgte am 27. Februar 1868 durch den Oberbürgermeister Dr. Heinrich

Mumm, nachdem derselbe von dem Regierungspräsidenten v. Diest vereidigt worden war. Zweiter Bürgermeister wurde Senator Dr. Berg.

Welcher Zwiespalt durch die Annexion in die Frankfurter Bürgerschaft gekommen war, läßt sich erst ganz begreifen, wenn man die langen Kämpfe in Erwägung zieht, die seit 1849 hier zwischen den Demokraten und Gothaern ausgefochten waren, welchen letzteren es nicht allzu schwer fiel, sich in die neue Lage zu finden. Selbst die Schuljugend wurde gleich anfangs mit in diesen Zwiespalt gezogen. Der Protest gegen die Annexion kam auch dadurch zum Ausdruck, daß Eltern ihren Kindern die Hüte und Mützen in den Stadtfarben ausstaffierten. Die Kinder preußisch gesinnter Familien trugen nun ostentativ Schwarzweiß. Darüber geriet sich die liebe Jugend in die Haare und das führte zum Verbot der rotweißen Abzeichen durch den noch in Funktion begriffenen Senat. Stoltze, der in der Schweiz davon erfuhr, dichtete das „Allerneueste Frankfurter Volks- und Musterschul-Liedchen“:

„Die roth un weiße Läppercher,
An Hütercher un Käppercher
Von Büwercher un Mädercher
Verbiete die Senätercher.

Verbiete die Senätercher,
Die weiland Demokrätercher,
Jetzt schwarz un weiße Plänzercher
Mit gold'ge Competenzercher . . .“

Stoltze hatte die unfreiwillige Muße des Exils zu einer Erholungsreise durch die Schweiz benutzen können, über deren Verlauf die Ankündigung einer poetisch-humoristischen Schilderung Auskunft gibt, die er damals im Sinn hatte. Unter den Kapitelüberschriften befanden sich folgende vielversprechende: „Der Abt von St. Gallen“, „Hampelmanns Sprung auf die Tellsplatte“, „Die Entstehung von Oos“, „Hampelmann in Baden“. Dies poetische Reisetagebuch sollte in einer Reihe von Krebbelzeitungs-Nummern erscheinen unter dem gemeinsamen Titel „Hampelmann im Exil“. Mit diesem Plan kehrte er nach dem Erlaß der Amnestie im Oktober aus Baden-Baden, wo er mit Georg Herwegh verkehrte, nach Frankfurt heim. Doch blieb es bei der ersten Nummer, die der Flucht nach Stuttgart und dem dortigen Aufenthalt gewidmet war. In humoristisch-poetischer Form stattete er hier den Schwaben den Dank für die bei ihnen

genossene Gastfreundschaft ab mit einem Loblied auf das schöne Stuttgart und alle seine Sehenswürdigkeiten. Von den Schwaben selbst sang er:

„Wer'n ääch vor verzig Jahr gescheit! —
Vor verzig Jahr un länger
Warn se schon freiheitskampfbereit
Und Uhland war ihr Sänger . . .
Sie redde wie se's denke so,
Net zart polirt mit Finte,
Un juxe ääch net schaddefroh
Sitzt Ääner in der Dinte."

Im Prolog dieser Nummer schilderte Stoltze mit grimmem Humor den ersten Eindruck, den die zur preußischen Kreisstadt degradierte Vaterstadt auf ihn machte, und eine Ironie des Zufalls wollte, daß er dabei den Pfarrturm anredete, der glücklicherweise noch auf seinem alten Fleck stehe.

„Ich fahr' nicht zur Donau, ich fahr nicht zum Rhein,
Laß draußen die Darm, laß draußen!
In Frankfurt ist's schön! — und ich wohn' ja nicht drein,
Ich wohne vor Sachsenhausen.

Dort wohn' ich, romantisch am Mühlberg hinan,
Ein sturmverschlagner Odysses;
Der Pfarrturm schaut her und schaut fragend mich an. —
Ich zucke die Achseln: So is es.

Ich tröste den alten ehrwürdigen Herrn:
Sei still doch und laß das Gegreine!
Du Pfarrturm, du hast doch noch deine Latern,
Zum Teufel ist aber die meine!"

Daß im nahenden Jahre der Frankfurter Kaiserdom samt dem Pfarrturm abbrennen werde, wie hätte er es ahnen können! Der Pfarrturm war ihm das Symbol der glanzvollen Vergangenheit Frankfurts, und sein Geist suchte Trost in dieser Vergangenheit vor den Eindrücken der schmerzlichen Gegenwart. Er war mit der Absicht heimgekehrt, sich in das Unabänderliche nach bestem Können zu fügen. Die lange Muße, die ihm die Exilszeit gewährt hatte, war nicht unbenutzt verstrichen. Viel hatte er während dieser Zeit über sein Schicksal nachgedacht, das in so eigentümlicher Weise sein eigenes Leben mit den Hauptepochen der Geschichte der Freien Stadt Frankfurt — 1816, 1833, 1848, 1866 — verknüpft hatte. Genau ein Halbjahrhundert hatte die Verfassung der Freien Stadt Frankfurt bestanden; genau ein Halbjahrhundert war er nun selber alt. Seit seinem ersten Erwachen zu einem politischen Bewußtsein

war er Zeuge gewesen, wie Frankfurt wieder und wieder zum Brennpunkt der großen nationalen Einheits- und Freiheitsbewegung und der sich gegen sie wendenden Demagogenverfolgung wurde. Mit Entrüstung las er jetzt in den Zeitungen, es sei eitle Großmannssucht, wenn Frankfurt sich so auf seine freistaatliche Selbständigkeit versteife, seine Bevölkerung sei immer nur partikularistisch gesinnt und von engherzigstem Krämergeist beseelt gewesen. Er wahrlich wußte es besser! Die Knabenzeit im „Rebstock" belebte sich jetzt mit greifbarer Deutlichkeit vor seiner Phantasie, das Bild des Vaters und der geliebten Schwester — und diesmal hielt er die Bilder der Vergangenheit fest! Die erste seiner größeren Erzählungen aus der Jugendzeit entstand: „Der rote Schornsteinfeger".

Für ihre Veröffentlichung gründete er eine neue Zeitschrift in kleinerem Format, der er den Titel „Der wahre Jakob, ein gemütliches Mainlinienblatt" gab. „Aus den Jugendjahren eines Unverbesserlichen", unter dieser Aufschrift kam die Erzählung zum Abdruck. Die Herausgabe des Blattes wurde ihm jedoch durch die nun preußische Polizeibehörde sehr erschwert. Er mußte eine hohe Kaution, 800 Taler, zahlen, deren Aufbringung ihm sein Freund Hadermann ermöglichte. Daß ihm zwei Altfrankfurter, Oberbürgermeister Mumm und Senator Jäger, dabei noch chikanöse Schwierigkeiten machten, erbitterte ihn ganz besonders. Aber auch von echter Freundschaft erlebte der Dichter in dieser Zeit wieder manche schöne Probe; so hatte ihm H. B. Rosenthal, als Eigentümer der ehemaligen Zickwolff'schen Villa am Fuße des Mühlbergs bei Sachsenhausen, diese samt Garten für die Dauer eines Jahres zur Verfügung gestellt.

Am 1. Januar 1867 erschien die No. 1 des „Wahren Jakob". Sie wurde den bisherigen Abonnenten der unterdrückten „Latern" zur Ansicht übersandt, und nicht ein einziger hat das Blatt zurückgewiesen. Dagegen wurde die Erlaubnis zum Kolport von der Behörde verweigert. Senator Jäger wies das Gesuch mit dem Bemerken zurück, daß er „nicht zur weiteren Verbreitung des Blattes beitragen wolle". Als dann die Nummer 10 jenen Abschnitt vom „Roten Schornsteinfeger" brachte, der mit Humor schilderte, wie anno 1832 die Demagogen im „Rebstock" das Lied: „Ferschte zum Land enaus" sangen, fand der Civilkommissar und spätere Polizeipräsident v. Madai in dem Abdruck des Gedichts eine Majestätsbeleidigung und konfiszierte

die Nummer. Um ein Haar wäre Stoltze sofort verhaftet worden. Es gelang ihm aber doch, Herrn v. Madai zu überzeugen, „daß der fromme Wunsch jenes Lieds vom Jahre 1830 nicht den gegenwärtig in Deutschland regierenden Fürsten gelte“. Man hat dem Herrn v. Madai nachgerühmt, daß er sehr versöhnlich in Frankfurt gewirkt habe, und in den Kreisen, wo er Orden und Titel zu verteilen hatte und sich's an festlicher Tafel wohlsein ließ, gab er sich auch sehr charmant. Für die so natürliche Volksstimmung, die Stoltze vertrat, hatte er aber kein Verständnis, und den Bürgertrotz der wirtschaftlich Schwachen bekämpfte er anfangs mit den elenden Zwangsmitteln des Polizeistaats. Verschiedene schnell einander folgende Maßregelungen verleideten dem Dichter die Fortsetzung des Blattes in regelmäßiger Folge; er hatte das Gefühl, er würde bei seinem Drang, sich an den neu entbrannten Kämpfen der Bürgerschaft zur Sicherung des städtischen Vermögens in alter Weise zu beteiligen, aus den Konflikten mit der Polizei nicht herauskommen. „Habt Geduld!“ überschrieb er das Leitgedicht in Nr. 20:

„Weisheit kommt nur mit den Jahren! —
Frankfurt, wenn auch alt an Ruhm,
Ist doch jung und unerfahren
Noch im Potentatentum.
Habt Geduld! Mit gleichen Füßen,
Wie der Bajazz übers Seil,
Springt man nicht aus einer süßen
Freiheit in das Gegenteil.

Habt Geduld! Nur mit der reifen
Einsicht gehet ins Gericht!
Wir sind grün noch! wir begreifen
Unser neues Glück noch nicht!
Was uns lehrten unsre Väter
Hänget noch den Kindern an; —
Habet Nachsicht drum auch — später! —
Jung gewohnt ist — alt getan! . . .“

Aber noch ehe er mit der regelmäßigen Fortsetzung des „Wahren Jacob“ abbrach, erwuchs seiner Seele aus dem neuen Unglück der Vaterstadt ein Erlebnis, das sie in besseren Einklang brachte mit der werdenden Zeit. In der Nacht vom 14. zum 15. August 1867 wurde der Dom samt dem Turme zum größten Teile ein Raub der Flammen. Die alten herrlichen Glocken, die Stoltze wie oft als Knabe droben beim Glöckner Pistor selbst hatte läuten dürfen, schmolzen dahin in der verheerenden Glut.

„Un als se schmolze, Stück um Stück,
Enunner in die Gluthe,
Mir war's, als dhet mei Jugendglück
Mir aus dem Herze blute;
Mir war's, als ob mei Kinnerzeit
Mit allem Klang un Schimmer
Un ihrer ganze Seligkeit
Zerfalle dhet in Trimmer."

Und bei dem furchtbaren Schauspiel dieses Brands überkam den Dichter eine Empfindung, in der sich seine Vaterlandsliebe als Deutscher und sein Patriotismus als Frankfurter wunderbar harmonisch verschmolz. Beim Anblick der flammenden Ruine gab ihm die noch größere Trauer über die Zerklüftung des Vaterlands durch die Mainlinie das folgende Lied ein:

„Alles, was uns lieb und teuer,
Was uns heilig, hoch und wert:
Unsren Tempel fraß das Feuer,
Unsre Freiheit fraß das Schwert.
In den Sturm des jähen Falles,
In der höchsten Flammennot:
Vaterland! Du über Alles!
Diese Glut dein Morgenrot!

Mitten zwischen Süd und Norden
Ragt am Main der Kaiserdom;
Deutsche hier und Deutsche dorten, —
Vaterland, dich trennt ein Strom!
Eh du sollst als Markstein ragen,
Alter Pfarrturm, hier am Fluß,
Lieber soll dich niederschlagen
Flammend Deutschlands Genius.

Nimmermehr ein Pfahl der Schande
Deutschen Zwiereichs sollst Du steh'n!
Herrlich sollst du aus dem Brande,
Eine Ehrensäule, geh'n!
Deutscher Freiheit Ehrensäule,
Aus vereinter Volkeskraft!
Allen Feinden eine Keule,
Hochgeschwungen, riesenhaft!

Freiheit! — komme! Deutschland! — werde!
Sink' der Göttin an die Brust!
Nord und Süden Eine Erde,
Eine Liebe! Eine Lust!
Saht ihr uns're Feuerzeichen,
Frankfurts lohen Opferbrand?
Ueber unsren Riesenleichen
Reichet euch die Bruderhand!"

König Wilhelm, der zufällig auch von dem Brand Zeuge geworden war, stellte zum Wiederaufbau des Doms beträchtliche Mittel zur Verfügung und die Beiträge, die von überall her aus Deutschland dem schnell gegründeten Frankfurter Dombau-Verein zuflossen, bewiesen, wie gern man diese Gelegenheit benutzte, der altberühmten deutschen Stadt die alte Liebe zu bezeugen. Nicht wenig trugen Stoltzes „Dombaulieder" dazu bei, die Frankfurter selbst für den Wiederaufbau zu begeistern. Gleich nach dem Brand erschienen sie in einer Fortsetzung seines Blattes, der er den Sondertitel „Frankfurter Pechfackel" gab. „E Frankfort ohne Pathorn wär wie e Pathorn ohne Frankfort", ließ er darin seinen Hampelmann sagen. „Un was den Domm betrifft, da hawwe Katholike un Protestante, Judde un Christe all nor ä ä n Glääwe: er mißt widder uffgebaut wern!" Noch vor Ende 1868 konnten Magistrat und Stadtverordnete den Entschluß fassen, Dom und Pfarrturm nicht nur herzustellen, sondern auch freizulegen und den Turm nach dem ursprünglichen Plane auszubauen.

Daß bis zur Vollendung des Aufbaus ein neues Deutsches Reich erstanden sein würde, das keine Mainlinie mehr kannte, ahnte damals wohl niemand in Frankfurt, und als Stoltze im gleichen Jahre den Zimmerspruch zur Vollendung des Notdaches über der Domruine dichtete, da schwebte seiner Sehnsucht noch das Ideal eines neuen Reichs vor, dessen Hauptstadt Frankfurt a. M. sein würde.

„Nun schirm' dich Gott, du Kaiserdom,
Samt Stadt und Volk am Frankenstrom!
Aus Flammenpein und Herzeleid
Ersteh' zu neuer Herrlichkeit!

Der erste Gruß herab vom Dach,
Dir, Deutschland, gilt er tausendfach,
Dem Vaterland, dem Heimatschoß!
Sei glücklich, einig, frei und groß!

Gelagert an des Domes Fuß,
Dir, Frankfurt, einen zweiten Gruß!
Du hochberühmt und ehrenhaft,
Gott grüß' die ganze Bürgerschaft!

Den dritten Gruß mit lautem Schall
Dem Handwerk und den Meistern all'.
Was führt die Axt, was schwingt das Beil,
Dem Handwerk Gruß, dem Handwerk Heil!

Glückauf! das Handwerk hat gesiegt.
Hoch steht der Baum, der Wimpel fliegt
Und flattert in der Lüfte Strom,
Glück auf, zum neuen Kaiserdom!"

Der schöne Spruch wurde bei der Feier auf dem Notdach am 7. September in Anwesenheit der Meister Prößler, Benkard, Meixner und Petri nach Abblasung eines Chorals auf dem nach dem Domplatz gelegenen Türmchen vom Zimmerparlier Bender vorgetragen.

Als am Schlusse des Jahres der Dichter einen Versuch machte, seine „Latern" neu aufleben zu lassen, begegnete er demselben kleinlichen Widerstand der Polizeibehörde, die auch die sämtlichen im Juli 1866 konfiszierten Vorräte, selbst die noch vorhandenen Nummern der harmlosesten Krebbelzeitungen in strengem Verwahr behielt. Man schien es auf den wirtschaftlichen Ruin des Frankfurter Volkspoeten abgesehen zu haben, der schon in Zeiten von deutscher Einheit und Freiheit gesungen hatte, als dies in den Augen eines preußischen Polizeipräsidenten das größte Verbrechen war. So konnte er erst recht lebhaft auch den wirtschaftlichen Rückgang mitempfinden, der sich in der Altstadt als natürliche Folge der Beseitigung des Bundestags damals geltend machte, und der durch das Anwachsen der Steuern doppelt fühlbar wurde. Er teilte die Mißstimmung durchaus, die so manche Vorschrift und Neuerung weckte und gegen die sich Altfrankfurt nach dem Grundsatz des jetzt gar oft citierten „Pompier Braunschweig" wehrte: „Was geht's mir aa? wann's brennt, bumb' ich!" Doch der Dichter verlor seinen Humor nicht, und wenn er unter all den Chikanen, denen gerade er von seiten der Polizei ausgesetzt war, nicht preußenfreundlicher wurde, so kann dies niemand wundern. In jener Probenummer ließ er die „Frankfurter Latern" das Klagelied anstimmen:

„Meine Leser, die waren im Steigen,
Mitarbeiter auch fehlten mir nicht;
Lasset mich ihre Namen verschweigen,
Hier nur scheut die „Laterne" das Licht.
Von vieltausend quartalweisen Gulden,
Nebst Kolport in bedeutendem Flor,
Hab' ich nichts als die laufenden Schulden,
Meine Ehre und meinen Humor.

Mit dem größten zweispännigen Wagen,
Kam gefahren die Preßpolizei;
Kaum vermochten die Achsen zu tragen,
Was man war zu verladen so frei.

Gründlich leerten sie alle Regale,
Pult und Schränke, das ganze Komptor,
Nichts behielt ich als Wände, als kahle,
Meine Ehre und meinen Humor.

Nicht ein Lied! Keine einzige Strophe,
Nicht ein Schnitzel beschrieben Papier!
Und sie fuhren's zum „Clesernen Hofe",
Und da hat es nun freies Quartier.
Und da liegt's nun trotz allem Begnaden,
Achtzehn Mond' hinter eisernem Tor,
Doch ich habe noch, außer dem Schaden,
Meine Ehre und meinen Humor ..."

Von seinem damals etwas grimmig gestimmten Humor gab er im folgenden Jahr eine größere Probe. Die Annexion Frankfurts hatte in der deutschen Presse ein lebhaftes Für und Wider geweckt, in welcher die Rheinländer Classen-Kappelmann und Friedr. Harkort in hervorragender Weise für Frankfurt eintraten, während der frühere Präsident der nassauischen Volkskammer und nunmehrige Reichstagsabgeordnete für Wiesbaden, Karl Braun, schon längst in Schrift und Wort ein eifriger Gegner der deutschen Kleinstaaterei, mit besonderer Schärfe als Verteidiger der Annexion auftrat. Im Herbst 1868 erschien Brauns Schrift „Frankfurts Schmerzensschrei und Verwandtes". Braun, auch ein witziger Kopf, hatte darin „den höchst talentvollen Dialekt- und Lokalpoeten Stoltze", den „trefflichen Laternendichter" zum Zeugen für seine Ansicht gemacht, daß in Frankfurt der Hauptsitz eines verzopften Kirchturmphilistertums gewesen sei, indem er des Dichters humoristische Dialektgeschichte „Von Frankfurts Macht und Größe" zum Abdruck brachte. So sah Stoltze ein Lieblingsstück seines Humors, in dem er mit lächelnder Liebe dem alten längstverstorbenen Großvater Rottmann ein Denkmal gesetzt hatte, als Waffe gegen sich in dem Kampf für Frankfurts Ehre und Ruhm verwertet. Mit loderndem Zorn ging er an die Antwort. Er beschwor seinerseits den Geist des Großvaters Rottmann. Und damit wurde die Einleitung der Schrift ein Kabinettstück seines Altfrankfurter Humors von ergreifender Wirkung.

„Hast de dann die Broschür gelese, Großvatter?" läßt er den alten freundlichen Herrn, der erschienen ist, um sich nach dem Verfasser der Schmähschrift gegen Frankfurt zu erkundigen, den von dem Wiedersehen tieferschütterten Enkel fragen. „Des weniger, dann so Zeug kimmt net in Himmel.

Awwer e kerzlich verstorwener Frankforter hat mer die Sach verzählt. So e Braun! — So e —! Awwer wart, Berschi, ich will dich be-Frankfurts Macht un Größele!" — „Sei nor net bös, Großvatter, daß ich dich dazumal mit dere Geschicht in die Krebbelzeitung gesetzt hab!" — „Fällt merr gar nett ei! Heut noch unnerschreib ich jed Wort. Nor hätt ich gewinscht, du häst die Sach in e würdiger Form gebracht, dann vor denjenigte, der in die Mysterien der Frankforter Sprach net eigeweiht is, sieht's fast wie e Uhz aus. Awwer der Grundgedanke is gut: Frankforts Macht un Größe! — So an der Sachsehäuser Wart uff em Chausseehaufe zu steh un stolz erunnerdeute zu könne uff die Stadt, war des nix?

Hie unnerm blaue Himmelsdach,
Von Griesheim fast bis Ofebach,
Von Yseborg seim erste Haus
Bis iwwer Bornheim weit enaus,
E ganz Quadratmeil in der Rund
War freier deutscher Berjergrund!
Un Reichtum, Wohlstand rings im Thal,
Wer hat's in Deutschland noch emal? . . ."

Stoltze gab seiner Streitschrift den Titel „Schwarz-Weiß-Braun nebst Verwandtes" und bezeichnete sie — um den scharfen satirischen Ausfällen den Charakter der Dichtung zu sichern — als „Roman". Sie erlebte in jener bewegten Zeit neun Auflagen (Selbstverlag des Verfassers, Druck von G. L. Löw) und erregte viel Aufsehen — stürmischen Beifall in Frankfurt, wo auch die „Frankfurter Zeitung" sehr energisch gegen die Angriffe protestierte — entschiedenes Mißfallen in Berlin, was sie auch sollte. Die Lektüre der Schrift war die letzte Freude der alten Mutter des Dichters, die am 24. Dezember 1868, neunundsiebzig Jahre alt, starb. Zu bedauern bleibt, daß die Polemik Stoltzes gegen Braun sich zu Insinuationen verstieg, die dem im Grund sehr jovialen Verfasser der „Bilder aus deutscher Kleinstaaterei" entschieden Unrecht taten. Dessen Angriff bot ihm eben Gelegenheit, sich einmal so recht den Groll von der Seele zu wettern, der an ihm seit der Annexion zehrte.

„Des klääne Frankfort, war des net
Im große Deutschland auserlese!
Sei Freiheit hat sich's schon gerett
Als Zollern noch Vasall gewese . . .

Hie war der Freiheit Zufluchtsort,
Im weite Vatterland der letzte;
Trotz Bundesdag der Ruheport
For alle Halbzubodtgehetzte.
Frei war die Press' un frei die Redd!
Frei hat sich hie des Volk versammelt;
Hie krisch der Braun — in Wiesbad net!
Hie hat sei weiser Max gestammelt;
Hie konnt' der Metz, die hessisch Größ',
Des Dalwigk ohne Maulkorb spotte,
Hie dobte Schulze delitzsch'ös,
Dahääm da war des all verbotte;
Hie machte sich die Herze Luft
Von ihre heimatliche Sorje!
Hie hat der Völk sein Grimm verbufft
In langer Redd von heut bis morje.
Hie war de deitsche Mittelpunkt
For „alle Arte Hexemeister“!
Bald Lercheschlag, — bald ward geunkt,
Frei war die Bahn for alle Geister;
Von hier aus gung ins Land der Ton
In Schrift un Wort un offeherzig;
Hie war der Pulsschlag der Nation,
Des Herz, seit Anno Achtunverzig ....
Korz, der bollidisch Angelstern
War Frankfort — un des war vermesse!
Es war im Weg, — net wahr, ihr Herrn?
Drum fort derrmit! kaput — vergesse!“

So eiferte er in seinem Zorn, aber sein wurzelstarker Patriotismus erlitt darüber keine Einbuße. Als ein Denkmal der deutschen Einheit, wie sie nach dem Machtgebot der Geschichte durch den großen siegreichen Krieg gegen Frankreich unter König Wilhelms Führung und durch Bismarcks Staatskunst im Sinn der Frankfurter Erbkaiserpartei verwirklicht wurde, wuchs der neue Turm des Frankfurter Kaiserdoms empor, und zum Guß der größten der neuen Glocken wurde von dem in Versailles zum deutschen Kaiser erhobenen König von Preußen das Metall von der Beute französischer Kanonen geliefert.

Beim Ausbruch des Kriegs hatte sich die patriotische Begeisterung der Bürgerschaft Frankfurts in heller Einmütigkeit geregt, und Stoltze sang:

„Hie Frankfurt! Treu in alle Welt!
Und deutsch wie immer!
Vom Brenner bis zum blauen Belt,
Wer ist's, der Deutschland höher hält?
Wir glauben's nimmer!“

Gegen Napoleon und dessen Rheingelüste richtete er in der Frankfurter „Latern" im Wetteifer mit dem Berliner „Kladderadatsch" seinen witzigen Spott, und als der Krieg trotz all unsrer Siege sich in die Länge zog, da beschwor sein Lied den Genius des Friedens:

„Germania, von deinem Schwerte trieft
Wie Narden Sieg, berauschend uns mit Düften!
Und all' ihr guten Engel, die ihr schlieft,
Schwebt über Deutschland in den goldnen Lüften.

Ein Genius mit seinem Ölzweig nur,
Und du, die schönste Göttin unser'm Volke,
Ihr berget euch im leuchtenden Azur
Noch hinter einer pupurfarb'nen Wolke.

Gebenedeiter Tag am Himmelssaum,
Da unser Volk die Eichenkränze bände,
Indes die Sonne steigt, — o schöner Traum,
Und jene purpurfarbne Wolke schwände!

Und mit dem Frieden sänk' ins Vaterland
Die goldne Freiheit, um bei uns zu weilen!
O Freiheit! Balsam! unter deiner Hand
Wie sollten dieses Krieges Wunden heilen!"

Und als dann das neue Reich gegründet war, als am 10. Mai 1871 der eiserne Kanzler in Frankfurt a. M. den Frieden mit Frankreich zum Abschluß brachte, als die festlichen Einzüge der heimkehrenden Sieger die Städte Deutschlands mit Jubel erfüllten, da fand Stoltze, wie Freiligrath, in seinem Herzen den vollen Ton der Freude. Es fühlte wieder „Barbarossisch", aber nicht mehr mit romantischer Sehnsucht, nicht mehr mit skeptischer Ironie, sondern im frohen Einklang mit der Gegenwart. Den alten Rotbart selbst ließ er sein Empfinden in dem dramatischen Scherzspiel „Hampelmann auf Wilhelmshöhe und im Kyffhäuser" bezeugen.

„Der Bann ist abgetan! Der Zauber ist zerronnen,
Der ein Jahrtausend schier auf meinem Haupt geruht.
Deutschland bring' ich zurück ins heit're Licht der Sonnen,
Die alte Herrlichkeit, das hohe, heil'ge Gut.
Zerfallen war das Reich, mein großes Reich zerfallen,
Der Völker Kinderspott, das Staunen einst der Welt!
Das tapfre, deutsche Volk, das herrlichste vor allen,
Getrennt in kleinem Haß, in keiner Not gesellt.
Die Beute jedem Feind, der aus Germaniens Krone
Die schönsten Perlen sich und Edelsteine brach,
Die Fürsten brüstend sich in fremder Zwingherrn Frohne!
Am deutschen Herzen fraß mir Grimm ob dieser Schmach...

O deutsches Volk, an das mich jede Faser kettet,
Heil dir, es stieg dein Stern mit neuem Glanz empor!
Mich hast du aus dem Bann, dich vor der Schmach gerettet,
Und herrlich stehst du da und groß wie nie zuvor!
Am Herzen liegen sich die langgetrennten Stämme,
Die Zwietracht ist dahin. Sei sie auf ewig todt!
Und heilig, wunderbar, ob unsrer Berge Kämme,
Und leuchtend einer Welt, strahlt Deutschlands Morgenrot!"

Bald nach dem Ausbruch des Krieges hatte Stoltze eine Probenummer der „Frankfurter Latern" mit seinen ersten Kriegs- und Siegesliedern erscheinen lassen; zwei weitere Flugblätter dieser Art erhielten den Titel „Deutsche Latern". Die Idee zu dieser Titeländerung stammte von W. Kaulen, dem früheren Herausgeber der „Rheinischen Zeitung" in Düsseldorf; Kaulen hatte Beziehungen zu dem Maler Wilhelm Busch, der damals viel als Gast des Keßler'schen Hauses in Frankfurt lebte, und gewann den genialen Zeichner zum Mitarbeiter, nachdem er sich mit Stoltze über die gemeinsame Herausgabe einer „Deutschen Latern" verständigt hatte. Die erste Nummer brachte den Busch'schen Zeichnerscherz „Wie man Napoliums macht" und noch andres von Busch. Doch blieb es, wie gesagt, bei den Probenummern. Stoltzes selbständige Natur vertrug sich nicht mit Kaulens Art, das Blatt zu führen, und er trat vom Vertrage zurück. Ein treues Bild von den wechselnden Stimmungen, die das heiße Herz des Dichters in der Zeit des Übergangs von 1866 bis 1871 bewegten, gibt der schon erwähnte 3. Teil der „Sämtlichen Gedichte", der im letzteren Jahre, dem „Frankfurter Verein" in New-York gewidmet, erschien. Das Widmungsgedicht hob an:

„Un dhät des Glick, Gott wääß wie weit,
Bis nach Dripsdrill mich stumbe,
Wo die berihmt Babbiermill leiht,
Die Dhaler mecht aus Lumpe;
Un käm' ich iwwer Buxtehud
Bis zu de Hottendotte
Und hätt merr dort ihr Herz und Schnud
Die Kronprinzeß gebotte;
Un säß ich in der Schlaraffei
Wo's Wei un Bratwerscht regent,
Kää Paff is un kää Bollezei,
Gewiß e glicklich Gegend!
Un wär ich bis am End der Welt
Un noch e bissi driwwer,

Wo'm liewe Gott sei Postkutsch hält
For's selige Enimwer;
Ja, säß ich selbst im Himmel drei,
Wo se den Nektar schenke:
Bei jedem Troppe Aeppelwei
Mißt ich an Frankfort denke! . . . .
O Frankfort! wo ääm des Geschick
Ääch immer hingetriwwe,
Mit goldner Schrift un Pathornsdick
Bleibst de in's Herz geschriwwe . ."

Seine ehrliche Freude an der endlich gewonnenen deutschen Einheit wurde zwar getrübt durch das Bedauern, daß von dem neuen deutschen Bundesstaate die acht Millionen Deutschösterreicher ausgeschlossen blieben, auch konnte er schwer verwinden, daß in dem neuen Reich die alte Freie Reichs- und Kaiserkrönungsstadt wirklich weiter nichts als eine „Kreisstadt im Regierungsbezirk Wiesbaden der preußischen Provinz Hessen-Nassau" sein und bleiben sollte, aber zu der rein negativen Opposition, in welche der greise Johann Jacoby in seiner Verbitterung damals die deutsche Demokratie hineinzusteigern suchte, fand er sich nicht hingezogen. Die Persönlichkeiten freilich, deren kühne Energie und Staatskunst die Gründung des Reichs ermöglicht hatten, direkt zu feiern, so kurz, nachdem dieselben so vieles unterdrückt und beseitigt hatten, was dem Dichter über alles teuer war, das vermochte er nicht. Die scharfe Satire, mit der er nach der Annexion schnellfertige Überläufer verurteilt hatte, verstummte zwar, aber den allzu Nachgiebigen von damals trug er die „Untreue" weiter nach. Die unbedingte Heeresfolge, die nun im Reichstag die Mehrzahl der früheren „Gothaer" der Reichsregierung leistete, oft auf Kosten alter Forderungen des liberalen Bürgertums und unter Preisgabe von Rechten, die durch die Reichsverfassung garantiert erschienen, die offiziell sich äußernde Geringschätzung der Pionierdienste, die das achtundvierziger Friedenswerk des liberalen Bürgertums den großen kriegerischen Erfolgen der Bismarck'schen Staatskunst geleistet hatte, weckten seine Opposition. Sein Standpunkt war der Freiligraths, der nach der Amnestie sich durch eine National-Dotation im Stand gesehen hatte, aus dem Londoner Exil nach Deutschland heimzukehren, wo er während des Kriegs in Stuttgart-Cannstatt seine Kriegs- und Friedenslieder voll hinreißendem Schwung gesungen hatte. An diesen schickte Berthold Auerbach

im Frühling 1874 den Roman „Waldfried" mit dem Ersuchen, ihm ohne Zurückhaltung seine Meinung über die politische Seite des Buchs zu schreiben. Da antwortete er: „Du gehst mir zu weit in Deiner Einheitsfreude. Ich brauche Dich nicht daran zu erinnern, wie ich in den Tagen der Gefahr mich rückhaltlos auf die nationale Seite gestellt habe. Daß ich darum aber das „Reich", wie es aus dem Kampfe hervorgegangen ist, für das Höchste halten sollte, für das Ideal, nach dem wir Alle gestrebt, für das wir Kerker und Exil nicht gescheut haben: das, lieber Heinrich Waldfried, fällt mir nicht ein."

Ab und zu hatte Stoltze im Herbst 1871 einzelne Flugblätter nach Art der Krebbelzeitung als „Probenummern" einer neuen „Frankfurter Latern" seinen Lesern dargeboten. Zu Ende des Jahres kam eine solche, Druck von F. Körber, heraus mit dem Leitgedicht „Schon wieder eine Nummer". Darin rief er, nach einem Seitenblick auf andere Dichter, die sich damals in bedingungsloser Verherrlichung des neuen Zustands gefielen:

„Gott weiß, ich liebe dich, mein Vaterland!
Ich war in deinem Dienste niemals fehlend;
Ich litt für dich, verfolgt, verarmt, verbannt,
Und stets in Treu zu dir mich neu beseelend;
Doch ach, es blieb ein Dichter bei Verstand,
Bei deinem Rausch, dem Wahnwitz nah verwandt;
Ein Jahr des Rauschs für viele Jahre Elend!

Wenn ich für Mächtige die Saiten schlüg',
Wer weiß, ob sie auch mich nicht lieb gewönnen! —
Wie ich mit schönen Träumen mich belüg',
So hätt' ich andre auch belügen können.
Mein Pegasus im Joch, ob er's ertrüg?
Nein; neben Stieren ist er ungefüg;
Ich will ihm lieber doch die Freiheit gönnen!"

Am Schlusse der Nummer folgte die Ankündigung: „Mit Januar 1872 erscheint die „Frankfurter Latern" regelmäßig. Ihre Färbung wird eine rosige sein; sie wird daher alles ins beste Licht setzen. Unsere prosaischen Kommunal-Angelegenheiten wird sie poetisch erhellen und unsere poetischen Kommunal-Angelegenheiten prosaisch verdunkeln, wollt' ich sagen: noch poetischer verklären; die Redaktion unterhält das Publikum und das Publikum unterhält die Redaktion. Vorerst sind von unsrer Seite vorgesehen: Aus der Geschichte Frankfurts: Der Herbstkrawall und die Frankfurter Laternenpromenade; Der Durchzug der Polen; Das Fest auf dem Sand-

hof; Der Ausbruch der Gefangenen des 3. April, oder: Die Verschwörung im Gasthaus zum Rebstock usw. Sodann: Die Schiffahrt nach Königstein (1827), Die Flucht von Königstein (1860)." In der Tat erschien vom 17. Februar 1872 an die „Frankfurter Latern" wieder regelmäßig und die angekündigten Erzählungen, wenn auch in anderer Aufeinanderfolge und unter anderem Titel, füllten das in dem Blatte neueingerichtete Feuilleton während der folgenden Jahre. In dem Zeichner G. Schmitt erhielt das Blatt einen humor- und talentvollen Illustrator.

Aus dieser Ankündigung geht hervor, daß bei dem Dichter, ehe er sich entschloß, den Roman „Polen und Studenten" zu gestalten, der Plan bestand, die Welt seiner Kindheitserinnerungen weiter in kleineren geschichtlichen Lebensbildern seinen Lesern zu erschließen. Daher mag wohl der ästhetische Grundfehler dieser von Stoltze nie beendeten größeren Erzählung stammen, der darin besteht, daß die schildernden Episoden desselben viel interessanter und poetisch weit wertvoller sind als die eigentliche Handlung mit den Liebesgeschichten der allezeit heiratslustigen Witwe Fingerhut, des leichtfertigen Barbiers Rensch und anderer Nebenpersonen. Sie sind zu dem lebensvollen Kern der wirklichen Lebenserinnerungen hinzuerfunden. Dem Dichter war eben bei diesem Werke viel mehr daran gelegen, die Frankfurter Demagogenzeit und ihre Beziehungen zum Vaterhaus in der humoristisch-gemütlichen Art darzustellen, die dem „Roten Schornsteinfeger" bei all seinen Freunden zu ganz besonderer Beliebtheit verholfen hatte. So erklärt es sich auch, daß Annett, die geliebte Schwester, obgleich die Heldin des Ganzen, in dem eigentlichen „Roman" aus der Altfrankfurter Zunftwelt fast gar keine Rolle spielt, daß sie uns vom Bruder, der ihr ein Denkmal setzen wollte, rein biographisch vorgeführt wird.

Und doch ist alles, was die Annett betrifft, so von poetischem Reiz umflossen, daß das Fragment „Polen und Studenten" schon um dieser einen deutschen Mädchengestalt willen unbedingt in Buchform aufleben sollte. Das so herzlich, im frischesten Dialekt hingeplauderte poetische Memoirenwerk verdient, zumal in Frankfurt, allgemein gekannt zu sein! Stoltze selbst wurde bis an sein Lebensende von Freunden und Verehrern zur Vollendung gedrängt, und den Vorsatz dazu hat er oft geäußert. In ganz kleinen Portionen auf die Nummern der „Latern"

verteilt, ja oft mit Unterbrechungen, wenn der politische Text den Raum beanspruchte, ließ Stoltze die oben genannten Erzählungen erscheinen. Tat dies schon der Wirkung einer kleineren Erzählung, wie „Die Flucht von Königstein," Abbruch, so mußte sich das bei einem Roman, den der Dichter nach Bedarf durch drei Jahrgänge fortsetzte, schließlich auch an seiner so elastischen Phantasie rächen. Als er im Juli 1879 mit der Veröffentlichung abbrach, beklagte er die falsche Art der Publikation: „Der Mißgriff ist nun einmal geschehen". Doch selbst in dieser Form hat das Werk bei allen Altfrankfurtern, die der Selbständigkeit ihrer geliebten Vaterstadt nachtrauerten, eine tiefe Wirkung getan, nicht minder wie die anderen Erzählungen, die aus dem eigenen Leben des Dichters geschöpft waren. Und diese Wirkung war eine doppelte. Der Humor, mit dem Stoltze jetzt von der Vergangenheit erzählte, hatte einen weicheren Grundton, als jener, mit dem er 1852 in kecker Jugendfrische in der Krebbelzeitung die Beseitigung der Frankfurter Stadtwehr beklagt, oder das Altfrankfurter Zunftwesen gröblich verspottet hatte: die Sehnsucht, mit der jeder Alternde nach dem Paradiese seiner Jugendzeit zurückblickt, das Bewußtsein, von Unwiederbringlichem zu erzählen, gab diesen Prosastücken eine zu Herzen gehende Wärme, die jeden Leser rein menschlich berühren mußte. Die lächelnde Ironie, die andrerseits der lebhafte Wirklichkeitssinn, der auch jetzt noch keck zugreifende Wahrheitsdrang des Erzählers dieser Wehmut beimischte, die lustigen Schlaglichter, die sein Humor auf das Unzulängliche der Zustände und Bestrebungen in der Demagogenzeit und der Zeit des Schillerfestes sprühte, wirkten versöhnlich auf jedes Frankfurter Gemüt, das der früheren Zeiten wohl gern gedachte, aber doch fühlte, daß jede Zeit ihr Recht hat. Die kleineren Geschichten, darunter auch die derbkomischen: „Der warme Deckel", „Das Jahresfest der Brautreise", „Parre Kännche" u. a. fanden in einer Buchausgabe unter dem Titel „Alte Neuigkeiten" (3 Bändchen, Verlag der Frankfurter Latern 1874 bis 1876) schnell weite Verbreitung. Wie schon früher bei den „Gedichten in Frankfurter Mundart", deren Volksausgabe 1879 zu erscheinen begann, hatte man in Frankfurt bald herausgefunden, welche erheiternde Wirkung sie beim Vorlesen ausübten und ihr Vortrag wurde in Vereinen ein beliebtes Mittel der Unterhaltung.

Zum Schmeichler partikularistischer Selbstüberhebung war

Stoltze aber nicht geworden. Selbst aus Freundesmund hatte er den Vorwurf zu hören, daß er bei aller Liebe für das alte Frankfurt in seiner Kritik der vergangenen Zustände bisweilen zu weit gehe. Diese Tadler vergaßen ganz, daß Stoltze Jahrzehnte hindurch im vordersten Glied der Männer gestanden hatte, die gegen allen Zopf des altrepublikanischen Gemeinwesens hartnäckig angekämpft, die 1849 und 51 die Grundrechte bejubelt und verteidigt, 1864 die Gewerbefreiheit und Freizügigkeit glücklich durchgesetzt hatten. Sie übersahen den tragikomischen Humor seines Dichterschicksals: als letzter Sänger der 48er Volkserhebung war Stoltze durch den Steckbrief des Kreisrats Willich von Offenbach und die Auslieferungsverträge zwischen den Frankfurt umgebenden Fürstentümern jahrelang in Frankfurt confiniert gewesen, da hatte sein Humor ihm gelehrt, aus dem Unglück einen Glücksfall zu machen und Frankfurt für den schönsten Aufenthalt der Welt zu erklären. Als „der Freiheit letzter Zufluchtsort" war es ihm in jener trüben Reaktionszeit über alles teuer geworden. Und so antwortete er, als solche Vorstellungen sich häuften, sehr energisch in seiner „Latern": „So sehr wir auch unsre Vaterstadt lieben, so kann uns dies doch nicht abhalten, die Wahrheit zu sagen, da, wo sie gesagt werden muß. Alles Gute, was nicht frankfurterischen Ursprungs ist, zu negieren, dagegen Alles und Jedes unbedingt und absolut zu loben oder zu verdunkeln, was im alten Frankfurt vorhanden gewesen, dazu geben wir uns nicht her. Beeinflussen lassen wir uns nicht. Das ist noch niemand gelungen." Als 1879 der Hannoveraner Dr. Johs. Miquel Frankfurter Oberbürgermeister geworden war und dieser aus alter Gewohnheit als nationalliberaler Parteiführer bei festlichen Anlässen Reden hielt, die den echten Patriotismus nur für seine Partei in Anspruch nahmen, schrieb Stoltze an gleicher Stelle: „In der Vaterlandsliebe bedürfen die Frankfurter keiner Anregung von seiten des neuen Herrn Oberbürgermeisters, diese Liebe ist bei uns Frankfurtern von jeher selbstverständlich gewesen und zu allen Stunden mit Gut und Blut betätigt worden. Franzosenfresser sind wir keine in Friedenszeiten, aber auch keine blinden Bewunderer der Franzosen; dafür haben sie unter dem ersten und dritten Napoleon schon zu viele dumme Streiche gemacht. „Diesen Kuß der ganzen Welt!" „Deutschland über Alles!" und „Iwer Frankfurt geht nix!" Das ist unser Motto!!!" Wenn

Neuerungen alte berechtigte Eigentümlichkeiten zu verdrängen suchten, ohne Besseres zu bieten, oder wenn es galt, der Altstadt die Messen, der Sachsenhäuser Gärtnerei ihr altes Gelände zu erhalten, da bewährte er sich als der Schutzgeist Altfrankfurts. Andrerseits fiel es ihm nicht mehr schwer, bei Gelegenheit den eisernen Kanzler als Einiger Deutschlands direkt zu feiern. Wenn dieser mit seinem Abgang drohte, brachte die „Latern" regelmäßig ein von ihrem Zeichner G. Schmitt vorzüglich erfundenes Bild: Bismarck als rüstiger Wandergesell greift zum Wanderstab, und darunter stand die hübsche Altfrankforterische Schelmerei: „Ach gehn Se fort un bleiwe Se doch noch e bissi da!"

Wie das schwarzrotgoldne Banner gehörte Stoltze in der Zeit nach 1870 zur Frankfurter Demokratie; er verkörperte in sich die Erinnerungen an die Kämpfe und Siege der Partei seit 1848, an die Ideale, für welche jenes Banner in der Sturm- und Drangperiode des Kampfes um deutsche Einheit und Freiheit das Symbol gewesen war. Während Leopold Sonnemann mit seinem durchaus tatkräftigen Wesen, seiner klaren Erkenntnis der wirtschaftlichen Bedürfnisse und Handelsinteressen der werdenden Großstadt die Frankfurter Demokratie neuorganisierte und ihre Wirksamkeit im Gemeindeleben zu einer wahrhaft schöpferischen auch in sozialpolitischer Hinsicht gestaltete, blieb Stoltze, mit dem Rechte des Dichters, der idealistische Gefühlspolitiker im Geiste Schillers, der sich hoffnungsfroh zu seinen Jugendidealen bekannte:

„Fröhlich auf! In Herz und Hirne
Gährt es noch wie junger Wein.
Über mir noch die Gestirne,
Schöne Welt, noch bist du mein!
Ob es auf dem Haupt, dem stolzen,
Weiß zu flocken auch beginnt,
Wär' es Schnee, er wär' geschmolzen,
Wie ein Reif im Lenz zerrinnt.

Meiner Jugend Ideale
Trag' ich frisch noch in der Brust;
Du hervor aus allen strahle,
Freiheit, meine höchste Lust!
Für dich ewig will ich zeugen,
Der Gewalt ins Angesicht;
Meinen Menschenstolz zu beugen,
Selbst ein Gott vermag es nicht. . ."

Dem entsprach seine Haltung in den zahlreichen Wahl-

kämpfen, die in den siebziger Jahren meist einen sehr heftigen Charakter hatten, und seine Beliebtheit in der Altstadt und in Sachsenhausen trug nicht wenig dazu bei, daß sich dort für Leopold Sonnemann als Reichstagsabgeordneten immer wieder starke Majoritäten fanden. Jenem Idealismus entsprach seine Haltung als Lyriker und Satiriker in der „Latern“ bei der Bekämpfung der politischen Übelstände im neuen Reich, bei der Erkämpfung jenes Maßes von Freiheit, das einst die Grundrechte des Frankfurter Parlaments allen Deutschen gewährleistet hatten. Für den Anspruch der Märtyrer und Pioniere des deutschen Gedankens in der schmachvollen Bundestagszeit auf den Dank der jetzt geeinten Nation trat er begeistert ein; er pflegte die Erinnerungen an diese Männer, feierte die, so starben, im poetischen Nachruf, beging das Jubiläum des „Hambacher Festes“, des „Frankfurter Attentats“, des „deutschen März“ durch ernste und heitere Erinnerungen. Er war der Verfasser des Aufrufs für das Denkmal von Ludwig Börne, er sorgte dafür, daß für den deutschen Volksmann August Wirth, daß für die „Septembergefallenen“ des Volks auf dem Frankfurter Kirchhof Grabmäler erstanden. Stoltze bekämpfte den Militarismus, die Bevorzugung des Offizierstandes zum Nachteil des Bürgerstandes, die Geheimjustiz im Heere, alle Beschränkungen der Preß- und Versammlungsfreiheit, den Kulturkampf, soweit er mit Ausnahmegesetzen geführt ward, und als der Berliner Hofprediger Stöcker und der Historiograph des preußischen Staats Professor Heinr. v. Treitschke in Berlin den vom liberalen Bürgertum kaum erst siegreich überwundenen Antisemitismus neu entfesselten, da trat er, zu dessen erprobtesten Freunden Männer mosaischer Herkunft zählten, dieser Verhetzung entrüstet als treuer Verfechter der P a r i t ä t entgegen, die vor 1866 in Frankfurt vollkommen durchgeführt war. Er bekannte sich wieder und wieder in einer Reihe seiner schönsten und eigentümlichsten Gedichte zu dem Glauben seiner Jugend und klagte die Menschheit an, daß sie durch eigne Schuld des ihr von Gott zugedachten Glückes auf Erden nicht teilhaft werde.

„Daß sie eine Stätte werde
Höh’rer Wesen Vorgenossen,
Ließ der Herr die grüne Erde
Aus dem blauen Himmel sprossen;

Eine schöne Sonnenblume
Ließ er ihr zu Häupten schweben,
Daß sie wandle in dem Ruhme
Reinen Lichts ein reines Leben.

Was zum Frieden, Glück und Schönen,
Was an Heils- und Segensspenden
Nötig war den Erdensöhnen,
Gab der Herr mit vollen Händen;
Was bis in die fernsten Täler
Ihr an Schmach und Knechtschaft duldet,
Eure Dränger, eure Quäler,
Völker, habt ihr selbst verschuldet!

Was Euch Gott ins Herz geschrieben
Und Natur auf eure Stirne,
Menschenstolz, wo bist Du blieben?
Mannesstolz in Brust und Hirne?"

Er konnte aber auch in solcher Poesie mit Gott hadern, wenn ihn der Menschheit ganzer Jammer erfaßte, wie dies in dem gedankentiefen Gedicht „Auf Pfingsten" geschah:

„So kurz, so kurz die Blumenstrecken
Voll Sonnenschein und Friedenston,
So lang die Bahn voll Nacht und Schrecken,
Durch welche zog die Menschheit schon!
O Weltgeist, was sind deine Ziele?
Führst du zur Freiheit und zum Licht,
So sei es drum! Sonst aber spiele
So grausam mit dem Menschen nicht!

Laß es des Elends und der Zähren,
Ach, wen'ger sein, sie sind zu groß!
Kannst du kein volles Glück gewähren,
Versag' uns kein erträglich Los!
Wir wollen dir nicht ebenbürtig
Als staubgebor'ne Menschen sein;
Wir wollen uns nur menschenwürdig
Der kurzen Lebensspanne freu'n . . .
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Gott gab der Welt den freien Willen
Zu guter und zu schlimmer Tat, —
Und überwacht sie doch im Stillen
Und führt sie auf den rechten Pfad.
Dir, Weltgeist, lasse uns vertrauen,
Verzweifeln soll die Menschheit nicht;
Gott führt uns oft durch Nacht und Grauen,
Doch führt er uns nicht hinters Licht.

Sein heil'ger Geist ist ausgegossen,
Und so verderbt ist nicht die Welt,

Daß ihm ein jedes Herz verschlossen,
Und er in keine Seele fällt.
Und wenn er nur in eine fiele,
So ist's ein gottgeweihter Ort,
Dies eine Herz, zum höchsten Ziele
Reißt's dann die ganze Menschheit fort!"

Als gegen Ende 1875 die Freireligiöse Gemeinde aus ihrem Versammlungssaal das Bild „Die Bergpredigt" von Steinle hatte entfernen lassen, schrieb er in der „Latern:"

Die „Bergpredigt" von Steinle, Christus als Prediger vor dem Volke, ist ein Bild, das in keiner Weise einen demonstrativen Charakter trägt. Das Bildnis Christi und das Bildnis Mose kann man in dem hehrsten „Tempel der Menscheit" auf den Ehrenplatz hängen, denn Christus und Moses sind zwei Erscheinungen, wie großartiger und erhabener noch keine auf Erden und unter Menschen gewandelt sind. Vor Christus und Moses kann Darwin tief den Hut herunterziehen, ohne der Wissenschaft etwas zu vergeben, zu Christus und Moses können die freisten Völker der Erde, die stolzesten Herzen und die edelsten Männer der Nation hinaufblicken in Verehrung."

Der Leser sei auch auf das schöne Bekenntnisgedicht „Martini" mit dem schwungvollen Hymnus auf die Gänsefedern, mit denen einst Luther und Schiller ihre Werke schrieben, in Band 4 und das Spottgedicht „Die Mischehe" („Wir armes altes Ehepaar") in Band 5 der Gesammelten Werke verwiesen.

Und hier sei auch dasjenige Gedicht hervorgehoben, in dem sich die oft so auseinanderstrebenden Elemente der Lyrik unseres Volksdichters zu einer Einheit von geradezu genialer Eigenart herauskristallisiert haben, ein Dialektgedicht religiösen Inhalts, dessen Humor, wie die Totentanzbilder der Reformationszeit, die Gleichheit Aller vor dem Tode zum Gegenstand hat. Die Vorliebe der Frankfurter Mundart, Verkleinerungssilben auch Großem anzuhängen, gewinnt hier eine Großartigkeit, die dem Gegenstand völlig entspricht.

„Im Gaarte liche uff meim Kohl so viele weiße Fedderchen,
Es hawwe ausgeschittelt wohl die Engelcher ihr Betterchen.
Mei Fräă, mei Mary, awer glääbt, des käm von Wolkelämmercher,
Die Engel hätte iwwerhääpt kää Betterchen un Kämmercher;
Es säße all die Engelcher, sogar des heilig Michelche
Wie Spatze nachts uff Stängelcher, des Köppche unnerm Flichelche.
Nää̈ch sähe aus kää Feddern so, un höchstens wärn des Flöckelcher
Vom große König Salomo un Belz von seine Röckelcher;
Von seine Hermelinercher un sonst'ge weiße Bärercher
Un seidene Kaninercher wärn deß die weiße Häärercher.
Die kräg err ausgekloppt von Zeit zu Zeit von wege Mötterchen,
Sonst fräße se die Herrlichkeit der weiland Erdegötterchen.

Ich haw err awwer druff gedient un sagt err: „Mary, nach dem Tod,
Da is es ausgehermelint, da is es ausge-Salomot! . . .
Im Himmel sin sich Alle gleich, der Weise und des Stußelche,
Da is err grad so aarm un reich wie Job und 's Lazaruselche!
Deß dhet ääm grad ääch fehle noch, daß große Herrn un Ferschtercher
Vom liewe Gott seim Chef un Koch bekäme Extra-Werschtercher.
Desjenigte is nicht der Fall! — Da sin merr all Geschwistercher,
Un nach dem Tod da is es all — mit König un Ministercher,
Mit alle Pharaonercher und irdische Jupitercher
Un sonstige Bewohnercher von alte Pyramidercher;
Mit alle Sestostriſercher un sämtliche Ramseſercher
Benebst Semiramiſercher und sonstige Prinzeſſercher; . . .
Im Himmel gibts kää Groß un Klää, kää Zwergercher un Rieſercher,
Un Ferscht un Bettler insgemää lääft da in bloße Fießercher . . ."

Das Schönste in dem Gedicht ist aber die Milde, die es in naiver Anschaulichkeit dem lieben Gott nachrühmt, der sich zu dem Grundsatz der Amnestie bekennt und den es mit dem Humor nachsichtiger Liebe sagen läßt:

„Ich blick erab von meine Stern und seh korjose Dingercher
Un guck de klää un große Herrn sehr gnädig dorch die Fingercher.
Wann ich da gleich wollt greife als zum Blitz, meim goldne Prigelche,
Wär ausgestorwe jedenfalls schon längst des Erdekigelche;
Da stänn seit viele dausend Jahr kää Zwingborg un Kardhäusi mehr,
Kää Königsschloß un kää Aldar, kää Hittche un kää Häusi mehr,
Dann was mei Ääg schon hat erfaßt uff irdische Gefildercher,
Deß hat dorchaus net ganz gebaßt uff Gottes Ewebildercher."

Im Jahre 1876 suchte der Übereifer eines strebsamen Staatsanwalts den Dichter doch noch ins Gefängnis zu bringen. Delbrück war vom Amt des Präsidenten des Reichskanzleramts zurückgetreten, worauf amtlich erklärt wurde, daß Krankheit die Ursache sei. Die „Latern" brachte ein Spottgedicht, das Zweifel an dieser Krankheit äußerte. Darauf erfolgte die Anklage wegen Bismarckbeleidigung und der Dichter wurde zu einer Geldstrafe verurteilt. Die Staatsanwaltschaft appellierte; die Beleidigung sei mit Gefängnis zu bestrafen. Vom 5. August bis zum 15. Dezember währte die Spannung, bis das Appellationsgericht unter dem Präsidium des Geheimen Oberjustizrats Vierhaus das Urteil des Stadtgerichts bestätigte. Es blieb bei der Geldstrafe. Die nächste Nummer der „Latern" brachte das Leitgedicht:

„Ihr könnt in meinen alten Tagen
Mich schleppen vor ein Strafgericht,
Mich samt der Gicht ins Zuchthaus tragen,
Doch bessern, bessern wird's mich nicht!

Das Übel steckt nicht blos im Schenkel,
Ach, es ist andrer, tiefrer Art!
Vererbt von Vätern auf den Enkel
Hat es schon früh sich offenbart.

Das Übel ist mir anerzogen,
Und so etwas, das haftet sehr!
Es stammt noch von den Demagogen,
Noch aus dem alten „Rebstock" her.

Dort auf den Arm als kleines Bübchen
Nahm mich die Göttin Freiheit schon,
Trug singend mich herum im Stübchen,
Und ich behielt des Liedes Ton.

Von Freiheit muß ich immer singen,
So lang mein Herz noch fühlt und lebt,
Nach Freiheit, Freiheit muß ich ringen,
So lange bis man mich begräbt! . . ."

So war Stoltze auch diesmal wieder der ihm drohenden Haft glücklich entronnen. Seinen Gesinnungsgenossen an der „Frankfurter Zeitung," gegen die es damals Strafanträge hagelte, ging es meist weniger gut.

Der Dichter hatte sich seit der Neubegründung der „Latern" mehrerer jüngerer Mitarbeiter neben den älteren zu erfreuen, von denen der frühere Rektor der Frankfurter Handels- und Gewerbeschule, Professor A. Zehfuß, der Lehrer Professor Ludwig Bauer in Miltenberg und der Schulinspektor Krebs in Mannheim die hervorragendsten waren. Börsenhumor lieferte G. Snatich, poetische Beiträge Kurt Mook in Aschaffenburg und die Frankfurter Fritz Auerbach, J. Snatich und Otto Hörth. Otto Hörth, ein geborner Badner, der seit 1872 an der „Frankfurter Zeitung" als Redakteur tätig ist, trat ihm damals besonders nahe. Auch dessen Kollegen Joseph Stern, Theodor Curti, Karl und Ludwig Holthof, der Redakteur des Frankfurter Anzeigers Franz Rittweger, die Brüder Otto und Gustav Kanngießer, die sich in die Redaktion des Frankfurter Beobachters und seiner Beilage teilten, wirkten anregend auf den allmählich alternden Dichter. Dies gilt auch von den Beziehungen zu den nun schon länger in Frankfurt angesiedelten Schriftstellern Hermann Presber, dem geistvollen Rheingauer Novellisten, und Friedrich Hornfeck, dem zechfreudigen Sänger des „Schenkenbuchs".

In schlichter Bürgerlichkeit lebte er weiter dahin, froh des Verkehrs mit der Natur, den ihm die freie Lage des

Häuschens gewährte, das er jetzt am Grüneburgweg, Nr. 128, zur Miete bewohnte. Vor seinen Fenstern dehnte sich der Park der Grüneburg, die sich W. v. Rothschild in den fünfziger Jahren erbaut hatte, und dahinter im blauen Duft der Ferne der schöne Höhenzug des Taunus. In seinem Gärtchen, dessen Eingang Tannen umstanden, hegte er wieder Hühner und Tauben und pflegte Blumen mit feinem Verständnis. Von den obengenannten Journalisten war Rittweger der einzige geborene Frankfurter, auch derjenige, der am meisten von denen, die über Stoltze schrieben, für das „Frankfortische" in ihm ein absolutes Verständnis hatte.

Mit seinem alten Kampfgenossen S. Maas, Herm. Steger u. A. vereinte ihn das „Bürgerkolleg" in der „Stadt Ulm". Treu pflegte er die alterprobte Freundschaft mit dem Bundesschützenmeister Franz Fabricius, mit Wilhelm Rieger und Franz Wirth, dem Sohn des „Hambachers", die freundlichen Beziehungen zu Ludwig Braunfels, Siegm. Kohn-Speyer und so manchem Andern. Sein Hausarzt war jetzt der Homöopath Dr. Delosea. Nikolaus Habermann war am 11. August 1871 gestorben. Der junge Gustav Kanngießer rührte des Dichters Herz durch die innige Verehrung, die er ihm bezeugte, um so mehr, als dieser seit 1872 den Verlust seines Sohnes Heinrich zu beklagen hatte, der als junger Landwirt in der schlimmen Zeit nach der Annexion nach Amerika ausgewandert war. Der älteste Sohn Adolf hatte sich aus Gründen, die ich als Privatangelegenheit des letzteren nicht erörtern mag, dem Vater für immer entfremdet. Stoltze hatte jeden seiner Söhne angeleitet, einen praktischen Beruf zu ergreifen: den Ältesten hatte er zum Mechaniker ausbilden lassen, Hermann war Kunstgärtner geworden und Friedrich, der jüngste, bezog 1878 das Polytechnikum in Karlsruhe, um Ingenieur zu werden. Zur silbernen Hochzeit der Eltern hatten Freunde und Verehrer des Dichters eine Stoltze-Stiftung geschaffen, die dem Haushalt einen gewissen Rückhalt bot. Der Expedition der Latern stand weiter Frau Mary mit rastloser Energie vor, und die beiden herangewachsenen älteren Töchter Lyda und Laura entwickelten sich zu tüchtigen Gehilfinnen derselben im Haus wie im Büreau. Vier Töchter — es sind noch Molly und Alice zu nennen — schmückten das Heim, und wie sich selbst die unvermeidlichen Sorgen und Seufzer des Familienvaters damals zur guten

Stunde in herzerquicklichsten Humor wandeln konnten, das bezeugt das köstliche Gedicht: „Einem unglickliche Familjevatter, der nor verrzeh Döchter hat", das 1879 den Treffer in der „Frankfurter Jubiläums-Krebbel- und Warme Bröddercher-Zeitung" bildete:

„Verrzeh Döchter is e Sege,
Verrzeh Döchter is e Wonn!
Verrzeh Barblee for den Rege!
Verrzeh Schermcher vor die Sonn!
Verrzeh Regemäntel detto!
Verrzeh paar Galloſche netto!
Achtunzwanzig Gummiſchuh! —
Himmel, gieß und regen zu!

Verrzeh Hüt mit Band un Fedder,
Blumme, Käwern, Schmetterling!
Verrzeh Ärm voll Braceletter!
Achtunzwanzig Händ voll Ring!
Achtunzwanzig Ohrring leider!
Verrzeh Brosche un so weiter!
Achtunzwanzig falsche Zöpp!
Verrzeh Zottelfranze-Köpp!

Verrzeh goldne Uhrn mit Kette!
Ach, un Handschuh ganze Schock!
Verrzeh-verrzehmal Manschette!
Hunnertverzig Unnerröck!
Vierunachtzig Spitzehose!
Verrzeh große Puderdose!
Verrzeh venez'janiſche Schwämm!
Enge Kämm un weite Kämm!

Jetzt kimmt net des kläänſte Iwel
Vom Papa ſeim Hääptplaiſir;
Dieſer Poſte, der heeßt: Stiwel!
Verrzeh Döchter en chaussure!
Von ſo verrzeh zarte Seele,
Wer vermag die Strimp zu zehle,
Dhääls gewebt un dhääls geſtrickt
Un mit Känſtercher geſchmickt?

Die Korſette un ſo weiter
Wolle gar merr net berihrn, —
Doch e Unglick is der Schneider!
Verrzeh Döchter dhut merr ſpiern!
Moll un Woll, Kattun un Seide
Verrzehmal, lääft in die Kreide!
Verrzeh Döchter ſammt der Schlepp
Uff en Baal, was koſt des Krepp!

Verrzeh Döchter is e Sege,
E Gedanke zauwerhaft!
Awwer, wer is so verwege,
Daß ern verrzeh Männer schafft?
Verrzeh reiche, junge, scheene,
Hoffnungsvolle Schwiegersöhne,
Awwer ääch, als Lohn derrfor,
Eine Schwiegermutter nor!"

Stoltze, der auf jedem Felde seines so reich entwickelten Talents bis zu seinem Tode fruchtbar blieb, würde bei weitem mehr „für die Ewigkeit" geschaffen haben, wenn er nicht beständig seinem Ruf als stets gefälliger Festlied- und Festspieldichter die größten Opfer gebracht hätte. Sehr treffend hat Otto Hörth diesen Zug in seinen „Erinnerungen an Stoltze" (Frankf. Zeitung 1891) gekennzeichnet: „Stoltze war ein Ausstreuer, kein Sammler. Er war ein Erzmillionär an poetischen Ideen und humoristischen Einfällen, aber er hatte keine Ahnung davon, daß diese zugleich sein Kapital, das Arbeitszeug seines Erwerbs, bildeten. Er machte es mit ihnen wie der Frühlingswind mit den Blüten: er schüttelte sie in alle Lüfte. Es ist unglaublich, wie viel Stoltze produziert hat, aber wieviel davon liegt geordnet vor? Ich fürchte, es ist manches und nicht das Schlechteste verloren gegangen. Gelegenheitsdichter im Goethe'schen Sinne des Wortes, hat er an fliegenden Blättern, Prologen, Festgedichten, Tischliedern, Festspielen usw. eine Unzahl geschaffen, ohne eine Abschrift zu behalten. Es wurde zur förmlichen Mode, daß kein Vereins- oder Familienfest mehr gehalten wurde, ohne daß man einen poetischen Beitrag von Stoltze dazu haben wollte. Aus der freundlichen Bitte, die er gern gewährte, wurde zuweilen ein Zwang, der ihm lästig war, dem er sich aber nicht entziehen konnte oder mochte. Wenn er in seiner Gutmütigkeit etwas versprochen hatte, so hielt er sich für den Sklaven seines Wortes. Ich weiß Fälle, wo er förmlich belagert und nicht mehr aus dem Hause gelassen wurde, bis der Prolog fertig war, und wo eine Gesellschaft auf der Treppe seines Hauses sich verproviantierte und kampierte, bis er endlich morgens um 4 Uhr das verlangte Festspiel mit noch nasser Tinte aus der Türe seines Schlafzimmers reichte."

Eine Welt von Anregungen und Freuden höherer Art hatte sich dem Dichter durch die im Jahre 1866 gewonnenen Beziehungen zu Schwaben erschlossen. Für die Mischung von

Humor und Hochsinn in Stoltzes Persönlichkeit und Poesie fand sich im Schwabenlande ein kongeniales Verständnis. Die ruhmvollen Traditionen dieses Kreises, sein Zusammenhang mit Uhlands patriotisch-politischem Wirken waren noch ganz unmittelbar lebendig, und Karl Mayer, der Sohn des Uhland so nahestehenden Dichters, der Führer der Schwäbischen Volkspartei, verkörperte nach Art und Herkunft diese Traditionen. Wie die Partei mit Stolz auf ihren nun aus Paris endgültig heimgekehrten Ludwig Pfau blickte, der 1848 in Stuttgart als Redakteur des „Eulenspiegel“ so manchen satirischen Vers unter seine Freiheitslieder gestreut hatte, so wußte sie es nicht minder zu schätzen, daß sie in Frankfurt zugleich einen treuen Freund besaß, der in seiner „Latern“ Woche für Woche lustige Raketenschwärmer in die Kämpfe der Zeit hineinprasseln ließ und auch wieder zur festlichen Stunde als lyrischer Bekenner der gemeinsamen Ideale den vollen Ton überzeugungsvoller Begeisterung zu finden wußte. Die Ansiedelung Moritz Hartmanns und Freiligraths am Neckar hatte den Ruhm Württembergs als Heimat der deutschen Freiheitspoesie aufgefrischt. Der Verkehr mit ihnen wirkte nicht nur belebend auf die norddeutschen „Achtundvierziger,“ die schon früher ein Asyl in Stuttgart gefunden hatten, Albert Dulk, Ludwig Walesrode aus Königsberg, Schmidt-Weißenfels aus Berlin, sondern auch auf das jüngere Geschlecht schwäbischer Dichter. Und ähnlich wirkte es, wenn in dieser Zeit eines innigeren Zusammenschlusses der alten Freiheitskämpen Stoltze, der „ewig junge“, im Schwabenlande erschien, was sich in den siebziger Jahren oft wiederholte. Als Mitarbeiter des „Beobachters“ stand er mit Julius Haußmann, dem Vater der zwei bekannten Parlamentarier Konrad und Friedrich Haußmann, die damals noch Gymnasiasten waren, in besonders reger Beziehung.

Ein Brief Karl Mayers, der den Glückwunsch Stoltzes zum Neuen Jahr 1873 erwiderte, ist für diesen Verkehr recht bezeichnend. „Wohl bilden auch die Tage Eures Aufenthalts im Hause,“ heißt es darin, „den Glanz- und Lichtpunkt unserer Erinnerungen an dieses Jahr 1872. Erfrischend und belebend habt Ihr auf uns alle, sonderlich auf mich gewirkt. Das Element von Poesie, das Ihr zu uns gebracht, hat seitdem auch bei mir die langvertrocknete Ader, die ich von Vater und Mutter

babe, mit frischem Saft erfüllt.“ Weiter heißt's in dem Briefe: „Wir haben uns diesen Winter ein Kränzchen gestiftet, wo wir unsre Jungen und Mädchen amüsieren, so gut es geht. Einige Künstler, dann Freiligrath und Edmund Höfer, wenige Beamte, der größere Bestand aus der bisherigen Volkspartei rekrutiert, haben wir uns nun schon dreimal, zuletzt in der Sylvesternacht, versammelt. Da lese ich meine und Pfaus Gedichte vor, Grimminger und Haußmanns Nichte Mel.“ (Melanie Haußmann aus Wildbad, spätere Frau v. Canerin) „singen, die andern jungen Leute spielen Theater, um den trefflichen Komiker Vollmer gruppiert, und am Ende tanzt immer Alles, Alt und Jung, selbst Herr und Frau Mayer nicht ganz ausgeschlossen. Die prächtige Tragödin Wahlmann wurde auch beigezogen und giebt uns einzelne Szenen. Kurz wir treibens, wie es noch nie in Stuttgart getrieben wurde. . . .

„Wenn Ihr jetzt auf den Gedanken, einen Kalender für das Jahr 1874, zurückkommen wolltet, so hätte ich jetzt wenigstens gleichfalls einige lyrische Beiträge dafür parat. Vom Pfau und vielleicht auch vom Freiligrath, von Grimminger wäre auch etwas zu erhalten. Ihr aber müßtet die Sache in die Hand nehmen, mit der Latern voran. Gerade Euer Ruf als Komikus und Humorist würde dem Unternehmen den Charakter der Harmlosigkeit aufstempeln und indem wir die Narrenschelle klingeln lassen, entgehen wir dem Verdacht und der Verfolgung, die sich sonst sofort an unsre Person heften würde. Unter der Harlekinsjacke hervor würden wir eine gute Portion Salz ins Volk ausstreuen. . . .“

Einen besonders denkwürdigen Anlaß zu einem Wiedersehen mit den Freunden im Schwabenland bot die feierliche Enthüllung des Uhland-Denkmals in Tübingen am 14. Juli 1873. Das Denkmal, geschaffen von Kietz, gegossen von Pelargus, war ein Unternehmen der schwäbischen und deutschen Sänger, und die Teilnahme des Schwäbischen Sängerbunds, aus dessen Vorstand Otto Elben und Wilhelm Wiedemann bei der Enthüllung sprachen, sowie das lebhafte Interesse, das die Schwäbische Volkspartei naturgemäß an der Feier nahm, gaben ihr einen echt volkstümlichen Charakter. Von seiten der Tübinger Universität wurde Uhland von Professor Köstlin gefeiert; nach ihm hielt Karl Mayer auf dem schönen Festplatz auf der Neckarhald eeine zündende Volksrede. Unter den Deputierten von auswärts vertraten die beiden Dichter des deutschen Sängertums

Friedrich Stoltze und Heinrich Weismann, sowie Otto Hörth von der „Frankfurter Zeitung" die Mainstadt. Für das Bankett der Volkspartei im „Römischen Kaiser", auf dem u. a. der junge Rechtsanwalt Friedrich Payer, jetzt schon viele Jahre der Vertreter der guten Stadt Tübingen im Deutschen Reichstag, als Redner hervortrat, dichtete Stoltze ein Lied. In seiner „Latern" aber ließ er Herrn Hampelmann eingehend über das Fest berichten, das trotz vorausgegangener Zwistigkeiten zwischen den beiden Parteien, die Uhland als den Ihren reklamierten, einen ganz herrlichen Verlauf genommen hatte. Im Festausschuß hatte die „Deutsche Partei" dominiert. Die Tochter von Hermann Kurz, die heutzutage als Dichterin allgemein anerkannte Isolde Kurz, hatte ihre Teilnahme als Festjungfrau zurückgezogen, weil man ihr verboten hatte, mit schwarzrotgoldner Schärpe im Festzug zu erscheinen; nur Schwarzweißrot war den Damen gestattet. Alt-Tübingen aber ließ es sich nicht nehmen, in den Farben zu flaggen, die für Uhland den Kampf für deutsche Freiheit und Einheit bedeutet hatten. Das tat den Augen unsres Dichters wohl. „Vivat Tübingen!" schrieb er in seiner Schilderung der Uhlandstadt und des prächtigen Festzugs, an dem er teilgenommen. „Die ganz Gass enuff, Haus an Haus von unne bis enuff, bebutzt wie e Braut, mit Kränz un Girlande un Uhlandbüste! Von alle hoche Giebel erunner lauter schwarzrotgolderne Fahnele." Und Herrn Hampelmanns Settche ließ er sagen: „Ach, Hampelmann wie schee! Grad wie bei unserm Schillerfest und Schützefest!" „Vivat Tübingen!" hieß es wieder und wieder in dem köstlichen Berichte, der in Stoltzes liebenswürdigstem Humor erstrahlte:

„Da lag derrsch von der Sonn bestrahlt,
Von heller, goldegelber,
Als hätt's der liewe Gott gemalt
Un eigerahmt ääch selwer.
Rechts Neckarthal, links Ammerthal
Und Tübinge dazwische,
Wohin de guckst, du hast die Wahl,
Das Herz derr zu erfrische."

In der Schilderung von Schloß Hohentübingen wurde die Linde erwähnt, die dort ein Träger der Krone Württemberg in einem Vorhof gepflanzt hat. Stoltze flüchtete sich vor der glühenden Sonne unter ihr Schattendach und rief: „Hab Dank, Haus Württemberg; Du hast mich schon einmal, un zwar im Juli 1866,

bei ere weniger feierliche Veraalassung in dein Schatte uffgenomme, was mei Schadde net war!“ Ebenda findet sich der folgende echt Stoltzesche Passus: „Uff dem Rückweg nach der Stadt kame merr an em Häusi vorbei, das sich zur Uhlandsfeier ohne menschlich Zudhun selbst geschmickt hatt. Es war e Häusi von aarme Leut, die awer ääch den Uhland lieb hatte, und da sind dann von alle Seite wilde Rose un Epheu an dem Häusi enuffgeklettert bis uff's Dach, un hawe Dhir un Fenster so prächtig ausgebutzt, daß es so sinnig aus seim Festschmuck erausgeguckt hat, wie kää Haus drunne in ganz Tübinge. Un statt der Fahnel is aus der Bergwand, an die des Häusi sich angelehnt hat, e langer griner Busch erausgewachse un hat iwern Dachgiebel geflattert. „Es lewe die Poesie der Armuth!“ hat der Stoltze ausgerufe, jedoch nach äänigem Nachdenken derrzugesetzt: „Awer ääch Reichthum schändet nicht!“

Eine besonders herzliche Beziehung war dem Dichter und seiner Frau zu dem Hause des Rechtsanwalts Oesterlen durch den Jubel erwachsen, mit dem die „Latern“ das Hoch begrüßt hatte, das der Genannte im Sommer 1875 während des Deutschen Schützen-Bundes-Festes zu Stuttgart auf Frankfurt a. M. als die „deutscheste Stadt“ ausgebracht hatte. „Wenn Sie“, schrieb Oesterlen im folgenden Herbste an Stoltze, „für mein Hoch auf die deutscheste Stadt — es kam von Herzen — ein bischen dankbar sind, so dürfen Sie die Einladung nach der schwäbischen Hauptstadt nicht verschmähen; meine Frau wird ihrem Wunsche selbst noch Ausdruck geben, und für meine älteste Tochter hafte ich, daß sie den deutschen Dichter mit Begeisterung und herzlicher Freude empfängt. Lassen Sie uns einmal einige frohe Tage, menschlich mit Menschen verleben, kommen Sie, kommen Sie ja gewiß; ein Korb wird nicht angenommen, und Schwaben kündigt Stoltze die Freundschaft, wenn er nicht kommt.“ Natürlich konnte Stoltze einer solch herzlichen Einladung nicht widerstehen, zumal Dr. Oesterlen auch die Erwartung aussprach, Stoltzes Anwesenheit werde im stande sein, „getrennte Freunde wenigstens ad hoc zusammenzubringen“. Und es blieb nicht bei diesem einen Besuch. Die erwähnte Tochter hat mir später als Gattin des Stuttgarter Oberbürgermeisters Rümelin gar manchen hübschen Zug aus Stoltzes Schwabenfahrten erzählt.

Die im April 1877 zu Ehren Ludwig Pfaus in Heilbronn veranstaltete Feier brachte Stoltze auch wieder ins

Kernerhaus zu Weinsberg, in dem er schon bei früheren Besuchen sehr heimisch geworden war. Die lebhafte Freundschaft, die Theobald Kerner seit 1866 dem Frankfurter Dichter widmete, teilte Frau Else Kerner in besonderer Herzlichkeit. Frau Else Kerner, deren „goldenes Haar“ auch andere Dichter begeistert hat, bewies ihren guten Humor gleich bei der ersten Anknüpfung. Stoltze traf den Doktor Theobald nicht zu Haus, doch fand er sich sogleich von der schönen Hüterin der Schätze des Kernerhauses als guten Bekannten begrüßt. Frau Else, eine geborene Darmstädterin, hatte von Haus aus eine große Vorliebe für Stoltzes humoristische Gedichte, von denen sie so manches wirkungsvoll vorzutragen weiß. Sie lud den Dichter nach einer ersten kurzen Besichtigung des Hauses zum Sitzen ein und war schon im Begriff eine Flasche „Weibertreu“ zum Willkommstrunk herbeizuholen, da bat er um Feder und Papier; er sei auch Porträtmaler, und wenn sie es erlaube, wolle er sie zeichnen. Die „Klexographien“ des alten Justinus mußten ihn zu der Schelmerei ermutigt haben. Flott zeichnete er darauf los, dabei abwechselnd kommandierend: „Bitte, mehr Ruhe!“, „Den Kopf mehr links geneigt!“, „Das Auge mehr nach oben!“, „Um den Mund ein kleines Lächeln“ u. s. w. Endlich war das Bild fertig. Und was hatte er gezeichnet? Eine alte häßliche Eule mit einem Sonnenschirm im Flügel, und daneben stand: „Frau Hofrat Kerner, getreu nach der Natur gezeichnet von Friedrich Stoltze aus Frankfurt.“ Das Blatt hängt unter Glas und Rahmen in einem der Zimmer des Kernerhauses. Nur einer schönen Frau ließ sich in dieser negativ ironischen Form huldigen, und selbstverständlich säumte der Dichter nicht, in seiner eigenen Kunst sehr positiv die Versündigung wieder gut zu machen.

Jene Feier zu Ehren Ludwig Pfaus in Heilbronn war veranlaßt durch den Preßprozeß, den bald nach Freiligraths Tod der schwäbische Freiheitsdichter sich durch eine Kunstkritik in der „Frankfurter Zeitung“ zugezogen hatte und der ihm zu einer glänzenden Verteidigungsrede Anlaß gab, die ihm freilich die Verurteilung nicht ersparte. Als Stoltze die Rede Pfaus gedruckt las, improvisierte er das schöne Gedicht mit dem Schlusse:

„Und leuchtend vor mir lag im Morgentau
Die Heimat Schillers, Uhlands Heimat, Schwaben,
Die Heimat Herweghs und des braven Pfau,
Die Berge, da wo Freiligrath begraben!

O freier Hauch aus Süd, aus Land und Gau,
Wo Herzen schlugen, wo ich Männer schau',
Die nie des Menschenstolzes sich begaben,
Zur Freiheit standen allzeit sonder Wank,
O Hauch aus Süd, du wehst noch! — Gott sei Dank!"

Über die Pfau-Feier berichtete die „Latern" nur in Versen!

„Heilbronn! am Neckar, o wie schön
Liegst du in deinen Weinlaubhöh'n!
In einem Kranz von Rebenblatt,
Der eine Silberschleife hat.

Stolz steigt dein Dom ins Abendgold; —
Wenn der einmal erzählen wollt'
In einem Dämmerstündchen traut,
Was er erlebt all und geschaut!

Von alter Reichsstadt Herrlichkeit,
Berühmt im Reiche weit und breit,
In Türmen starrend, Zinn' an Zinn',
Die Stadt mit trutz'gen Bürgern drin...

O sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Heilbronn am grünen Neckarstrand,
Mit deinem stolzen Münsterbau,
Du Vaterstadt von Ludwig Pfau!"

In jenen Jahren ist manches Fäßle mit neuem Wein als Zeichen der Freundschaft aus Württemberg in den Keller des Dichterheims am Frankfurter Grüneburgweg gewandert und als Gegengabe sandte Stoltze Nummer für Nummer seiner Latern den Freunden ins Haus.

Ein besonders dankbarer Leser der „Latern" war Albert Dulk. Er benutzte den guten alten Brauch des Austauschs von Neujahrswünschen zu einem Rückblick auf den Inhalt des Blattes während des abgelaufenen Jahres. „Ist es doch fast ohne Gleichnis", schrieb bei solcher Gelegenheit dieser scharfkantige Dichter des Radikalismus, „daß Du in solchen Jahren und mit den getreuesten Rheumatismen liiert, das ganze Jahr den zeugenden Humor nicht verlierst, und wenn Du auch hin und wider einzuduseln scheinst oder „einmal im Jahr" in ein „Leidgedicht" versinkst, die unverwüstliche Elastizität und neuen Aufschwung immer wieder findest, Maienlust, Liebesklänge, Allotria, mit den ernsten Tönen der kämpfenden Zeit gemischt, immer wieder wie in Frühlingstagen der Brust entsteigen, und die Welt, die uns alternde Zeitmenschheit blasiert läßt, Dir immer neu, faßbar und genießbar erscheint." 1878 wurde auch der Dichter der „Orla"

von einem Preßprozeß ereilt und wegen „Kirchenschmähung" zu längerer Gefängnishaft verurteilt, die er in Heilbronn absitzen mußte. Dort hinter den Gittern boten ihm verschiedene Jahrgänge der „Latern" die tröstlichste Unterhaltung. Der Gefängniswundarzt, der über Dulks Befinden zu wachen hatte, nahm bald ein reges Interesse an dieser Lektüre. „Dieser Stoltze!" „Nein, das ist ausgezeichnet!" mit solchen und ähnlichen Wendungen des Entzückens brachte er stets die entliehenen Nummern zurück. „Und da Du somit", schloß Dulk diese Mitteilung, „als ein sanftes Elixir corroborans für seine Gesinnung zu mir wirkst, habe ich beschlossen, ihm zu Weihnacht die „Alten Neuigkeiten" zu schenken."

In Berlin hatte Stoltze seinen Spezialkollegen Julius Stettenheim, den Herausgeber der „Wespen", und Guido Weiß, den Herausgeber der „Wage", zu Freunden; letzterer, Dr. Jos. Sterns Schwiegervater, siedelte später nach Frankfurt über. Wenn Stettenheim auf seinen Vortragsreisen nach Frankfurt kam, war immer fröhliche Zusammenkunft mit Stoltze an dem Stammtisch im Börsenrestaurant, an dem die Schauspieler Emil Schneider und Zademack, Architekt Linnemann und so mancher andere der obengenannten Freunde Stoltzes verkehrten. Wie lauschten wir alle, wenn dieser ins Erzählen kam und dann eine Altfrankfurter Erinnerung die andere weckte!

Frankfurt war inzwischen wieder zur beliebtesten deutschen Feststadt geworden und der „Festdichter" der Feststadt war mehr wie je unser Stoltze. In dieser Stellung lebte sich denn auch er mit wachsendem Behagen in die gegebenen neuen Zustände ein. Vom 20. bis zum 29. Juli 1880 fand das Fünfte Allgemeine Deutsche Turnerfest statt. Da war sein Humor wieder einmal in seinem Elemente. Die „Latern" vom 10. Juni brachte als Beitrag des Herrn Hampelmann das Gedicht:

„Es is kää Stadt uff der weite Welt,
Die so merr wie mei Frankfort gefällt,
Un es will merr net in den Kopp enei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!
Un wär'sch e Engel un Sonnenkalb,
E Fremder is immer von außerhalb!
Der beste Mensch is e Ärjerniß,
Wenn err net ääch von Frankfort is . . ."

Der Schluß des Gedichtes, organisch zu dem Anfang gehörend, lautete:

„So steuern merr frehlich uff's Tornerfest!
Bald komme se aa von Ost un West,
Von Nord un Süd un immer die Meern;
Gut Heil! Als ob se von Frankfort wär'n.

Un wann se bei uns sich amesirn,
Dann werd se derr Abschied doppelt rihrn.
Un gewe merr recht un stimme mit ei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!"

Der Dichter des nun längst „geflügelten" Wortes war in das Festkomitee eingetreten, wie sein Freund, der Bundesschützenmeister und Stadtverordnete Fabricius, und manche andere Demokraten; er tagte da friedlich mit dem Polizeipräsidenten Hergenhahn, dem Oberbürgermeister Miquel und dem Vorgänger desselben, dem Senator Mumm v. Schwarzenstein zusammen. Die Inschriften in der Festhalle, auf dem Festplatze und in den Straßen des Festzuges waren von Stoltze. Ebenso war von ihm gedichtet der Festmarsch, komponiert von Casimir Freund, und ein Bankettlied. In den „Festmarsch" Ludw. Gellerts hatte dieser die Melodie der Hymne „Auf, Brüder, auf!" eingeflochten. Stoltze brachte auf dem Fest, welchem Präsident Georgii aus Eßlingen vorstand, das offizielle Hoch auf die Turner von jenseit der Reichsgrenzen aus. In seiner „Latern" entgegnete er nach dem Fest auf einen Vorwurf: wenn er dazu beigetragen haben sollte, die Feststadt Frankfurt den versammelten Turnern als eine Stadt vorzuführen, grunddeutsch von Haupt bis zur Zehe, und dabei vom Geiste der Freiheit getragen, so solle ihn das recht herzlich freuen. Er verteidigte den Segen solcher großen Volksfeste und fuhr fort: „So glauben wir z. B. nicht, daß unsere norddeutschen Brüder, die in Frankfurt waren, auch jetzt noch an Frankfurts echt deutscher Gesinnung zweifeln." Es war eine Zeit der Versöhnung für Stoltze. Sie brachte ihn auch wieder in Einklang mit früheren Freunden, mit denen er nach 1866 auseinander geraten war, mit Dr. Fritz Stiebel, dem Geh. Sanitätsrat Heinrich Hoffmann.

Als eine der schönsten deutschen Städte, deren Altertümlichkeit wie ein Juwel im Schmuck prächtiger Neubauten prangt, hatten die Turner, gleich so vielen andern Festgästen, die damals nach Frankfurt kamen, die Mainstadt bewundern können. Alt- und Neustadt hatten begonnen, harmonisch ineinander zu wachsen. Der Verlust der Selbständigkeit war für den in dieser wurzelnden bürgerlichen Gemeinsinn zum Ansporn geworden,

Frankfurts Stellung und Bedeutung in nichts herabmindern zu lassen. In diesem Streben begegneten sich die bürgerlichen Parteien, die Anhänger von Dr. Varrentrapp und A. Metzler wie die Anhänger Sonnemanns und die Mitglieder des 1874 gegründeten Vereins der Fortschrittspartei, die sich um Dr. Ebner, Dr. J. Friedleben, S. Schiele gruppirten. „Erbaut von Frankfurter Bürgern“ stand am Aufstieg zu der neuen, von Schmick erbauten Brücke aus Mainsandstein und Eisen zu lesen, die den Weg aus dem Herzen der Altstadt nach Sachsenhausen abkürzt; „erbaut von Frankfurter Bürgern“ hätte ebensogut über dem Eingang zu Oscar Sommers Neubau des Städelschen Kunstinstituts, zur Neuen Börse (von H. Burnitz), zum neuen Saalbau des Palmengartens (von H. Th. Schmidt) und des Zoologischen Gartens (von Kayser und Durm), zum Prachtbau des Opernhauses (von Lucae) stehen dürfen. Es kam die Zeit, da unter dem Zusammenwirken von Staat und Gemeinde der Rhein-Mainkanal in dem Frankfurter Winterhafen seinen Abschluß erhielt, der mächtige Zentralbahnhof sich emporwölbte, dessen Zufahrtsgleise den Main doppelt überbrückten. Und in demselben Jahre 1881, das die Einweihung des Opernhauses in Gegenwart des alten Kaisers erlebte, war auch der Neubau des ehrwürdigen Kaiserdoms in der Altstadt nach den Plänen von Denzinger vollendet, und der innere Ausschmuck nach den Entwürfen der Meister Steinle und Linnemann wurde begonnen. Jetzt konnte Stoltze in das Fremdenbuch des Pfarrturms freudigen Herzens den schönen Segensspruch schreiben:

„Alter Pfarrturm, neugeboren,
Schöner, stolzer als zuvor,
In die Lüfte und Auroren
Prächtig ragst du nun empor.
Kaum erkennen wir dich wieder,
Der uns so bekümmert hat!
Du auch blickst verwundert nieder
Auf die vielverschönte Stadt.

Tausend neue Giebel schmücken
Stadt und Strom; die Wogen zieh'n
Unter neuen stolzen Brücken
Zwischen schönern Ufern hin.
Es verknüpft des Maines Borden
Ein wie noch viel schöner Band:
Nord und Süden sind geworden
Ein gemeinsam Vaterland!

Wer hinauf zu dir gestiegen, —
O, wie ist der Ausblick schön, —
Sieht zu seinen Füßen liegen
Stadt und Fluß, Getäl und Höh'n;
Dörfer zahllos, Wald und Wipfel,
Saatgefild und Wiesengrund,
Spessart, Rhön und Taunusgipfel
Streift der Blick, ein weites Rund . . .

Und so schön erneut nun rage
In die Luft noch lange Zeit,
Und mit alter Treue trage
Mit uns weiter Glück und Leid!
Friede sei mit jedem Tone,
Welchen deine Glocke schlägt,
Und der Segen Gottes wohne
Auf der Stätte, die dich trägt."

Für mich haben diese Strophen eine ganz besondere Bedeutung, denn sie schildern den Eindruck, den ich von Frankfurt empfing, als es mir zur zweiten Heimat wurde, und ich kann nach der Niederschrift derselben nur schwer der Regung widerstehen, nun zu erzählen, wie ich in der Stadt heimisch ward und wie ich Stoltze näher kennen lernte, ihm allmählich befreundet wurde. Erwähnen muß ich aber, daß die literarhistorischen Studien, deren Endresultat mein Buch „Das junge Deutschland" enthält, mich als jungen Schriftsteller bald nach Gutzkows Tod von Leipzig nach Frankfurt gebracht hatten, wo ich bei Frau Dr. Gutzkow, im Hause des Dr. Presber und bei anderen früheren Freunden Gutzkows die freundlichste Aufnahme fand. Erwähnen muß ich, daß ich gleich am Tage meines Eintritts in die Redaktion der Frankfurter Zeitung als Feuilletonist, auf einem Fest des Frankfurter Journalisten- und Schriftstellervereins Gelegenheit hatte, Stoltze kennen zu lernen, so „stolz bescheiden", wie er sich Fremden gab, mit seinem weißen Haupt- und Barthaar, der freien offenen Stirn, der trotzigen Kopfhaltung eine äußerst sympathische Verkörperung jenes Geistes, der im Jahre Achtundvierzig den „deutschen März" hervorrief. Nur langsam aber lernte ich den organischen Zusammenhang zwischen dem vorherrschenden Ernst seines Wesens und dem Humor seiner Dialektdichtungen begreifen, denen, wie ich bald merken konnte, der merkwürdige, im deutschen Norden kaum berühmte Autor hier eine Beliebtheit verdankte, die mich schier märchenhaft, doch äußerst sympathisch berührte. Der eigenartige Reiz der Frankfurter

Mundart erschloß sich mir nicht sofort, denn „so Was will verstanne sei"; aber mein Kollege Dan. Saul, ein Oberhesse, und mein Universitätsfreund Dr. Karl Bohsen, ein Mainzer, eifrige Stoltzevorleser, und die mannigfaltigste Berührung mit dem Frankfurter Leben, in dessen Sachsenhäuser Heimlichkeiten mich Kollege Rittweger einführte, erschlossen mir das Verständnis. In dem Kreise meiner Freunde Ludo Mayer und Ed. Rießer lernte ich auch den Humor des „Nexens" begreifen. So recht vertraut mit Stoltzes Geisteswelt wurde ich aber erst, als mir die alten Krebbelzeitungen zur Hand kamen. Nun erkannte ich, wie dieselbe Liebe zum Volk und zur Freiheit, der seine hochdeutsche Lyrik entstammte, auch für seine humoristische Dialektdichtung die ursprüngliche Triebkraft gewesen war.

In jener Zeit war das Gemüt des Dichters durch den Tod seines jüngsten Sohnes Friedrich besonders bedrückt. Der bildschöne, den Vater zärtlich liebende Jüngling war als Polytechniker in Zürich ganz plötzlich gestorben. Dr. Curti, damals Herausgeber der „Züricher Post", hatte den Eltern zum Trost die Grabrede gehalten. Stoltze aber war untröstlich:

„So lang lieb ich Dich, als ich fühlen kann,
Bis zum Lebensschluß! bis zum Todeskuß!
So lang lieb ich Dich, als ich alter Mann,
Als ich müder Mann noch leben muß."

Der Gram um seinen Friedrich zehrte lange an ihm; in solcher Stimmung die „Latern" mit Scherzgedichten füllen zu müssen, erschien ihm oft als ein unerträglicher Zwang. Er ließ die Leser das auch wissen:

„Ich muß mich wieder heut bemüh'n,
Ein freier Mann und, ach, doch nimmer!
Ein Sklave des Berufs, wie immer,
Vom Herzen aus, Humor zu sprüh'n.

Zu mir herein, durchs Tannengrün,
Das Abendrot wirft einen Schimmer,
Und an der Wand, im stillen Zimmer,
Ein liebes Bild fängt an zu glüh'n.

Her von der Stadt kommt Glockenton,
Ich denk' an dich, mein lieber Sohn,
Mein Friedrich, schlummernd in der Ferne.

Es fällt ein heißer Tropfen mir
Von meiner Feder aufs Papier, —
Und also schreibt man die ‚Laterne'!"

Noch ergreifender brachte diesen Gedanken ein Lied zur Aussprache, nachdem ihm am 4. August 1884 der unerbittliche Tod auch die treue Gefährtin seines Lebens, seine Frau Mary, geraubt hatte und er den nächsten Frühling ohne sie begrüßen mußte.

„Was singst du, Fink, so hell, so hell!
Ach, du hast keine Schmerzen,
Man merkt's, der frohe Liederquell,
Er springt dir aus dem Herzen.

Die Frühlingslust schwellt dir die Brust,
O, daß sie nie ermüde!
Doch Finklein, gibt's auch eine Lust,
Vor der dich Gott behüte!

Ach, eine Lust voll schwerer Pein,
Vom Schicksal zugemutet:
Zur Fröhlichkeit verdammt zu sein,
Indes die Seele blutet!

Ein Herz, in den Humor gedrängt,
Verwünscht, den Schmerz zu bänd'gen,
Ein Herz, das an den Toten hängt,
Und lacht für die Lebend'gen."

In solchen Zeiten überließ er gern seinen Mitarbeitern ganz das Feld. Der poetisch so beanlagte Daniel Saul von der „Frankfurter Zeitung" und Franz Schreiber von der „Kleinen Presse", der sich im Jahre 1886 mit Molly Stoltze verheiratete, erwiesen sich jetzt besonders hilfsbereit. Er führte auch die „Latern," deren Drucker nun J. Schaub war, bis ans Lebensende weiter. In seinem Heim hatte er die treueste Hilfe und Pflege.

Bevor Frau Mary starb, hatte sie zu ihrer Genugtuung das Anwachsen der Popularität ihres Mannes noch miterlebt. Ein großer öffentlicher Beweis derselben war die Aufnahme des Festspiels, das er zur Jahrhundertfeier der Eröffnung des alten Stadttheaters gedichtet hatte. Stoltze war kein Dramatiker; aber für die humoristische Charakteristik von echten Altfrankfurtern beherrschte er auch die Gesprächsform ausgezeichnet. Sein Festspiel ließ die alten Malß'schen Figuren, den Bürgerkapitän, das Millerche, Herrn Hampelmann auftreten und diese sich in heiteren Erinnerungen aus der Geschichte des Theaters ergehen. Herr Strohecker als Millerche war „echt" bis ins kleinste. Die Rollen der Frankofurtia (Fräulein Gündel) und der Thalia (Fräulein Weisse) gaben poetische Stimmung. Der Abend gestaltete sich durch das Festspiel, das den Schluß bildete, zu einer wahren Stoltzefeier. Immer aufs neue wurde

der Dichter stürmisch hervorgerufen. Herr Intendant Claar ließ es nach dieser Erfahrung nicht an Anregungen fehlen, den „Stadtdichter“ Frankfurts auch weiter für den Dienst Thaliens zu gewinnen; so entstand das anmutige Scherzspiel „Sylvester & Comp.“, und als 1886 die feierliche Einweihung des großen Winterhafens stattfand, dichtete Stoltze für den Festabend im Opernhaus den szenischen Prolog.

Im Jahre 1883 feierte er ein besonders denkwürdiges Jubiläum an der Seite seiner Frau. Ein Brief an seinen Sohn Hermann gibt uns darüber Auskunft.

„Am 21. März haben wir im Gasthaus zum Rebstock den 100. Geburtstag meines Vaters gefeiert und zwar ganz unter uns, da ich der Sache nicht den Anstrich geben lassen wollte, als liefe dabei eine Reklame für mich mit unter. An der Festlichkeit nahmen nur ich, deine Mama und vier Schwestern und dann Herr Eugen Kanngießer, Herr und Frau Linnemann, Herr und Frau Schuster und Herr und Frau Rittweger teil. Außer diesen hatte ich niemand etwas von der Feier gesagt. Dennoch wurde ich in dem kleinen Kreise von dem Vorstand des Schriftsteller- und Journalisten-Vereins überrascht, der mir in meinem Geburtshause ein prächtiges Diplom überreichen ließ und mich zum Ehrenmitglied ernannt hatte.“

Hier muß ich auch der Freundschaft gedenken, die sich auf Grund des Verkehrs in diesem Verein zwischen Stoltze und Wilhelm Jordan entwickelt hatte, der seit 1848 in Frankfurt wohnen geblieben war und von hier aus als Rhapsode seiner „Nibelunge“ weitum zur Berühmtheit gelangt war. Am Grab von Stoltzes Frau war er der Redner.

1886 wurde die Feier von Stoltzes siebzigstem Geburtstag zu einem Volksfest, an dem Tausende teilnahmen, und das seinem Charakter nach doch ein Familienfest war. Schon am 19. November begann das Feiern. Die Frankfurter Sänger, Turner und Schützen, sowie die Freiwillige Feuerwehr brachten dem Dichter einen Fackelzug. Die zur „Sängervereinigung“ gehörenden Vereine sangen im Garten vor dem am Fenster stehenden Dichter seine „Deutsche Hymne“, Uhlands „An das Vaterland“, Weismanns „Deutsches Lied“ unter Leitung der Kapellmeister Glück und Klahre. Auf dem daran sich schließenden Kommers überreichte der Präsident der Turngemeinde, A. Gräser, dem Dichter als Ehrenmitglied der Gemeinde einen Lorberkranz

mit entsprechender Widmung und Schleifen in den Turnerfarben Schwarzrotgelb. Ein großes schwarzrotgoldnes Banner wallte zwischen den anderen Fahnen im Großen Saal des Palmengartens während des Fest-Banketts der Bürgerschaft am nächsten Abend. Die Anmeldungen zur Teilnahme waren so zahlreich gewesen, daß man sich auf einen Herrenabend hatte beschränken müssen. Sonnemann feierte Stoltze als Patrioten und Volksmann; seine Gesinnungstreue und Selbstlosigkeit werde von allen Parteien anerkannt. Dem Verfasser dieses Buchs war es vergönnt, den Jubilar als Dichter zu feiern. Stoltze hatte bei den Turnern eine patriotische Rede gehalten, in der es hieß: „Ich bin stolz darauf, daß mein Vaterland endlich eine achtunggebietende Stellung unter den Völkern einnimmt, denn ich habe die Zeit durchgemacht, da dies noch nicht der Fall war. Ich vertraue auf den Genius der Menschheit, daß er alle Nationen in Frieden und Freiheit zu den höchsten Zielen führen wird." Jetzt, in der Mitte seiner nächsten Freunde, wurde er in seinen Dankesworten persönlicher.

„Verehrte Mitbürger!" sprach er. „Am Abend meines Lebens fällt ein solcher Sonnenblick in meine Seele und wirkt wie Balsam auf Wunden. Es war am 21. November 1816, einem Donnerstage. Die Sonne lag hoch auf den Dächern des Rebstocks, als wolle sie sich ausruhen von der Mühe, die es ihr gemacht, die Morgennebel des Novembertages zu zerstreuen; vom Pfarrturm läutete die Mittagsglocke und ich wollte zur Welt. Im Nebenzimmer saß mein Großpapa, hatte das Frankfurter Gesangbuch aufgeschlagen und las das alte Lied von Gerhardt: „Wie soll ich Dich empfangen und wie begegn' ich Dir?" Darauf sagte die alte Haushälterin, die Grittche, die neben ihm stand: „Herr Rottmann, so höflich wie möglich!" Zwanzig Jahre später stand ich auf dem Frankfurter Kuratelamt vor dem Senator Neuburg und neben ihm saß der Aktuar Gille. Mein Gewissen war nicht ruhig, denn ich hatte mir beim Schneidermeister Griesfelder einen Pelzrock für 80 Gulden machen lassen, und außerdem war noch eine Nota von Herrn Riese eingelaufen für ein beschädigtes Pferd und ein zerbrochenes Cabriolet; denn ich hatte auf einer Fahrt im Taunus umgeworfen. Damals sagte der Senator Neuburg auch: „Wie soll ich Dich empfangen und wie begegn' ich Dir?" und der Aktuar erwiderte: „Herr Senator, so grob wie möglich!" Mein Schicksal mag sich

das wohl gemerkt haben. In meiner Kindheit war es gegen mich so höflich als möglich, und die Erinnerung an meine glückliche, goldene Kinderzeit hat keine Spur von Bitterkeit bei mir zurückgelassen. Aber nachher kam das Schicksal auch so grob wie möglich. Es ist oft grausam mit mir umgegangen.

Ich lag, als wie von Gott geschlagen;
Da hat ein Engel Dich gesandt,
Und als mein Herz schon am Verzagen,
Half Deine weiche warme Hand.

In meines Lebens Öde trat meine Frau. Wenn ich in der Vergangenheit blättere, wo „Lieb' und Haß und alle Leidenschaft mir das Gemüt geschüttelt fieberhaft", wenn ich da eine lange Reihe von Gräbern erblicke derer, die ich liebte und die mich wieder geliebt: das Haupt müßte mir auf die Brust heruntersinken, könnte ich nicht auch sagen: Wie viele leben noch, die mich lieben und mir wohl wollen! Und es lebt auch die Freiheit noch, die meine Göttin war von je, an der Hand der Hoffnung. Es lebt und blüht auch meine gute Vaterstadt, der ich mit vollem Herzen zugetan bin; es lebt und ist neu erstanden unser deutsches Vaterland. Und was in meinem Herzen mich begeistert hat, auch die Poesie ist mir treu geblieben, die Verschönerin meines Glücks und meines Leids. Meine lieben Mitbürger! Die Frankfurter Bürgerschaft, Deutschland, Frankfurt, die Freiheit, die Poesie, sie alle hoch, hoch, hoch!"

Der Gedanke an seine Frau verließ ihn an dem Abend, dessen wahrhaft poetische Stimmung durch die von Hörth, Rittweger, Dan. Saul u. a. gedichteten Festlieder und die Chorvorträge des Liederkranzes, des Neebschen und des Schulerschen Männerchors, des Sachsenhäuser Hermanns-Vereins noch gehobener wurde, nicht wieder. Und als nach der Ansprache des Stadtverordneten Jean Drill, der als „alter Frankfurter" trauliche Erinnerungen weckte, der Präsident des Liederkranzes Dr. Valentin May ein Hoch auf die Familie ausbrachte, da überkam die Trauer den Dichter übermächtig und in einer tiefergreifenden Improvisation lieh er ihr Worte . . .

„. . . O du mein Stern, mein Licht im dunklen Leben,
Mein Augentrost, mein Hort in jeder Not!
Auf Alles war mein Herz gefaßt ergeben,
Auf Alles ja, nur nicht auf deinen Tod.

Tot! Tot! Du schlummerst unter'm kühlen Moose,
Aus meinem Leben, das du hast beseelt,
Herausgebrochen ist die schönste Rose;
Was soll der Lorbeer, wenn die Rose fehlt? ..."

Aber als Tröster nahte dem Dichter der Humor. Zu einem Festspiel hatte einer von Stoltzes geschicktesten Jüngern auf diesem Gebiete, der Kaufmann Heinr. Schnapper, die lustigsten der von Stoltze selbst geschaffenen Gestalten entboten, den David mit der Kapp, Herrn Hampelmann, Pompier Braunschweig, die große Unbekannte usw. und diesen und Herrn Strohecker gelang es bald, die trüben Wolken zu verscheuchen.

Ich muß mir versagen, über den Verlauf der eigentlichen Geburtstagsfeier am nächsten Tag näheres zu berichten, so viel origineller Humor und rührende Dankbarkeit mit den Geschenken zutage trat, die in das schlichte Dichterhaus am Grüneburgweg strömten, und so stimmungsvoll nachmittags die Feier im „Rebstock" war, welche der Bezirksverein Alt-Frankfurt veranstaltet hatte und die der Gesangverein „Arion" durch Gesänge verschönte. Des Dichters Geburtshaus wurde durch eine Marmortafel geschmückt. Gedenken aber müssen wir des näheren der Hauptüberraschung. Im Namen eines alle Kreise der Bürgerschaft vertretenden Komités waren mittags im Hause des Jubilars die Herren Max v. Guaita, Ferdin. Günther und Leopold Sonnemann erschienen. Sie überreichten einen prächtigen Pokal im Stile Jamnitzers mit der Umschrift „Die Frankfurter Bürgerschaft ihrem verehrten Volksdichter Friedrich Stoltze zu seinem 70. Geburtstag". Von einer großen Anzahl Bürger war ein Friedrich Stoltze-Fonds gegründet worden, um dem Manne, „der in heiteren Liedern wie tiefempfundenen Dichtungen Alt-Frankfurts Art und Geist den kommenden Geschlechtern bewahrt hat, ein Zeichen der Verehrung und Anerkennung darzubringen und ihn in den Stand zu setzen, sein vorhandenes reiches schriftstellerisches Material, unbehelligt durch die Sorgen des Tages, der Mit- und Nachwelt zu überliefern". Dem Komité gehörten noch außer den drei Genannten die Herren Dr. med. de Bary, Bürgermeister C. Heussenstamm, Heinr. Hohenemser, Stadtrat Alb. Metzler, Dr. H. Rößler, Herm. Steger, Generaldirektor Vogtherr und Justizrat Dr. Hamburger an. Die Stiftung betrug damals schon 20000 M., wuchs aber noch im Laufe des Jahres

durch weitere Beiträge, vornehmlich aus deutschen Kolonien, aus London, New-York usw.

Die nächste „Latern" brachte des Dichters

„Dank an Frankfurt.

O Himmelstau! Die Würzen triefen
Noch eh' die Abendsonne sank.
Mein Herz, mein Lied, der Seele Tiefen
Sie überfluten mir von Dank.
O Vaterstadt, du ließest prangen
Mich schlichten Mann in Ruhmeszier,
Und liebend hielt'st du mich umfangen.
Marie, dein Segen ruht auf mir!

Du sagtest mir in trüben Stunden,
Wo kaum noch Hoffnung ich gehegt:
Es kommt die Zeit, wo auf die Wunden
Die Vaterstadt dir Rosen legt.
Es ist erfüllt! Die Zeit entschleiert!
Geehrt, gleich einem König schier,
Hat mich die Vaterstadt gefeiert.
Marie, dein Segen ruht auf mir!

Du sagtest mir, als im Exile
Du bei mir warst, der Heimat fern:
Sei treu, mein Fritz, dem höchsten Ziele,
Du darbst für einen guten Stern.
Zur Freiheit hielt ich und zum Volke.
Nun in der Heimat steh' ich hier,
Und Rosen streut die Abendwolke.
Marie, dein Segen ruht auf mir!

Vergessen ist, was ich gelitten,
Das herbe Los als Sohn Apolls.
Um was ich kämpfte und gestritten,
Ich kämpf' es weiter, doppelt stolz.
Von Volk und Freiheit will ich singen,
Hoch will ich halten das Panier!
Und doppelt mutig will ich's schwingen.
Marie, dein Segen ruht auf mir!

O Vaterstadt! Ich ring' vergebens
Nach Worten, wie mein Herz auch tönt;
Hab' Dank! Den Abend meines Lebens
Mit Ehren hast du ihn gekrönt.
Ich steh' zu dir in alter Treue,
Mein pochend Herz, es ist bei dir
Bis in den Tod, den ich nicht scheue. —
Marie, dein Segen ruht auf mir!"

Schon früher hatte er angekündigt, daß er vorhabe, verschiedene in den Jahrgängen der „Latern" veröffentlichte Humo-

ristika, denen er dauernde Wirkungskraft zutraute und die in einem gewissen Zusammenhang standen, in Sammelbänden herauszugeben. „Das Buch der Hampelmänner“, „Alt-Frankfurt im Festgewand (Sängerfest, Gutenbergfest, Goethefeier, Märztage, Schillerfest, Schützenfest, Karnevalistische Krönungsfeierlichkeiten)“, „Alt-Frankfurt in seinen Sprichwörtern und Redensarten“ standen im Plane. An der Vorbereitung dieser drei Sammlungen hat der Dichter in den drei Jahren, die ihm noch zu leben vergönnt war, fleißig gearbeitet, da er aber auch noch eine neue Zusammenstellung seiner hochdeutschen Gedichte unternahm, wo seine Zeit und Kraft zum großen Teil Woche für Woche von der „Latern“ und den vielen Festgedichten in Anspruch genommen wurde, um die man ihn bat, so ist er leider zu keinem Abschluß gelangt. Die Sammlung und Erklärung der Frankfurter Sprichwörter und Volksausdrücke, aus der Otto Hörth dem Band „Vermischte Schriften“ aus dem Nachlaß eine stattliche Probe anfügte, hat er am weitesten gefördert. Über sie schrieb einige Zeit nach Stoltzes Tod Dr. A. Hammeran in der „Frankf. Zeitung“ (1893 Nr. 288): „Es war eine Arbeit seiner letzten Jahre und seine Lieblingsarbeit, er hat mir die ersten Entwürfe gezeigt, aber die Sammlung ist weit über die Erwartung hinausgewachsen. Kein anderer Mensch in Frankfurt hätte so manichfache und kostbare Ausbeute aus dem Schacht dieses tiefen und unerschöpflichen Bergwerks heraufgeholt; sein Gedächtnis für diese Dinge und seine dem Volksgeist ebenbürtige Vorstellungskraft war grandios.“ Als eine lebendige Chronik des alten Frankfurt gelangte er auch auswärts zu Ruf. Der „Briefkasten“ seiner Latern wurde in dieser Beziehung zu einem wahren Auskunftsbureau. Als Professor Erich Schmidt für eine Ausgabe von Goethes Faust Auskunft über eine lokalgeschichtliche Anspielung im 2. Teil bedurfte, wandte er sich an Stoltze. Nie hörte er auf, für eine volstümliche Pflege von Goethes Gedächtnis in der Vaterstadt erfolgreich zu wirken; und wie er 1859 das Unternehmen Dr. Otto Volgers, Goethes Geburtshaus in Besitz des „Freien Deutschen Hochstifts“ zu bringen, aufs eifrigste unterstützt hatte, so trat er noch in seiner letzten Zeit mit Anregungen hervor, die sich auf ein regelmäßiges „Waldfest“ zur Feier von Goethes Geburtstag bezogen. „Daß er in Weimar kää Frankforter Einkommensteuer hat bezahle wolle“, ließ er einmal den Herrn Hampelmann spotten, „is e Faktum. Ich mään

awer, der Frankforter Senat hätt e Schreiwens an ihn richte sölle: Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei! besonnerscht der Goethe, un hätt em noch Geld derrzu gewe sölle."

In diesen letzten Jahren vor seinem Tod hat Stoltze in Frankfurt eine ganz ähnliche Beliebtheit in allen Ständen genossen, wie sie einst Béranger in Paris zu teil ward, als er in seinem Poetenwinkel in Passy wohnte. Er galt bei allen Parteien als der populärste Mann Frankfurts: das bekam er auch einmal amtlich attestiert, denn als bei der Post ein Brief mit der Adresse „Dem populärsten Mann zu Frankfurt a. M." einlief, sandte diese denselben an Stoltze mit dem poetischen Anfügen auf dem Umschlag:

„Nicht steht es zu der Post, zu richten,
Wer wohl am populärsten ist,
Doch nimmt sie an nach den Gedichten,
Daß du es, „alter Stoltze", bist.
Kaiserliches Postamt."

Diese Popularität hatte er in erster Linie seinem liebenswürdigen Humor zu danken, und dem echt und rein „Frankfurterischen" Charakter desselben. „Wie Stoltze", sagt der obengenannte Spezialist auf dem Gebiet der Frankfurter Dialektforschung A. Hammeran, „die Mundart gehandhabt hat, wie er seiner ursprünglichen, tief Atem schöpfenden Charakteristik und dem blitzenden Humor jederzeit poetischen Ausdruck verlieh, das erscheint als eine phänomenale Verkörperung aller guten Eigenschaften der Dialektdichtung. Niemals hat in Deutschland außer Reuter ein mundartlicher Dichter so an das Herz seiner Stammesgenossen gegriffen." Wie Reuter, wenn freilich nur in der Beschränkung auf Frankfurt, hat aber auch Stoltze viele Berufene und Unberufene zum Vortrag seiner humoristischen Stücke begeistert, was nicht wenig zu seiner Popularität beitrug. Der Schauspieler A. Strohecker, ein geborner Sachsenhäuser, war ein unerreichter Meister in dieser Kunst; ich habe hier mit besonderem Dank auch an Frau Anna Hill zu erinnern, die den Mitgliedern des Frankfurter Journalisten- und Schriftsteller-Vereins bereitwilligst wieder und wieder die köstlichsten Schöpfungen des Stoltzeschen Humors vortrug — in jenen Jahren meist in Gegenwart des allverehrten Dichters. Es ist mir ein Bedürfnis, hier auch diejenigen aufzuzählen, die durch eine liebevolle und gerechte Würdigung Stoltzes in der Presse dafür sorgten, daß

ihm nicht erst nach dem Tod die verdiente Anerkennung wurde; mir wurden solche Kritiken bekannt von Th. Curti, Max v. Flotow, Gantter, A. Hammeran, L. Holthof, Hörth, Kahlenberg, G. und O. Kanngießer, Carl Mayer, Elisabeth Mentzel, Emil und Ferdinand Neubürger, Emil Peschkau, H. Pfeilschmidt, Franz Rittweger, Daniel Saul, W. Schulte vom Brühl, Max Schönau, Sigmund Schott, J. Stettenheim, Th. Winkler, J. Landau.

Im Sommer 1890 wurde Oberbürgermeister Miquel als preußischer Finanzminister nach Berlin berufen. Längst hatte sich Stoltze mit dem Manne ausgesöhnt, der ein so ausgezeichneter Verwalter der Vaterstadt war, und so widmete er demselben bei seinem Weggang nach der Reichshauptstadt ein Abschiedsgedicht, in dem er bescheidentlich bekannte:

„Ich kann mit Versch nor unser Stadt besinge,
Im Lied nor preise Frankforts Herrlichkeit,
Was for die Stadt derbei eraus dhat springe,
Dhu ich verschweihe aus Bescheidenheit.
Du awer dhatst deß praktischer bedreiwe,
Du hast gesorgt ääch for ihr Wohl zugleich.
Hab Dank derrfor! Un Du werscht unser bleiwe,
Noch extra unser, ääch im Deutsche Reich . . .“

Mitten aus dem ersten Sturm und Drang der neuen Geschäfte schrieb Miquel, als er das Gedicht gelesen hatte, einen herzlichen Brief an den Dichter. Er sagte u. a.: „Dieser vaterstädtische, ich möchte sagen, ächt Stoltzesche Nachruf wird mir unter meinen „Personalien“ stets eins der liebsten Aktenstücke sein. . . In allen Fällen kann niemand aufrichtiger und herzlicher wünschen, daß Frankfurt sich noch lange seines volkstümlichsten Dichters und seiner Muse erfreuen möge als —

Ihr dankbar ergebener

J. Miquel.“

Der Wunsch sollte leider nicht in Erfüllung gehen. Noch einmal feierte der engere Kreis seiner Freunde mit ihm, Franz Schreiber, den Töchtern, seinen Geburtstag in jenem Zimmer des Rebstocks, wo einst die „Demagogen“ ihre heimlichen Sitzungen hielten. Ich brachte das Hoch auf ihn aus, schon von Abschiedsstimmung bewegt, denn es war entschieden, daß ich zum neuen Jahr nach Stuttgart übersiedeln werde. Als in der letzten Woche des Jahres meiner Frau und mir im „Frankfurter Hof“ von Freunden und Verwandten ein Abschiedsfest veranstaltet

wurde, war der greise Freund schon von dem Leiden befallen, von dem er sich nicht wieder erholen sollte.

„Wie gern wär' ich derrbei! Ach magekatarrhalisch
Bin ich an's Haus gebannt, derf rege kaum en Fuß,
Doch wär mei Mageweh ääch noch so kannibalisch
Vom Grüneborgweg kimmt drum doch mei Abschiedsgruß.“

Von trüber Todesahnung zeigte sein Gruß aber keine Spur. In liebenswürdiger Schelmerei erging sich sein Humor noch einmal in seinen Lieblingsvorstellungen; das Lob der Vaterstadt vereinigte sich mit dem Preis des Schwabenlands, in dem er selbst so gern geweilt hatte.

„So willst De werklich Dich von unsrem Frankfort trenne,
Von hibb un dribb der Bach mit allem Drum un Draa,
Dem Pathorn un dem Mää willst De de Ricke wenne, —
E Mensch net mehr von hie, was fängt dann der nor aa?
Die viele Tugende un gute Eigeschafte,
Die De in unsrer Stadt erworwe nach un nach,
Zum Sege hoffentlich bleibt all deß an Derr hafte,
Vorab is merr'sch net bang um unser hiesig Sprach.
Denn so Ebbes vergißt merr net von heut uff morje,
Un wann De Dich ääch noch so weit von hie entfernst;
Dei Frää, e hiesig Kind, die werrd derrfor schont sorje,
Daß unsern Dialekt De net so bald verlernst.
Die Lieb zur Vatterstadt, die dhut in ihr net wanke,
So wenig als wie je ihr Lieb und Treu zu Dir,
Dei Anna awer, wem, wem dhust De die verdanke?
Wem annerschter als wie nor unsrer Stadt, nor ihr.
Dei besser Hälft die ward nor hie Dir zugemesse,
Schont dessentwege bleibt Dir Frankfort lieb un werth,
Schont dessentwege werrscht de Frankfort net vergesse,
Wo De gegrindt Dir hast Dein eigne traute Herd.
Hie, wo Dein eigene Haushalt de hast begonne,
Wo De mit Frankfort hast gefihlt un Dich erfräät,
Wo so viel Herze Du un Freund Dir hast gewonne —
Jetzt schlägt die Trennungsstunn, der Abschidd dhut uns lääd.
Es is e Katzesprung zwar freilich nor bis Schwawe,
Un wer von Frankfort bis nach Stuttgart iwerzieht,
Is dort noch lang net dodt, geschweihe gar begrawe,
Im scheene Stuttgart werrd kää Mensch net lewensmied.
Des fröhlich Schwaweland versteht sich ääch uff's Lewe,
Frisch un gesund an Geist un Deutschland treu wie Gold,
Am grine Neckarstrom da wachse edle Rewe,
Die Muse ääch, die warn de Schwawe immer hold.
Mit Reiz hat die Natur vielfach das Land gesegent,
An Dhälerschmuck un Berg sieht sich des Ääg net satt,
Um Stuttgart ringsdichum wie prächdig is die Gegend!
Un Kunst un Wisseschaft, sie blihe in der Stadt.

Un darum ääch Glückauf, Johannes un Frää Anna!
Die Abschiedsthräne un des bittre Trennungs-Ach,
Verwannle solle se in Wei sich un in Manna,
Drum noch emal Glückauf zur Fahrt zum Nesebach! . . ."

Der nächste Frühling hatte die Rebenberge Stuttgarts noch nicht begrünt, da las ich in der Zeitung die Trauerkunde: Friedrich Stoltze gestorben! Am 28. März 1891, am Vorabend des Osterfestes, hatte der Tod das nimmer müde Herz stillstehen heißen, dessen Liebefähigkeit schier unerschöpflich schien. In anderm Sinne, als er einst gesungen, erfüllten sich seine Worte:

„Horch! Osterklang, dem Tal entlang,
Ins Morgenrot hinüber!
Gott grüß dich, lieber Glockenklang,
Nun ist die Not vorüber."

Am Dienstag darauf gab die Bürgerschaft Frankfurts seinen sterblichen Resten das Ehrengeleite nach dem stillen Plätzchen, das er sich seit langem schon an der Seite der geliebten Gattin ausersehen hatte.

„Nun ist es endlich mir gelungen,
Nach langer Zeit, mit Lied und Reim,
Nun hab' ich endlich doch ersungen
Für dich und mich ein eigen Heim.

Zwei Kämmerchen, getreu erwogen,
Zwar klein, doch beieinander dicht;
Du bist in deins schon eingezogen,
Ich komme, ich verlaß dich nicht.

Und singen dann die Philomelen,
O Rosen, färbt euch höher rot
Und betet still für ein Paar Seelen,
Die sich geliebt bis in den Tod."

„Seit sie den „alten Hassel" hinausgetragen", so schrieb damals Ludwig Holthof, „hat Frankfurt eine ähnliche Trauerkundgebung nicht mehr gesehen: Tausende und aber Tausende folgten dem Sarge, und unabsehbar wogte die Menge in den Straßen, durch welche der Zug sich bewegte. Nicht ein Bruchteil, eine Schichte oder eine Klasse der Bevölkerung, es war die Stadt, die einen der Besten und Bravsten, die ihr Boden hervorgebracht, zur Ruhe bestattete." Unter dem Trauergefolge schritten der neue Oberbürgermeister Dr. Adickes, Bürgermeister Dr. Heussenstamm, viele Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung, Intendant Emil Claar, Wilhelm Jordan. Sonnemann, der die Kränze der Deutschen Volkspartei

nnd der Stadt Frankfurt auf das Grab niederlegte, feierte den Freiheitsdichter und Patrioten. Er rühmte ihm auch nach, wie oft er im engeren Rate vermittelnd und versöhnend gewirkt habe zwischen den Parteien und Personen. Im Namen der Frankfurter Sängervereinigung und des Bezirksvereins Alt-Frankfurt sprach Jean Drill. Wilhelm Jordans Nachruf, den ich teilweise schon auf Seite 6 zitierte, schloß mit den schönen Reimstäben:

„So lange noch die Mundart, Die treulich, frisch und schlicht
In Deinem Vers Musik ward, In Frankfurt Einer spricht,
So lang im Mainesspiegel Der Pfarrturm sich beschaut,
So lange labe Lauscher Dein Lied im Heimatlaut!“

Jordan sprach für den Frankfurter Journalisten und Schriftstellerverein. Im Namen des Deutschen Schriftstellerverbandes legte Max von Flotow einen Kranz auf das Grab; Redner folgte auf Redner, auch die Freunde Otto Hörth und Daniel Saul kamen zu Wort, Vertreter des Schwäbischen Volksvereins und des Frankfurter Demokratischen Vereins, der Frankfurter Turner und Schützen, des Neuen Bürgervereins, die Herren Cahn, Hamburger, Gräser, Riese, Reinhard, Hoffmann, Jak. Fey, Könitzer, Dietz, H. Schnapper, Ferd. Neubürger. Die Musikkapelle der Freiwilligen Feuerwehr hatte den Zug geleitet; ein Chorlied des Neeb'schen Männerchors bildete den Schluß der großartigen Trauerfeier. Die Frankfurter Presse aller Parteien hatte für den Dichter nur Worte der Sympathie und Würdigung.

Der allgemeinen Trauer entsprach der Eifer, mit dem man sofort die Errichtung eines Stoltze-Denkmals ins Auge faßte. Den Vorsitz in dem sich bildenden Ausschuß übernahm der Stadtverordnete Dr. Heinrich Rößler, Schatzmeister wurde Kommerzienrat Max v. Guaita. Alle politischen Parteien hatten ihre Vertreter in dem Ausschuß; der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Wilhelm Schmidt folgte der Einladung zum Beitritt ebenso wie die nationalliberalen Landtagsabgeordneten Stadtrat Albert Metzler und August v. Hergenhahn. Ich nenne noch zur weiteren Charakteristik der Einigkeit, die Stadträte Heinrich Flinsch, Senator Dr. v. Oven, die Stadtverordneten J. Andreae-Passavant, P. B. Bonn, O. Braunfels, Dr. Caspari, J. Drill, Dr. Ad. Fester, Dr. Fritz Friedleben, Dr. H. Oswalt, J. Steyert, L. Sonnemann, ferner Dr. Alfons Steinle, Geh. Sanitätsrat

Heinr. Hoffmann, Emil Claar, S. Kohn-Speyer, Ferd. Günther, Ch. Hallgarten, A. und J. Fey, S. Cahn, Jean Reinhard, C. L. Schäfer, L. A. Hahn, die Architekten A. Haenle, Franz v. Hoven und A. Linnemann, die Redakteure Max v. Flotow, Otto Hörth, Dr. J. Stern.

Das nach dem Entwurf von Friedr. Schierholz von Fritz Klimsch gestaltete Denkmal wurde ganz in der Nähe von Stoltzes Geburtshaus auf dem kleinen Hühnermarkt errichtet: ein Brunnen, dessen Säule die Bronzebüste des Dichters trägt und in dessen drei Muschelbecken das Wasser aus den Schnäbeln dreier Tauben fließt. Die drei Bronzereliefs zwischen den Ecken zeigen die Frankofurtia mit der Friedenspalme, den Großvater Rottmann, wie er das Fritzi über Frankfurts Macht und Größe aufklärt, und den Frühlingsengel („Es geht e Engel dorch die Welt"). Am oberen Teil des Postaments ragen drei Köpfe hervor; sie erinnern an den „roten Schornsteinfeger", „Die Kapp" und die Sachsenhäuser Gärtnerei. Apfelgehänge über den Schalen deuten auf das „Reweblut von Appelbääm". Als Widmungsinschrift trägt das Denkmal die Verse, die Stoltze einst seinem Freunde Michael Bing, einem dem Kaufmannsstande angehörigen, im „Liederkranz" sehr beliebten Vortragskomiker widmete:

„Der lebte nicht vergebens,
Auch ihm sei Dank und Sang,
Wer um den Ernst des Lebens
Den Menschen Rosen schlang;
Wer auf umwölkte Brauen
Und in die Herzen tief,
Wo Dunkel lag und Grauen,
Ein sonnig Lächeln rief."

Die tiefempfundene Strophe schildert in der Tat die schöne Mission, die Stoltze selbst als urwüchsig echter deutscher Humorist erfüllt hat. Das gilt auch von den folgenden Strophen:

„Das Schicksal nimmt, das rohe,
Nicht Rücksicht und Bedacht;
Gesegnet sei, wer frohe,
Vergnügte Menschen macht,
Wer mit Humor im Bunde
Die Sorgen treibt zu Hauf!
Wiegt eine heit're Stunde
Doch tausend trübe auf!

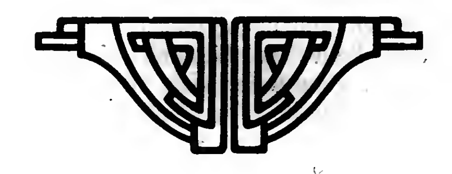
Gepriesen, wer die Zöpfe
Mit heil'ger Lauge beizt,
Wer selber Sauertöpfe
Zu hellem Lachen reizt;
Wer, wie ein Schwert in Rosen,
Die Satyrgeißel trägt,
Und unversehns die großen
Und kleinen Toren schlägt.

Gepriesen, wem im Herzen
Der Schalk wohl immer saß,
Doch wer bei seinen Schmerzen
Der Schönheit nie vergaß;
Wer nie die Schellenmütze
Vor einem Mächt'gen zog —
Das ist die rechte Grütze!
Humor ist Demagog!"

Die Verbreitung der Werke Stoltzes ist seit seinem Tode in erfreulicher Zunahme begriffen. Viel hat dazu beigetragen die Veranstaltung einer neuen Ausgabe der „Hochdeutschen Gedichte", die nach dem Plane des verstorbenen Dichters von Otto Hörth im Verlag von Heinrich Keller veranstaltet wurde und zu Weihnachten 1891 erschien, noch mehr natürlich die Vereinigung der 4 Bände „Gedichte in Frankfurter Mundart" I und II, „Novellen und Erzählungen in Frankfurter Mundart", „Hochdeutsche Gedichte", zu einer neuen Gesamtausgabe, die Ende 1895 durch einen fünften von Otto Hörth mit einer biographischen Einleitung herausgegebenen Band „Vermischte Schriften" ihren Abschluß erhielt. Für diese Gesamtausgabe wurde der Einband nach einem schönen Entwurf Linnemanns hergestellt. Das Erscheinen in dieser Sammlung bedeutete für die „Gedichte in Frankfurter Mundart" I und II die 12. und 7., für die „Novellen und Erzählungen" die 2. Auflage. Heute liegen die ersteren Bände in 27. und 17. Auflage vor. Die 18. Auflage des 1. Bandes erschien 1896, die 24. 1901, die 25. 1902, die 27. 1903. Im Jahre 1900 hatten es die Novellen und Erzählungen zur 8., die Hochdeutschen Gedichte zur 6., die Vermischten Schriften zur 5. Auflage gebracht.

Den Verlegern, den Söhnen des Mannes, der sich 1861 zur Herausgabe von Stoltzes Gedichten entschloß, verdanke ich interessante Mitteilungen über den Absatz der Stoltzeschen Werke nach auswärts. „Da Frankfurter Kaufleute in der ganzen weiten Welt zu finden sind, so haben auch Stoltzes Frankfurter

Dichtungen schon frühzeitig in fernen Landen Eingang gefunden, und es sind vielfach Bestellungen aus überseeischen Ländern, z. B., aus Kapstadt, eingelaufen. In London haben im Laufe der Zeit zahlreiche Exemplare Absatz gefunden. Namentlich aber erwies sich New-York als ein günstiges Absatzgebiet. Auf deutschem Boden fanden die Stoltzeschen Dichtungen außerhalb Frankfurts zunächst in den Nachbarstädten Offenbach, Hanau, Darmstadt, Mainz, Worms, Heidelberg u. s. w., dann namentlich in Südwestdeutschland Eingang. Doch auch aus anderen deutschen Landesteilen machte sich seit langem eine lebhaftere Nachfrage bemerkbar, die seit dem Tode des Dichters eine Steigerung erfahren und sich seitdem im allgemeinen auf einer ansehnlichen Höhe erhalten hat." Auf Grund dieser Tatsachen kann es auch nur eine Frage der Zeit sein, daß, nachdem Hörth in dem Band „Vermischte Schriften" nur eine kleine Auswahl aus der Fülle dessen ans Licht fördern konnte, was von Stoltzes bester humoristischer Dichtung noch ungehoben in alten Bänden der „Frankfurter Latern" ruht, dieser noch weiteres folgen wird. Die früher von mir hervorgehobenen Episoden in „Polen und Studenten" gehören nach der Überzeugung aller Kenner zum Allerbesten, was an frohsinnigem, liebenswürdigem, lebensprühendem, echt deutschem Humor unsere Nationalliteratur hervorgebracht hat, wie so vieles von den kleineren Schöpfungen des Dichters. Möge mein Buch dazu beitragen, daß sich dieser Schatz immer weiteren Kreisen unsrer Nation erschließt!



Druck von Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.

Eine Frühlingsreise in Griechenland

von A. Döring,

Gymnasialdirektor a. D. und Professor an der Universität Berlin.

Mit acht ganzseitigen Illustrationen. In moderner Ausstattung.

Broschirt M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Straßburger Post. Und diese Begeisterung bricht an gewissen Stellen in kräftigschönem Ausdruck hervor, der durch seine antike Einfachheit doppelt wirkt. So regt das Buch bald zur Heiterkeit an, bald zum Ernst, durchweg aber zu lebhafter Teilnahme.

Neue Freie Presse, Wien. Die Vorzüge seiner Schrift liegen in genauen Beobachtungen und Angaben über das Technische des Reisens in Griechenland, in reichlicher Mitteilung von Eindrücken und Erlebnissen, die das heutige Leben im Lande betreffen und darin, daß ihn seine Reise in ungewöhnlicher Ausdehnung Griechenland kennen gelehrt hat. . . . . Möchten diese Bemerkungen recht viele veranlassen, auch aus dieser Schrift Anregung und Lust zur Reise nach dem Lande der Griechen zu schöpfen.

Neueste Nachrichten, Elberfeld. Diesen lobenswerten Plan hat Doering im großen und ganzen vortrefflich durchgeführt. Verständigerweise hat er sich nicht mit den landläufigen Sehenswürdigkeiten begnügt, sondern er hat es sich angelegen sein lassen, möglichst weit herumzukommen und möglichst viel zu erleben.

Amerika noch nicht am Ziele.

Transgermanische Reisestudien

von Cd. M. von Unruh.

Preis elegant broschiert M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Hamburger Fremdenblatt. Es tut wohl, auf die „unbegrenzten" Lobeshymnen auf Amerika endlich einmal wieder ein Buch anzutreffen, das auch den Unzulänglichkeiten gerecht wird und das mit größtem Rechte hervorhebt, ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten könne Amerika erst dann werden, wenn die großen und verhängnisvollen Fehler in Legislatur und Leben ihre Begrenzung erfahren haben.

Berliner Morgenpost. Trotz der hohen und weitausschauenden Betrachtungen kommt der Leser infolge der gründlichen Kenntnis des Verfassers von den amerikanischen Zuständen zu dem Genuß höchst anziehender Lebensbilder.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Trotz der umfangreichen Literatur über die immer mächtiger emporwachsende große Union einmal ein wirklich neues Buch! Dasselbe enthält so vieles, was bisher bei uns im alten Europa noch nicht bekannt ist oder beobachtet worden, daß es in der Tat eine Lücke ausfüllt. — Die Lektüre des vorliegenden Buches sollte jeder sich angelegen sein lassen, bevor er eine Reise in die Union unternimmt.

Berliner Zeitung. Dieses Buch ist keine Wiederaufwärmung, Verdünnung, Verbreiterung bekannter neuerer Amerikaliteratur, sondern eine auf scharfer Beobachtungsfähigkeit und tiefgründigen Forschungen beruhende, sehr interessant geschriebene Neuschilderung, die mit Schäden derb ins Gericht geht und die Kehrseite der Denkmünze rücksichtslos bloslegt.